

Weihnachten 1945 Ein Buch der Erinnerungen

Herausgegeben von Claus Hinrich Casdorff



1945

dtv

Das Buch

Weihnachten 1945 – Deutschland lag in Schutt und Asche. Viele Familien waren noch auseinandergerissen, Millionen von Frauen und Müttern warteten in banger Sorge auf die Heimkehr ihrer Männer aus der Kriegsgefangenschaft. Die Versorgung mit Lebensmitteln war katastrophal. Die Wohnungen konnten kaum geheizt werden, durch Ritzen und Spalten piff der Wind. Aber trotz allem war das Weihnachtsfest 1945 zum ersten Mal seit Jahren wieder ein Fest des Friedens, ein Fest der Hoffnung. Welche Sorgen und Nöte, Hoffnungen und Erwartungen sie ganz persönlich in den Weihnachtsfeiertagen begleitet haben, schildern Kirchenführer, Politiker, Verleger, Künstler, Publizisten und Schriftsteller in diesem Buch.

Der Herausgeber

Claus Hinrich Casdorff, geboren am 6. August 1925, begann 1947 seine journalistische Laufbahn als politischer Redakteur beim NWDR, Hamburg; 1956 Chef vom Dienst der Hörfunk-Nachrichtenabteilung des WDR; 1972 Leiter der Programmgruppe Magazine im Fernsehen des WDR; 1977 stellvertretender Chefredakteur des WDR-Fernsehens und Leiter der Programmgruppe Innenpolitik/Fernsehen; 1982-1990 Chefredakteur der FS-Landesprogramme des WDR.

Weihnachten 1945
Ein Buch der Erinnerungen

Herausgegeben von
Claus Hinrich Casdorff

Deutscher
Taschenbuch
Verlag



Die Vorbemerkungen zu den einzelnen Beiträgen stammen vom
Herausgeber.

Ungekürzte Ausgabe

Oktober 1989

5. Auflage September 1993

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Alle Rechte vorbehalten

Erstveröffentlichung: Königstein/Ts. 1981

Umschlaggestaltung: Celestino Piatti

Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen

Printed in Germany • ISBN 3-423-25028-3

Inhalt

CLAUS HINRICH CASDORFF: Ein sehr persönliches Vorwort	10
HEINRICH ALBERTZ: Celler Weihnachten	20
WOLF GRAF VON BAUDISSIN: Schmollende Götterdämmerung	26
KLAUS VON BISMARCK: Von Weihnachten zu Weihnachten	36
HEINRICH BÖLL: Hoffentlich kein Heldenlied	58
CHRISTINE BRÜCKNER: Altgewordene Kinder des Dritten Reichs	68
FRITZ BRÜHL: Bilder aus einer verstörten Stadt	74
WALTER DIERKS: Zwiespältige Erfahrungen	94
JOSEF ERTL: Aufbruch aus der Stunde Null	104
HEINZ FRIEDRICH: Versuch einer Erinnerung	116
MARTIN GREGOR-DELLIN: Marginalien über kein Weihnachten	134
HILDEGARD HAMM-BRÜCHER: Weihnachts geschichte 1945	140
JOSEPH KARDINAL HÖFFNER: Neuer Aufbruch des Glaubens	150
WALTHER LEISLER KIEP: Gespräch über alle Grenzen	156
HEINZ KÜHN: Heimkehr aus dem Exil	168
SIEGFRIED LENZ: Eine Art Bescherung	178
RICHARD LÖWENTHAL: »Denk' ich an Deutschland« von England aus	184

LOLA MÜTHEL: Eine Schauspielerin in Deutschland	192
LEONIE OSSOWSKI: Das Weihnachtssessen	198
KLAUS PIPER: 1945. Einige Reflexionen, damals und heute	208
ANNEMARIE RENGER: Die erste Friedensweihnacht – zur Zukunft entschlossen	222
LUISE RINSER: Von der Liebe zum Menschen	230
WALTER SCHEEL: Ohne Angst vor der Zukunft	238
FRANZ WÖRDEMANN: Weihnachten 1945. Vergeblicher Versuch, einen Punkt zu vermessen	242
PETER VON ZAHN: Weihnacht der Einsamen	262

Ein sehr persönliches Vorwort

Weihnachten 1945, ein Buch der Erinnerungen, – was soll das eigentlich? Da schreiben zwei Dutzend Frauen und Männer untereinander, was sie am ersten Weihnachtsfest im Frieden und in relativer Freiheit nach vielen bitteren Jahren erlebt und erduldet haben, an was sie sich erfreuten und welche Gedanken sie in die Zukunft schickten. Aber warum nur: Die Anteilnahme am Schicksal anderer ist von jeher gering, Aufmerksamkeit ist nur zu verzeichnen, wenn Sensationen angeboten werden, wenn die Möglichkeit besteht, sich am Leid von Zeitgenossen zu ergötzen.

Solche und ähnliche selbstquälerische Gedanken haben mich in den letzten Monaten immer wieder überfallen, als es galt, einen spontan übernommenen Auftrag auszuführen und zusammenzutragen, was prominente Weggefährten vor vielen Jahrzehnten empfunden haben, damals, als alles in Schutt und Asche lag, der Hunger sich eingenistet hatte, eine düstere Zukunft nur ganz gelegentlich durch einen dünnen Lichtstrahl aufgehellt wurde. Aber je länger die Arbeit dauerte, je größer die Zahl der Politiker, Kirchenführer, Schriftsteller, Verleger und Schauspieler wurde, die sich zur Mitwirkung entschließen konnten, je geringer wurden die Zweifel an dem Sinn eines solchen Unternehmens. Kein Manuskript, das nicht mit einer Überraschung aufwartete, das nicht unbekannte Seiten von Persönlichkeiten aufblätterte, denen im Volksmund gleichermaßen Herzenskälte wie seelische Wärme, Gewinnstreben wie Fürsorge für Hilfsbedürftige nachgesagt werden. Der eine schrieb auf dem grauen Papier der

Umweltschützer, der andere ließ von seinen Mitarbeitern in gestanzten Zeilen und auf feinsten Bogen die Gedanken festhalten, der dritte verzichtete auf jede Akkuratess, der vierte schickte seinen Beitrag mit Brief und Siegel. Aber eines hatten alle Manuskripte gemeinsam: sie ließen das persönliche Erleben längst vergangener Tage so plastisch wieder wach werden, daß man es förmlich mit den Händen, mit dem Verstand, aber vor allem auch mit dem Herzen packen konnte. Das war mehr als die Aneinanderreihung recht zufälliger Erlebnisse und Gemütsstimmungen, nein, ein Stück Zeitgeschichte begann sich zu bündeln. So wurde aus einem Buch der Erinnerungen ein Lehrstück für die heutige Generation, oft spannend wie ein Kriminalfilm, manchmal von spröder Eindringlichkeit, häufig rührend wie ein Frauenroman. Auf jeden Fall aber reihte sich Aussage an Aussage von Menschen, die den Beweis dafür lieferten, daß sie in der Lage sind, eigene Erfahrungen in Ratschläge für andere umzumünzen. Deshalb sind die Kapitel in diesem Buch dazu angetan, bei den Älteren das Gedächtnis für eine längst vergessene Zeit zu schärfen, bei der Jugend Verständnis für viele bisher nicht greifbare Widersprüche zu wecken.

Nicht jeder, den wir gebeten hatten, durch eigene Leistungen in diesem Sammelband zum Erfolg beizutragen, konnte sich zu einer solchen Hilfe entschließen. Die Absagen sprachen von Zeitnot, von eigenen schriftstellerischen Plänen, von mangelndem Erinnerungsvermögen, von der Weigerung, böse Zeiten Wiederaufleben zu lassen. Aber jedes Nein war zugleich ein Glückauf – das machte Mut, sich weiter im Lande umzuschauen. Und die Ernte, die schließlich eingefahren werden konnte, war reicher Lohn für gern übernommene

Mühe. Dafür sei denen Dank, die sich trotz beruflicher Überlastung und persönlicher Anspannung die Zeit abgerungen haben.

Der Herausgeber dieses Buches war selbst Zeitgenosse des ersten Weihnachtsfestes nach dem Kriege. Und so will er sich nicht darauf beschränken, weiterzugeben, was andere damals gedacht und getan haben, sondern er will sich – wie sie – stellen. Denn der Appell an Dritte, die Jugend an ihren Erlebnissen teilhaben zu lassen, ist eine Verpflichtung, es genauso zu tun. Wir alle haben einiges wieder gutzumachen:

Ich sehe sie noch vor mir, als sei es gestern gewesen, die kleine Familienrunde, die sich am Heiligen Abend des Jahres 1945 in Hamburg versammelte. Die ehrwürdige Großmutter, die während des Krieges in Deutschland ausgeharrt hatte, jetzt aber in ihrer Leidensfähigkeit so geschwächt war, daß sie die Heimkehr in ihre brasilianische Heimat mit letztem Elan betrieb. Die Mutter, die sich viele Kriegsjahre in der Sorge um ihren Sohn verzehrt hatte und jetzt immer noch kaum glauben konnte, daß der Junge wieder zu Hause war, zwar ausgezehrt und kränklich, aber immerhin mit heilen Knochen aus der Sowjetunion heimgekehrt. Und ich, ganze zwanzig Jahre alt, aber schon mit einem Bündel böser Erinnerungen an Krieg und Gefangenschaft beladen. Der Kanonenofen bolperte, Rauch durchzog in beißenden Schwaden die Wohnstube, der erste Festtagsbraten mundete wie Götterspeise, auch wenn er zäh wie Leder war. Ein ganzer Kasten voller Silberbestecke hatte bei seinem Einkauf den Besitzer gewechselt, ein Karton mit Porzellan war für ein Getränk eingetauscht worden, das sich Cognac nannte, aber wohl eher eine besonders primitive Ausgabe von Fruchtsaft war. Da saßen die drei

Generationen einer Hamburger Kaufmannsfamilie beieinander, glücklich, wieder vereint zu sein, aber zugleich voll bangender Erwartung künftiger Zeiten, die nichts Gutes versprachen. Die Großmutter sorgte sich um ihr künftiges Leben in tropischer Hitze, die Mutter fragte sich, wie sie wohl in Zukunft ihre Familie annähernd satt bekommen sollte, der Sohn machte sich Gedanken über einen künftigen Beruf – mit dem Im- und Export, so wie es in Generationen die geradezu selbstverständliche Beschäftigung der Männer seiner Familie gewesen war, dürfte es auf keinen Fall mehr etwas werden. Doch alles wurde überstrahlt von der Gewißheit, daß das Schlimmste jetzt überstanden sei, daß Menschlichkeit und Güte, Liberalität und Nächstenliebe am Ende doch über das Böse triumphiert hatten. Und so hing ein jeder seinen Gedanken an traurigere Weihnachtsfeste in der Vergangenheit nach ...

Weihnachten 1942. Ich war kurz zuvor aus der Gestapohaft entlassen worden, ein Regime hatte sich nicht entblödet, Jünglinge von 16, 17 und 18 Jahren wegen staatsfeindlicher Äußerungen und Umtriebe einzusperren, sie zu prügeln und zu schinden, sogar mit dem Tode zu bedrohen. Und das alles nur, weil sie sich nicht mit nationalsozialistischer Propaganda abpeisen lassen wollten, weil sie Informationen sammelten, aus welcher ausländischen Quelle sie auch zu erlangen waren, weil sie dann auch weitergaben, was sie über die Kopfhörer ihrer Radios erfahren hatten. Das genügte offenbar, um einen nahezu perfekten Polizeistaat in Angst und Schrecken zu versetzen. Eine Handvoll Kinder gegen Tausende von Agenten der Geheimen Staatspolizei und schon triumphierte die Brutalität der Übermächtigen. Väterliche Fürsprache und viel

Glück hatten dazu geführt, daß ich nicht in ein Jugend-KZ abtransportiert, sondern mit der Auflage entlassen worden war, meine »tiefe Schuld« im soldatischen Kampf gegen die Feinde des Reiches abzutragen. Niemals, so mußte ich schriftlich bestätigen, würde ich Anspruch auf eine verantwortungsvolle Stellung im Hitler-Regime erheben, das Kainsmal wurde in die Akten für alle Zeiten aufgenommen, Register C, Schutzhäftling aus Zelle B 2/17. Doch im Spätherbst, ein paar Wochen vor Weihnachten, war die Gefangenschaft zu Ende, die Einberufung schon beschlossen, ein Siebzehnjähriger hatte seinen Geburtstag in der Haft begangen, den Heiligen Abend hockte er wie ein kleiner Junge hilflos neben der Mutter, beide voller Angst, aber beide auch voller Zorn. In solchen Stunden wird Haß geboren. Wer das Herz einer Mutter so tief verletzt wie die NS-Härscher, der hat sich den Anspruch auf Milde verscherzt. Daran mußte ich denken, als wir am ersten Weihnachtsfest nach dem Zusammenbruch von einer Zentnerlast erleichtert zusammensaßen. Aber auch die Erinnerungen an andere Tage wurden wieder lebendig.

Weihnachten 1943. Aus dem entlassenen Gestapo-Häftling war ein deutscher Soldat geworden. Die Wehrmacht hatte den Krieger wider Willen in die Sowjetunion geschickt, den Untermenschen zu bekämpfen. Der erste Flaum kroch auf der Oberlippe entlang, der Umgangston sorgfältiger Internatserziehung war rüder Soldatensprache gewichen, Blut und Schweiß gehörten ebenso zu den Selbstverständlichkeiten des Alltags wie die wachsende Begabung, sich blitzschnell zu verdrücken, wenn Vorgesetzte den von ihnen für sich selbst verschmähten Heldentod ihren Untergebenen zumuten wollten.

Aber – und das sei nicht verschwiegen, weil es unredlich wäre –, es gab damals auch einen Weihnachtsbrief an die Familie, in dem viel von der Pflicht die Rede war, das Vaterland zu schützen, die rote Flut abzuwehren. Die Umerziehung war an dem Jüngling nicht spurlos vorübergegangen. Wer gelernt hatte, daß er sich jeden Tag seiner Haut wehren muß, wenn er überleben will, der fragt nicht mehr nach der Schuld an diesem Krieg, der sieht in jedem Mann in anderer Uniform den Feind, der ihm an die Gurgel springen will. Doch die Besinnung setzt dann schnell wieder ein, so wie in den Weihnachtstagen des Jahres 43, als die Kälte durch Stiefel und Fußlappen kroch, der Schnaps den Verstand umnebelte, die amtlich bestellten Sprücheklopfer sich bei der Erfindung immer neuer Schmähereien und Aushalteparolen geradezu überschlugen und gleichzeitig eine gebeutelte Zivilbevölkerung in einem besetzten Land schlimmer zusammengepfercht dahinvegetieren mußte als die Pferde des bespannten Artillerie-Regiments. Daran mußte ich im trauten Familienkreis zwei Jahre später denken, daran, daß der schlimmste Feind des Menschen der Mensch ist. Das sollte sich dann auch bald bestätigen.

Weihnachten 1944. Die Eroberer, die ausgezogen waren, ein Riesenreich zu unterwerfen, befanden sich auf der Flucht in Richtung Westen. Unter denen, die gerne mitgelaufen wären, aber das bittere Los der Gefangenschaft auf sich nehmen mußten, weil ihre verletzten Beine sie nicht mehr trugen, war auch ich. Nach schier endlosen Vernehmungen und Verhören, nach einem »Triumphmarsch« durch Moskau mit 80 000 anderen deutschen Kriegsgefangenen, dem Volk als lebende Beute vorgeführt, war ich in einem Lager an der Wolga ge-

landet, die Nummer 188, die Stadt: Tambow. Spezialist war ich geworden, behend im Umgang mit der Axt beim Bau von Wolgakähnen. Arbeit bei 40 Grad Kälte, Arbeit mit gefrorenem Holz, so daß Planken zersplitterten wie Zahnstocher, ernährt von ein paar hundert Gramm glitschigen Brotes und einer Wassersuppe, als Nachtlager drei übereinanderliegende Holzpritschen, Läuse, Wanzen, Krätze und Durchfall. Not, so sagt man, Not schmiedet Menschen zusammen, macht aus Nachbarn wirkliche Kameraden. Nichts anderes als ein Schmarren ist eine solche Behauptung. In der Not ist sich jeder selbst der Nächste, stiehlt dem Freund die Nahrung, zieht dem sterbenden Kumpel den Ehering vom Finger, weil er ihn gegen ein Häuflein Tabak eintauschen will. Das ist die Lehre aus der Gefangenschaft, ein wichtiges Kapitel ist mir damals Weihnachten 1944 beigebracht worden. Wir hatten Frauen als Wachpersonal, wohin sollten wir denn auch schon entweichen. Wir hatten einen sowjetischen Oberleutnant als Kommandanten unseres Außenkommandos, aber wir hatten auch deutsche Landsleute als Aufseher. Während wir von Kopf bis Fuß geschoren einherliefen, ließen sie sich die Haare wachsen, während wir uns gegen die Kälte jeden erreichbaren Lumpen auf den Körper banden, stolzierten sie in fabrikneuen Wattejacken einher, während wir vom Hunger gepeinigt wurden, schlugen sie sich die Bäuche voll –, wohlgermerkt mit der Verpflegung, die für alle bestimmt war. Das waren jene, die uns wieder einmal den Haß gelehrt haben. Und zum Weihnachtsfest hatten sie sich eine besondere Überraschung ausgedacht. Sie ließen uns wissen, daß die Genfer Konvention für Kriegsgefangene zwar Feiertagsruhe vorsehe, wir aber fürstlich belohnt würden, wenn wir trotzdem arbeiteten. Also

wurde malocht, die versprochene Sonderration Brot, Fett und Hirsebrei war zu verlockend. Nur als wir erwartungsvoll die Küchenbaracke umlagerten, um die zusätzliche Verpflegung in Empfang zu nehmen, gab es wiederum nur Wassersuppe und den üblichen Kanten Brot. Das, was die sowjetischen Wachleute aus ihrem Vorrat bereitgestellt hatten, war längst in den Mägen unserer deutschen Aufseher verschwunden. An dieses Gefühl der Ohnmacht, das uns damals befallen hatte, mußte ich denken, als ich dann ein Jahr später einen bescheidenen Braten aufschnitt. Jeder Fortschritt, und wenn er auch noch so gering ist, wird als Labsal empfunden. Der Mensch lernt sehr schnell, dankbar zu sein.

So ist am Heiligen Abend des Jahres 1945 ein ganzes, wenn auch noch sehr kurzes Leben an mir vorbeigezogen. Seine Höhepunkte waren nicht gerade glänzend, ganz im Gegenteil, Angst und Not hatten immer wieder Glück und Zufriedenheit aus dem Rennen geschlagen. Aber es hatte mich auch zu der Überzeugung gebracht, daß ein Mann – natürlich auch wie jede Frau – viel mehr ertragen kann, als sich der Zweifler vorstellt. Nur eines darf nie verlorengehen: die Zuversicht, das Gottvertrauen. Wer sich selbst aufgibt, wer die Hoffnung fahren läßt, der zerbricht schnell, der ist unfähig, aus eigener Kraft für Besserung zu sorgen. Die Jahre nach dem Krieg haben bewiesen, wie viele Menschen es in Deutschland und anderswo gibt, die sich von solcher Einsicht tragen lassen, die Veränderungen zum Guten herbeiführen, wo alles im Sumpf zu ersticken droht.

Weihnachten 1945. Für mich war es ein neuer Start.

HEINRICH ALBERTZ

Millionen von Fernsehzuschauern waren Augenzeugen, als ein bebrillter, durch die äußerliche Erscheinung kaum beeindruckender Mann von der Gangway einer Lufthansa-Maschine freundlich winkte, bevor er einen Flug ins Ungewisse antrat. Heinrich Albertz, Pfarrer und Berliner Bürgermeister in vielen Jahren, hatte sein ganzes persönliches Prestige eingesetzt, um ein schreckliches Ende terroristischer Gewalttaten zu verhindern, die Freilassung von Geiseln durch die Freigabe von verblendeten jungen Menschen zu erreichen.

Heinrich Albertz war ein Stadtoberhaupt, dessen Arbeit auch durch eigene Fehler nicht immer von Erfolg gekrönt wurde. Damals haben wir beide oft Schwierigkeiten gehabt, den anderen zu verstehen. Seine eigentliche Leistung begann viel später, sie reicht bis in den heutigen Tag. Wer kann mit dem gleichen Brustton der Überzeugung wie er behaupten, als alter Mann von der Jugend geschätzt zu werden? Die unruhigen Geister unserer Tage, die sich von allen verfemt und verleumdet sehen, in Heinrich Albertz haben sie einen ebenso verständnisvollen wie kritischen Freund. Wir könnten ein paar mehr von seiner Qualität gebrauchen. Ein Händedruck von ihm ist auch für uns, die wir zwischen den Generationen stehen, eine Auszeichnung.

Celler Weihnachten

Zuerst wird man wohl die Stadt beschreiben müssen, in der ich mit meiner Frau und zwei kleinen Kindern – das dritte war noch nicht geboren und sollte erst Weihnachten 1946 unter unsäglichen Verhältnissen unter dem Weihnachtsbaum liegen – das erste Fest des Friedens gefeiert habe. Celle also – eine fast heil gebliebene Stadt. Nur um den Bahnhof herum hatte es einige Zerstörungen gegeben. Sonst war alles erhalten, die schönen Fachwerkhäuser, das Schloß und die erzkonservativen Bürger. Fast alle waren – wie überall sonst – Nazis gewesen, aber unter der Decke doch wohl eher welfisch gesinnte Zeitgenossen, die überlebt hatten und sich in ihrer heilgebliebenen Welt nun plötzlich, außer der britischen Besatzungsmacht und den aus dem KZ Bergen-Belsen freigelassenen Häftlingen – keiner hatte natürlich gewußt, daß es ein solches KZ gab – Tausenden von Flüchtlingen aus dem deutschen Osten gegenübersehen. Eben unter diesen entwurzelten heimatlos gewordenen Menschen, ohne jeden Besitz, arbeitete ich als ein sogenannter Flüchtlingspastor, dem man für diese Arbeit ein Büro und die notwendigsten technischen Hilfsmittel zur Verfügung gestellt hatte. Zuerst war es ein Auftrag der Kirche. Bald kam ein Auftrag der Stadt Celle hinzu und so hing vor meiner Tür – furchtbar für alle Anhänger der Lehre von den zwei Reichen – ein Schild mit der Aufschrift: »Evangelischer Flüchtlingspastor Celle – Flüchtlingsamt der Stadt Celle«. Wir hausten im 2. Stock eines der schönsten Gebäude unmittelbar neben der Stadtkirche an der Stechbahn: in einem Zimmer, als Wohnung für die Frau und zwei

Kinder, gleichzeitig Küche und Waschraum, ein kleines Büro, in dem ich schlief, und drei weitere Räume, in denen ein halbes Dutzend ehrenamtlicher Mitarbeiter den Strom von Sorgen aufzufangen versuchten, den Hunderte von Menschen jeden Tag über knarrende Treppen in unsere Räume brachten.

Ich habe niemals deutlicher als in diesen Monaten um Weihnachten 1945 herum die Wahrheit erfahren, wie sehr die Umwelt das Bewußtsein bestimmt, oder um es drastischer und mit Bert Brecht zu sagen, wie sehr das Fressen vor der Moral kommt. Besitz wurde mit Händen und Klauen verteidigt, Wohnraum wurde nur unter äußerstem Druck freigegeben. Und umgekehrt, wie sollte es anders sein, bestimmte der Kampf um die nackte Existenz, d. h. also um Essen, Wohnung, Kleidung und irgendeiner Art von Arbeit die Tage der Heimatlosen. Fast alle Familien dieser geflüchteten Menschen waren noch getrennt, fast jeder suchte Männer oder Söhne oder verlorengegangene Frauen und Kinder. Wir gründeten um die Stadt herum sogenannte »Inseln«, wo in primitiven Unterkünften wenigstens eine Adresse verfügbar war, für die der Suchdienst arbeiten konnte.

Vor diesem Hintergrund wurde Weihnachten gefeiert, kam der Advent und schließlich der Heilige Abend. Wiederum: Niemals in meinem Leben habe ich so deutlich erfahren, wie unabhängig von Besitz und Sicherheit, ja geradezu als eine Art Gegenwelt zu dem Rennen und Laufen um Essen und Schlafen, die Weihnachtsgeschichte unmittelbar und fast wörtlich verständlich wurde, und wie dieses Kind, dessen Geburt wir über Generationen hin in gesicherter Bürgerlichkeit gefeiert hatten, nun plötzlich das Gesicht der eigenen Kinder

annahm. Viele fürchteten sich vor dem Fest und weigerten sich zunächst, sich darauf vorzubereiten. Aber ich erinnere mich, wie in den Adventswochen die sonntäglichen Gottesdienste für die Heimatlosen – natürlich am Rande der Stadt und nicht zur üblichen Zeit gehalten – immer voller wurden, wie die Lieder, von Kindheit an vertraut und zunächst nur zögernd gesungen, immer lauter und überzeugter klangen, so als wolle man sich an ihnen festhalten. Die Heimat war verloren, aber die Lieder waren geblieben. Alles hatte sich verändert, nur die alten Texte nicht. Ja, sie wurden zum ersten Mal wirklich gehört und neu verstanden. Man brauchte kaum etwas hinzuzufügen. Denn das »keinen Raum in der Herberge« hatten ja nun alle erlebt.

Zwei Weihnachtsfeiern habe ich in unvergeßlicher Erinnerung. Die eine hatte ich als Krankenhauspastor in der Typhus-Abteilung des allgemeinen Krankenhauses bei den Elendsten unter all meinen Schutzbefohlenen zu halten. Dort starben uns jeden Tag ein paar Menschen in tiefer Verzweiflung unter den Händen weg. Ich stand im Flur, damit mich alle hören konnten, und las die Weihnachtsgeschichte vor. Ich fragte dann, ob wir versuchen könnten, auch ein Weihnachtslied zu singen. Ein Chor in gehörigem Abstand, damit er sich nicht ansteckte, sang es vor, und dann fielen sie tatsächlich ein – leise und brüchig, aber sie sangen. Ich ging von Bett zu Bett. Es war plötzlich tiefer Frieden da, und wir waren auf eine merkwürdige Weise glücklich.

Aber auch das andere haben wir erlebt. Die berühmte Celler Kantorei sang zum ersten Mal nach dem Kriege wieder das Bachsche Weihnachtsoratorium. Der Superintendent und der Kantor kamen auf die freundliche Idee, uns, den Flüchtlin-

gen, dieses Oratorium an einem besonderen Abend in der Stadtkirche darzubieten. Ob das richtig war, weiß ich heute nicht. Denn es verdeutlichte noch einmal die Trennung der Stadtbewohner in die zuhausegebliebenen Celler Bürger und die Flüchtlinge von draußen. Aber die riesige Kirche war natürlich bis auf den letzten Platz besetzt. Ich weiß noch, wie meine Frau und ich durch den großen Mittelgang nach vorn zu zwei Stühlen gingen, die man für uns freigehalten hatte, und dann begann der unaussprechliche Chor. Die Gefühle drückten einen fast zu Boden, und die Kirche war sehr schnell naß von Tränen. Aber als es dann nach 11 ½ Stunden mit demselben Jubelchor wie am Anfang endete, war es wie eine große Befreiung. Jeder ging anders, als er gekommen war, in seine dunklen Kammern zurück. Ich denke oft daran, wenn ich heute vor einem wohlgeputzten Publikum in der Berliner Philharmonie das Weihnachtsoratorium erlebe, w-möglich noch mit Klatschen am Schluß. Nach Applaus war uns wahrlich nicht zumute. Aber wir hatten wohl begriffen, wovon die Rede war.

Der Heilige Abend übrigens endete noch mit einer großen Freundlichkeit. Zwar hatte meine Frau, wie sicher alle Mütter in diesem Jahr, aus nichts die erstaunlichsten Geschenke gezaubert; aber als wir uns gerade zu Tisch setzen wollten, klingelte es. Ich ging nach draußen. Kein Mensch war zu sehen. Aber vor der Tür stand ein großer Korb. Darin befand sich so ziemlich alles, was wir seit Monaten nicht gesehen hatten, weißes Mehl und Butter, Rosinen und Schinken, Rotwein und frische Vollmilch. Sehr viel später habe ich herausgefunden, daß der Korb aus dem Krankenhaus kam. Gott sei Dank habe ich das nicht gewußt, als wir die Herrlichkeiten aßen.

So hatten wir wenigstens kein schlechtes Gewissen. Und die Oberin hatte es offensichtlich auch nicht, Gott wird es ihr verzeihen. Jedenfalls war dies Weihnachten 1945 in Celle.

WOLF GRAF VON BAUDISSIN

An ehemaligen Offizieren, die nach ihrer Entlassung aus dem Dienst politisch von sich reden machen, ist allmählich kein Mangel mehr. Es scheint da so etwas wie einen Nachholbedarf zu geben, Aktivität in früheren Zeiten wäre oft besser gewesen.

Wolf Graf Baudissin gehört aber nicht zu dieser Gruppe spätberufener Besserwisser. Er hat stets politisch gedacht und gehandelt, auch wenn er sich damit einen Haufen Ärger auf die Schultern lud. Heute ist er einer der führenden Köpfe in der Friedensforschung. Geschliffen im Ausdruck, überzeugend in der Argumentation, ohne Schüchternheit, wenn es darum geht, Maßlosigkeit auf das rechte Maß zurückzustutzen.

Daß ein solcher Mann mit Interviewwünschen fast über Gebühr belästigt wird, kann niemanden wundern. Nicht nur einmal habe ich aber erlebt, daß Graf Baudissin auch dann öffentlich Stellung bezog, wenn er vor lauter Arbeit kaum mehr wußte, wo ihm der Kopf stand. Er war zur Stelle, vor allem, wenn es darum ging, seinen Plan von der Inneren Führung in der Bundeswehr zu verteidigen. Mehr als schade, daß er dabei ohne eigenes Verschulden ins Stolpern geraten ist.

Die beste Charakterisierung Baudissins stammt von ihm selbst. Sie ist dem Titel seines Standardwerks zu entnehmen: »Soldat für den Frieden«.

Schmollende Götterdämmerung

»Fast 100° – Fahrenheit macht mehr her, für uns wären es 38° Celsius –, sitze recht mangelhaft bekleidet (nur eine, von den deutschen Frauen in Argentinien geschickte Sporthose) in der Baracke und versuche bei Meidung von Sonne und Flugsand, möglichst viel vom allerdings auch recht warmen Nord-Inlandwind aufzufangen ... In einem sehr schönen Gottesdienst versuchte unser Pfarrer, ein Oberleutnant, mit viel Geschick, in dem augenblicklichen Verwirrungszustand zu Christus und Weihnacht Stellung zu nehmen – eine Notwendigkeit, vor der wohl Tausende seiner Amtsbrüder standen. Mir erscheint ihre Antwort recht bedeutsam und die kirchliche Weiterentwicklung von entscheidender Wichtigkeit. An sich müßte eine klar ihr Ziel erkennende, von ihrer Aufgabe erfüllte Geistlichkeit – fast als einziger Stand vom Geschehen unbelastet –, ein selten günstiges Arbeitsfeld vorfinden, in dem sie die in so vieler Hinsicht Entwurzelten auffängt ... In mir selbst ist diese Frage immer klarer geworden und ich sehe im Glauben nach all dem erlebten Menschlichen, im Kleinen wie Großen, den einzig möglichen Absprung und festen Grund bei Rückkehr ins tätige Leben. Ohnehin ist die Gefahr groß, überheblicher Misanthrop zu werden und damit in einer Sackgasse steckenzubleiben.« So heißt es in einem – durch Zensur und Begrenzung auf vorgeschriebene 23 Zeilen – komprimierten Brief vom 25. Dezember 1945 aus dem Gefangenenlager Dhurringile.

Heiligabend hatten wir festlich begangen, mit Bachscher Musik von Schallplatten, die der YMCA freundlich für uns

besorgt hatte, und – so gut es ging – auch mit Kerzen, die freilich in der hochsommerlichen Hitze zur Seite sanken, noch bevor man sie anzündete. Rein materiell betrachtet, ging es uns gut, sogar ausgezeichnet. Die australischen Behörden hatten – über die alltägliche Ration hinaus – für Essen und Trinken trefflich vorgesorgt. Dennoch blieb die Stimmung gedämpft.

Seit 7 Monaten schon war der Krieg zu Ende, herrschte Waffenstillstand in Europa, tausende Kilometer entfernt von dem kleinen POW-Lager, das die Briten im Südosten Australiens am Rande der landwirtschaftlich genutzten Fläche eingerichtet hatten. Es beherbergte 150 deutsche Kriegsgefangene in einer städtischen Villa »herrschaftlichen« Zuschnitts – die ein Engländer zu Anfang des Jahrhunderts auf einem der wenigen Hügel für sich und seine Frau gebaut hatte – und einigen neuen, für uns errichteten Baracken. Von hier aus bot sich ein weiter Blick nach allen Seiten: über einen Kanal mit Stausee, über ein paar Wiesen und Felder hinweg in die fahle Unendlichkeit der ausgedörrten Steppe, aus der vereinzelt hohe Eukalypten ragten und am Horizont blaue Berge. Weidende Schafe, Schwärme von Kormoranen, schwarzen Schwänen, bunten Enten, großen Möwen und gelegentlich auf der entfernten Landstraße ein Fahrzeug belebten das Blickfeld, während der übliche Stacheldrahtverhau uns hermetisch von unserer Umgebung ausschloß.

Hier lebten wir nun schon seit 4 Jahren wie auf einer Insel – zurückgeworfen auf uns selbst und ohne Kontakte zur Außenwelt. Abgesehen von den meist förmlichen Begegnungen mit den immer korrekten Wachmannschaften und gelegentlichen Ausflügen zum Zahnarzt ins etwa 10 km entfernte

Mannschaftslager kamen nur Vertreter des Roten Kreuzes und des YMCA uns besuchen. Ersuche um eine Arbeitsmöglichkeit außerhalb des Lagers wurden unter Hinweis auf die allmächtigen Gewerkschaften stets abschlägig beschieden. Erst Ende 1945 lockerte man die strenge Isolierung und gewährte uns gelegentliche Ausbrüche aus dem beklemmenden, allzu transparenten Lager; es gab »geführte« Spaziergänge und sogar die Möglichkeit, vor den Lagertoren in einem Tomatenfeld zu arbeiten. Unsere »Belegschaft« waren Offiziere jüngeren und mittleren Alters aller Teilstreitkräfte und der Handelsmarine. Die meisten von ihnen waren in Griechenland und Nordafrika in Gefangenschaft geraten und zur Entlastung des Nahen Ostens nach Australien gebracht worden. Als letzte Gruppe kam die Besatzung eines im Indischen Ozean versenkten deutschen Hilfskreuzers hinzu.

Frühe Gefangennahme hatte viele davor bewahrt, die erschreckende Wirklichkeit des modernen Krieges zu erfahren oder gar über seinen politischen Sinn nachzudenken. Viel eher war das Gegenteil der Fall: die frühen Erfolge in Polen, Frankreich, Norwegen und Nordafrika sowie das Gefühl, der ganzen Welt trotzen zu können, nährten bei vielen die Vorstellung, es sei nationale Pflicht, die Kriegsgegner zu verachten, das NS-Regime vorbehaltlos zu glorifizieren und den Glauben an den weltweiten Endsieg nicht aufzugeben. Nachrichten westlicher Medien wurden als Lügenmeldungen abgetan, die deutschen dagegen, welche zeitweilig über Radio im Lager empfangen werden konnten, als lautere Wahrheit begierig eingesogen. Alle Berichte australischer Quellen über Verbrechen in deutschen Konzentrationslagern oder in den besetzten Gebieten wies man entrüstet zurück. Selbst Luft-

aufnahmen von zerstörten deutschen Städten wurden zu Fälschungen erklärt, eigens dazu hergestellt, die deutsche Moral zu unterminieren und die eigene zu heben.

Als innerhalb eines Colloquiums über taktische, operative und kriegsgeschichtliche Probleme eine kleine Gruppe von Teilnehmern die katastrophalen Auswirkungen nationalsozialistischer Politik zu erkennen begann und nach Charakter, Zielsetzung und Legitimität des Dritten Reiches zu fragen wagte, kam es zu beträchtlichen Spannungen im Lager. Sie eskalierten bis an die Schwelle von Handgreiflichkeiten, als ich – nach Verlesen der offiziellen Nachrichten des Deutschlandsenders über das Attentat vom 20. Juli 1944 und lautstarke Verwünschungen gegen die »Verräter« – für diese Gruppe von Patrioten eintrat. Von Stund an gehörte ich zu den »blaublütigen Schweinen« des Dr. Ley.

Mit fortschreitender Zeit büßten die inneren politischen Zwistigkeiten ihre Intensität ein. Das enervierende Einerlei jahrelanger Gefangenschaft, deren Ende sich noch nicht einmal abzeichnete, hatte die Energien verbraucht, die rauhe Wirklichkeit des verlorenen Krieges den Glauben an den Endsieg vernichtet. Damit war auch der Drang zum Disput geschwunden; es herrschte – wie ich es nannte – »schmollende Götterdämmerung« und zwischen den Lagerinsassen eine Art Waffenstillstand. Die Undurchschaubarkeit der Zustände zu Hause, die Ungewißheit der persönlichen, beruflichen wie nationalen Zukunft belastete jeden. Auch das Weihnachtsfest 1945 stand unter diesen Schatten. Ende November 1945 waren nach fast einjähriger Unterbrechung zwar die ersten im Januar abgesandten Briefe aus Deutschland eingetroffen. Viele von uns hatten direkte Nachrichten und damit Kunde vom Über-

leben zumindest eines Teils ihrer Verwandten und Freunde erhalten. Doch gab es weiterhin schmerzliche Lücken; vor allem bestand keine Verbindung in die SBZ oder gar nach Ostdeutschland und nur sehr mangelhafte Einsicht in die tatsächlichen Lebensverhältnisse selbst der westlichen Besatzungszonen. Vielen Gefangenen, die Deutschland in augenscheinlich gesichertem Wohlstand verlassen und unter einer die Genfer Konvention peinlich beachtenden Gewahrsamsmacht keine Not erfahren hatten, fehlte es an Phantasie, sich anhand der recht allgemein gehaltenen Berichte bzw. zufälligen Beobachtungen aus Presse und Briefen ein auch nur annähernd zutreffendes Bild der Wirklichkeit zu machen. Sie klammerten sich an Erinnerungen aus Zeiten des Glanzes, in denen auch sie selbst etwas bedeutet hatten. Mit den persönlichen bzw. familiären Problemen verbanden sich eng die beruflichen. Die meisten der älteren Offiziere waren Berufssoldaten. Den jüngeren Reserveoffizieren fehlte es an Erfahrung, häufig sogar an Ausbildung für einen Zivilberuf; sie waren von der Schule bzw. der Universität direkt in die Wehrmacht eingetreten oder eingezogen worden. Zwar hatten nicht wenige Lagerinsassen frühzeitig begonnen, sich unter Ausnutzung der internen Expertise und durch das Deutsche Rote Kreuz gesandter Bücher systematisch weiterzubilden. Mehrere Offiziere bereiteten sich auf das Abitur vor, einige bestanden es sogar im Lager. Andere begannen ein Jura- oder Medizinstudium im vollen Bewußtsein der Zufälligkeit des Lehrangebots. Doch standen über all diesem zum Teil bewundernswürdigen Bemühen zunehmende Zweifel an der späteren Zulassung zu deutschen Universitäten, an der Anerkennung der bisherigen Studien und den finanziellen Möglichkeiten nach einer Rückkehr.

Die Korrespondenz mit meiner späteren Frau spiegelt auch diese Sorge wider. Unklar blieb lange, ob und wann wir würden heimkehren können; ebenso undurchschaubar waren die politischen wie beruflichen Beschränkungen, denen besonders ehemalige Generalstabsoffiziere unterworfen sein würden. Wir erwogen vielerlei Möglichkeiten, unter anderem eine Betätigung in der Landwirtschaft, für die ich eine dreijährige Ausbildung mitgebracht hätte. Doch verwarfen wir diesen Gedanken, weil uns das »einfache Leben« als unerlaubte Flucht vor der Verantwortung erschien. Auch ein Lektorat in einem Verlag kam in Frage und ebenfalls Auswanderung, die wir allerdings ernsthaft erst dann ins Auge fassen wollten, falls das Experiment die Nutzlosigkeit weiteren Aufenthalts in Deutschland erweisen sollte ... »Habe lange über diese Frage nachgedacht«, schrieb ich, »besonders auch mit Blickpunkt ›moralische Fahnenflucht‹. Bin zwar der festen Meinung, daß bestimmte Entwicklungen unsereinen (in Deutschland) endgültig überflüssig und absolut ungeeignet werden lassen. Doch sind derartige Entschlüsse erst an Ort und Stelle zu fassen, wenn Nähe und Auflösung des jetzigen Übergangsnnebels die Marschrichtung erkennen und die Gegebenheiten abwägen lassen.«

Erst allmählich gewann der Plan Gestalt, am Rande des Ruhrgebiets zu töpfern. Dafür brachte meine Frau als Bildhauerin entscheidende Voraussetzungen mit. Zudem war es eine kreative Tätigkeit, die wir obendrein gemeinsam würden betreiben können. Die geographische Lage, aber auch die politische wie kulturelle Atmosphäre des Ruhrgebiets, erschienen uns in jeder Hinsicht günstig – auch im Hinblick auf einen späteren Absprung in andere Wirkungsbereiche.

Politisch hat mich damals der Aufbau eines Europas – heute würde ich präziser »Westeuropas« sagen – fasziniert. Ich war davon überzeugt, daß mit den Exzessen des Dritten Reiches eine Epoche des Nationalismus und der Gewaltherrschaft endgültig zu Ende gegangen sei. Eine neue Ära schien sich anzukündigen. Doch fragte ich mich besorgt, ob nicht die Unmenschlichkeit des NS-Regimes zwischen seinen Gegnern und Anhängern innerhalb Deutschlands, aber auch zwischen Deutschland und seinen Nachbarn, unüberwindliche Schranken aufgerichtet hätte, die gerade in ihrer Irrealität den Weg in die gemeinsame Zukunft versperren.

Nicht der 8. Mai, sondern Weihnachten 1945 war für mich ein Wendepunkt. Von diesem Grund aus ließ sich der Blick in die Zukunft richten; sie würde zwar alles andere als rosig sein. Doch empfand ich sie als Herausforderung, der zu stellen es sich lohnte. Für Menschen, die dem System und damit auch den politischen Problemen ihres Berufes – also auch dem Krieg und seinem Sinn –, seit langem mit kritischer Distanz gegenüberstanden, war das gewiß leichter als für manch anderen, der sich in all seinen Hoffnungen betrogen sah.

In Dhurringile lebten wir zwar nach wie vor in einer künstlichen Enklave, die kaum an ein Kloster und sehr an einen Käfig erinnerte. Doch konnte man den Blick mit manchem Gefährten jetzt auf die Zukunft richten, ohne die Gefühle der »Getreuen« in Harnisch zu versetzen. Dabei bedrückte es mich sehr, daß Menschen wie mein Vater, Hardenberg und andere Überlebende des Widerstandes gegen Hitler, sich wieder zur Verfügung stellten, während wir hier tatenlos saßen. »Es entspricht so ganz meinem Gefühl für das Zwingende der europäischen Situation«, so schrieb ich am

28.10.1945, »die nur im Blick nach vorn, ohne Zeitverlust und in Geschlossenheit einigermaßen zu retten ist ... Gottlob hat man ja auch gelegentlich den Eindruck, als ob sich auf Siegerseite allmählich der Blick wenigstens bei einigen so weit klärt, daß sie über dem Dunst von Vergangenem und Gegenwärtigem die drohende Zukunft erkennen.«

KLAUS VON BISMARCK

Persönlichkeiten wie Klaus von Bismarck muß man heute in der Bundesrepublik mit der Lupe suchen. Ein pommerscher Landedelmann mit einem verpflichtenden Namen, abgeschlossener Handwerkerlehre, im Zweiten Weltkrieg hoher Wehrmachtsoffizier mit einer Brust voller Orden, dann engagierter Sozialarbeiter der evangelischen Kirche, Intendant des Westdeutschen Rundfunks und schließlich Präsident des Goethe-Instituts. Wie soll man das alles auf einen Nenner bringen?

Der Schlüssel liegt in der Geistesstruktur dieses Mannes, in der seltenen Mischung von scharfem Verstand und ausgeprägter menschlicher Wärme sowie häufig übersprudelnder Lebenslust. Geprägt aber wird Klaus von Bismarck von seiner Liberalität; ich habe bei unseren Gesprächen immer wieder bewundert, wie sehr er sich bemühte, auch für Handlungen, die ihm unverständlich waren, eine Erklärung zu finden, Gestrauchelten zu helfen. Er gibt sich gern als Bullbeißer und hat doch ein so weiches Gemüt, daß ihm Rührung nicht als Zeichen von Schwäche erscheint.

Typisch für Klaus von Bismarck, daß er sich darüber mit einem besonders kernigen Spruch hinweghelfen will. Immer, wenn es kritisch wird, dann trompetet er: »Was uns hilft, sind kaltes Blut und warme Unterhosen!« Doch mit dem kalten Blut ist das bei ihm so eine Sache ...

Von Weihnachten zu Weihnachten

Der Buchtitel ›Das Ende, das ein Anfang war‹ fiel mir ein, als ich begann, meine Erinnerungen über Weihnachten 1945 auszugraben. Es war ein langer Beginn von Weihnachten zu Weihnachten.

Drei Tage vor Weihnachten 1944 stand ich plötzlich und überraschend bei Nacht unter dem Fenster meiner Frau. Danach ein Tag zu Hause mit den Weihnachtsvorbereitungen für ein patriarchalisches Gutsweihnachten –, Probe für das Krippenspiel mit den Kindern des Dorfes in der Halle des Gutshauses –, die eigenen Kinder in ungetrübter Vorfreude – tiefster, geordneter Frieden mitten im Krieg. Dann fuhr ich nach Ostpreußen, flog von Königsberg nach Kurland und erlebte den Heiligen Abend mit den Kameraden.

Weihnachten 1944 war ich 32 Jahre alt, bereits dreimal verwundet, Kommandeur eines traditionsbewußten Infanterieregiments. Dieses Regiment war in seinem soldatischen Selbstvertrauen auch im Winter 1944 noch ungebrochen. Von den Offizieren und Mannschaften, mit denen ich 1939 auszog, hatten allerdings nur ganz wenige überlebt. Aber es gab immer noch, trotz allem Zweifel und bitterem Hohn gegenüber dem »größten Feldherrn aller Zeiten«, dem Gröfaz, eine Mischung von Pflichtgefühl und Stolz, die uns zusammenhielt. War es eine auf gegenseitiges Vertrauen gegründete männliche Kameradschaft? Was sonst?

Es gab übrigens unter uns im Offizierskorps nur ganz wenige Nationalsozialisten, die sich offen bekannten. Einer unter ihnen, Otto-Ernst Remer, trug als Führer-gläubiger, tapfe-

rer Troupier in Berlin im Juli 1944 dazu bei, den Aufstand am 20. Juli zu vereiteln. Er war schon vorher zum Regiment »Großdeutschland« abgewandert, das – wie man hörte – viel mehr im Geist des Nationalsozialismus getrimmt war. Nach dem Krieg hat Otto-Ernst Remer sich in der NPD politisch engagiert.

Im Rückblick sehe ich bereits die Zeitspanne von Weihnachten 1944 bis zum Kriegsende wie eine Phase des Überganges. Die Bilder der Erinnerungen von Weihnachten 1944 bis 1945 erscheinen mir heute wie eine Punktlinie über die geschichtliche Zeitgrenze vom 8. Mai 1945 in eine ganz andere, hellere Landschaft.

Die erste Erinnerung: Bei der kurzen Zwischenlandung zu Weihnachten 1944 im heimatlichen Dorf kam ich aus Trossingen im Schwarzwald. Der SS-Führer Himmler war zu dieser Zeit der Befehlshaber der Verteidigungsfront am Rhein. Ich hatte mich kurz vor Weihnachten 1944 mit einer Anzahl anderer Offiziere bei ihm zu melden. Himmler sollte uns in Stellvertretung des Führers das Eichenlaub zum Ritterkreuz überreichen. Der Ort war mir durch die Ziehharmonikafabrik von Hohner dem Namen nach bekannt. Um den Ort standen schwarze Tannen friedlich hinter weißen Schneeflächen. Waren wir von der Ostfront her trotz Himmler in einer erstaunlichen Idylle gelandet? Am Ort war es wohl so, aber im Blick auf die Gesamtsituation war dieser idyllische Frieden auch von dort aus gesehen natürlich ein Trugbild. Dies war den meisten unter uns Frontsoldaten bewußt. Drei Erfahrungen treten in Gedanken an Trossingen auf meinem Erinnerungsbildschirm hervor: Beim Betreten des Himmlerschen Quartiers, in der Villa irgendeines ihm befreundeten Industriellen, wurden alle

zu dekorierenden Offiziere aufgefordert, ihre Waffen abzulegen. Heute weiß ich, daß die SS nach dem 20. Juli nicht ohne Grund Furcht hatte, daß einer von uns Himmler umbringen würde. Mit einem anderen weigerte ich mich, die Waffe abzulegen. Es kam mir grotesk vor, einen Frontsoldaten auszeichnen zu wollen und zugleich bei diesem Akt Waffenlosigkeit von ihm zu erwarten. Man nahm schließlich unsere Weigerung hin. Nach einiger aufgescheuchter Verwirrung gestattete man uns, unsere Schußwaffen zu behalten. Heute weiß ich, wie politisch blind ich seinerzeit noch war. Ich unterschätzte Himmler; und warum nahm ich in diesem Augenblick noch eine Auszeichnung von ihm an? Ich lebte damals offenbar noch auf einer unpolitischen Insel traditioneller, soldatischer Ehrbegriffe. Diese Blindheit erkannte ich erst später auch als Schuld. Denn ich wußte ja schon einiges über diesen schwarzen Schergen. Ich war bei der Beerdigung von Henning von Tresckow dabei. Viele mir nahe Persönlichkeiten saßen zu diesem Zeitpunkt nach dem 20. Juli hinter Gittern. Einige unter ihnen, wie Dietrich Bonhoeffer, haben das Ende des Krieges nicht überlebt.

Ich begegnete dem Reichsführer SS in Trossingen zum ersten Male. Ich erwartete die Begegnung mit einer düster-unheimlichen Größe und fand eher einen Heilkräutersammelnden Lehrer, der mit nasalem bayerischen Akzent in bürgerlicher Atmosphäre freundliche Biedermannsweisheiten von sich gab. Es war spukhaft. Heute weiß ich, daß sich in dieser Mischung von spießigem Biedermannswesen und der brutalen Konsequenz, mit der eine arrogante Ideologie verwirklicht wurde, viel mehr vom Wesen des Nationalsozialismus spiegelte, als ich in Trossingen wahrnahm.

Wer waren eigentlich meine Mitgenossen bei diesem Akt? Ich erinnere einige soldatische Gestalten, die mir Respekt und Vertrauen abnötigten. Ich war stolz, einer unter diesen, in vielen Gefahren und aussichtslosen Situationen bewährten Frontsoldaten zu sein. Und ich erinnere zwei oder drei andere, bei denen mir gar nicht wohl war, mich unter sie einzureihen. Nach ihrem Reden und Auftreten machten sie mir den Eindruck, als seien sie eher waghalsige Hasardeure, rücksichtslos im Einsatz ihres eigenen Lebens und der ihnen anvertrauten Soldaten. Hatte hier Skorzeny Schule gemacht, der den Duce in einer abenteuerlichen, spektakulären Aktion vom Gran Sasso stahl? Was unterschied diese »Helden« von den sogenannten Helden eines Einbruchs im Rififi-Stil?

Die zweite Erinnerung ist die an eine Gewaltfahrt durchs nächtliche Pommern. Ich bekam irgendwann im Frühjahr 1945 in einem relativ ruhigeren Augenblick der Rückzugsgefechte von Konitz auf Danzig zu von meiner Division die Erlaubnis, in einer Nacht die 600 Kilometer hin und zurück in meine Heimat im Kreise Naugard zu fahren. Vor der für mich klar zu erwartenden Katastrophe lag mir daran, noch einmal unsere Landarbeiter in Kniephof und Jarchlin und meine Mutter zu sprechen. Meine junge Frau im achten Monat hatte mit einigen anderen Frauen in ähnlicher Lage auf einem ungefederten Pferdefuhrwerk mit zwei kleinen Kindern gottlob bereits die Oder in westlicher Richtung überschritten. In der patriarchalischen Tradition war es unmöglich, daß sich die gesamte Gutsherrschaft zuerst in Sicherheit brachte. Deshalb war meine Mutter, wie verabredet, mit den Dorfbewohnern geblieben. Ein allgemeiner Treck-Aufbruch

war zu diesem Augenblick auf Grund der Partei-Weisungen nicht möglich. – Auf der Fahrt durch Pommern stoppte ich mitten in der Nacht im Kreise Beigard auf dem Heimatgut eines Kameraden. In diesem Augenblick war eine Frau im Dorf dabei, Zwillinge zu gebären. Weil es sonst kein Auto gab, fuhr ich erst einmal weiter, um den Arzt aus dem nächsten, größeren Ort zu holen. Die Frau meines Freundes, im weißen Mantel als Behelfsschwester bei der Geburt, kippte mir zum Dank ein Einmachglas mit herrlichen Kirschen in eine Kristallschale.

Ich sehe einige Stunden später die Gesichter der zu Hause noch verbliebenen Männer aus unseren beiden Dörfern vor mir. Sie hatten sich nach Mitternacht auf dem Kornboden versammelt und hörten mir tiefernst zu. Ich hatte seinerzeit schon Erfahrungen am Rande der Tucheler Heide, was mit und in den deutschen Dörfern geschah, die nach heroisch-sinnlosem Widerstand einiger Volkssturmeute in die Hände der Russen fielen. Die Trecks der beiden Dörfer sind dann übrigens mit allen Bewohnern später ohne Verlust an Leib und Leben nach Schleswig-Holstein gelangt. Der Treck wurde allerdings von einem Freund, einem vorher verwundeten Regimentskameraden, militärischerfahren geführt. Alle Familien – immer vier Familien auf einem großen, gummibereiften Wagen – nahmen außer Nahrung und warmer Kleidung nichts mit. Unzählige andere Trecks, übrigens auch die Bauern aus dem gleichen Dorf, wurden mit ihren überladenen Fahrzeugen von den Russen überrollt. Es gibt heute zahlreiche ergreifende Schilderungen aus Ostpreußen, Pommern und Schlesien von Bewohnern dieser deutschen Provinzen, die nicht fliehen konnten oder bewußt ihr Schicksal mit der

Heimat verbanden, über die der Russen-Ansturm hinwegging. Es gab und gibt Augenblicke, in denen ich dachte oder denke, daß dies als erlittenes Schicksal konsequent war.

Die dritte Erinnerung: Die Russen griffen von Süden auf Danzig zu an. Wir zogen uns im hinhaltenden Widerstand fechtend Abschnitt für Abschnitt geordnet auf Gotenhafen zu zurück. Die Seen und Wälder dieses Landstrichs entdeckte ich in ihrer melancholischen Schönheit in diesen Wochen kurz vor dem vorhersehbaren Ende besonders wach. Schließlich waren wir die einzige stabile Truppe, die im engen Ring um den Hafen durch zähe Abwehr ermöglichen sollte, daß Flüchtlings- und Verwundetenschiffe noch ablegen konnten. Ich war in der Verantwortung für das Regiment einmal mehr stolz darauf, wie sich auch in diesen Tagen die pommerschen »Grenadiere« wie zu Zeiten der preußischen Könige bewährten. Mein Gefechtsstand war in Gotenhafen in einem Hochhaus untergebracht, das noch aus der Zeit des polnischen Hafenausbaues stammte. In seinen Kellern – so wurde mir von polnischsprechenden Spähern berichtet – tummelten sich unmittelbar neben uns auch einige polnische Partisanen. Sie wagten offenbar noch nicht, schon in das Gefecht gegen uns einzugreifen. Aber gewiß sehnten sie den Augenblick herbei, an dem die verhaßten Deutschen abziehen und sie sich mit den bald zu erwartenden russischen Siegern an der Machtergreifung beteiligen konnten. Aber zugleich war ihnen vermutlich von der polnischen Geschichte her gar nicht wohl bei der Aussicht auf die Herrschaft der Russen. Einige Tage später: Da die polnischen Partisanen sich still verhalten hatten, freute ich mich, daß es möglich wurde, ihnen einen Wink zu geben,

bevor wir uns auf die letzte Dünenbastion, die Oxhöfter Kämpe westlich des Hafens, zurückzogen. Natürlich konnte dies erst geschehen, als keine Gefahr mehr für eine Verständigung der Russen bestand. Ich begriff in diesem Augenblick etwas vom historischen Schicksal der Polen zwischen Deutschen und Russen. Aber es bedurfte später weiterer Lektionen, um dies Schicksal noch besser zu verstehen.

Die vierte Erinnerung: Wie durch ein Wunder gelang es der Marine im letzten Augenblick, in einer Nacht das gesamte Regiment doch noch von dieser Kämpe oder Düne hinüber zur Halbinsel Heia zu holen. Ich selbst mußte mich dort allerdings mit hohem Fieber in ein Lazarett begeben. Eine alte Verwundung machte mir zu schaffen. Dies bedeutete die Trennung von meinem Regiment. Es geriet mit den Überlebenden nach erneutem schweren Einsatz bei Pillau, wie vorherzusehen, in russische Kriegsgefangenschaft. Wie kam ich zu der Chance, diesem Schicksal zu entinnen? Diese Frage hat mich in diesem Augenblick wie eine Schuld bedrückt. – Ich kam ziemlich elend Ende April mit 6000 anderen Verwundeten und Flüchtlingen auf die »Goya«. Sie war schon auf der Reede russischen Bombenwürfen ausgesetzt, die aber keinen Schaden anrichteten. Im letzten Augenblick vor dem Auslaufen bei abendlicher Dämmerung schlug mir der Kommandant des kleinen Minensuchbootes, das die »Goya« begleiten sollte, vor, auf sein Boot in seine Kapitänskajüte überzuwechseln. Ich war ihm kurz vor dem Rußlandfeldzug einmal flüchtig begegnet. In der folgenden Nacht wurde die »Goya« auf der Höhe von Leba von den Russen torpediert. Sie ging sehr schnell unter. Es gab nur rund zweihundert Ge-

rettete, denen es mit Hilfe der vom Deck ins Wasser gegleitene Schlauchboote bei Nacht in sehr unruhiger See gelang, an das rettende Minensuchboot heranzukommen. Das war um so schwieriger, weil das Minensuchboot ständig drehen mußte, um weiteren Torpedos, deren Annäherung ich liegend auf dem Radargerät mit beobachten konnte, nicht die Breitseite zu zeigen. Viele der zunächst Geretteten überlebten jedoch den Kälteschock der eisigen Ostsee im nachhinein nicht. Ich machte in dieser apokalyptischen Situation die Erfahrung, daß sich viele Flüchtlingsfrauen nervlich und physisch stabiler erwiesen als die natürlich durch Verwundungen bereits angeschlagenen Soldaten.

Im Sonnenlicht des folgenden Tages versuchten hart südlich Bornholm russische Schnellboote erneut, mit ihren Torpedos auch das Minensuchboot noch zu erledigen. Sie kamen zwischen dänischen Fischerbooten hindurch angebraust, schossen ihre Torpedos ab, die zu unserer Erleichterung ihr Ziel verfehlten. Der »Danebrog« der Dänen glänzte rot mit seinem weißen Kreuz im Morgenlicht. Die dänischen Fischer dachten vermutlich: »Macht Ihr doch Euren dreckigen Krieg!« Später leuchteten die weißen Kreidefelsen an der Nordspitze Rügens, so als wollten sie das Wunder dieser überstandenen Gefahr wie ein dem Regenbogen vergleichbares Lichtsignal bestätigen. In Warnemünde wurden mit mir diejenigen Verwundeten bzw. durch das kalte Wasser geschockten Flüchtlinge ausgeladen, die in Rostock schnell in ärztliche Behandlung kommen sollten. Das Minensuchboot lief, seiner Order entsprechend, nach Kopenhagen weiter.

Die fünfte Erinnerung: Wenige Tage nach der Einlieferung im Rostocker Lazarett in der Doberaner Straße näherten sich auch dort die Russen. Nach vier Jahren Krieg im Osten hatte ich wenig Neigung, zuletzt noch in einem Lazarett in die Hände dieses Gegners zu fallen. So entwich ich entgegen den Anweisungen der Ärzte mit Hilfe einer verständnisvollen Krankenschwester. Einige Tage im Lazarett hatten mich wieder etwas gekräftigt. An meinem alten Schulort Bad Doberan vorbei machte ich mich nach Westen auf den Weg und schlug mich abseits der großen Straßen in die Wälder. Wie schön war dies von Kriegsschrecken äußerlich noch nicht gezeichnete Mecklenburg! In der letzten Nacht vor dem Erreichen des Elb-Trave-Kanals traf ein kleines Häuflein von Flüchtlingen und ein paar Soldaten in einem Kuhstall zusammen. Dort gab es ein Dach über dem Kopf, Wärme, ein wenig Platz zwischen den Kühen und jedenfalls genügend Stroh als Schlafunterlage. Die erfahrenen Soldaten sprachen sich schnell ab, wie abwechselnd Wache zu halten sei, um nicht bei Nacht von russischen Panzern überrascht zu werden. Meine Kräfte waren angesichts der vorhergehenden Anstrengungen reduziert. Ich hätte im Stehen einschlafen können. In diesem Augenblick und Zustand fiel mir ein Frauenpaar auf. Nein, es waren drei: Eine ganz junge Mutter mit Kind und eine offenbar resolute Großmutter. Der äußerst zarten jungen Frau war anzusehen, daß sie ihr Kind wohl kaum selbst nähren konnte. Der Anblick dieser charmvollen Ophelia rührte mich aber doch auch in meinem Zustand noch so an, daß ich ihr anbot, irgendwo Milch für das Kind zu organisieren. Das geschah und wurde dankbar angenommen. Danach lagen Großmutter, Mutter und Kind in dem

nächtlichen Kuhstall neben mir auf dem Stroh. Einige Kühe, die aus irgendeinem Grunde nicht angebunden waren, irrten auf ihre Weise verwirrt mit scheppernden Ketten im dunklen Gang umher. Die junge Frau zitterte vor Angst vor diesen Tieren. Es gelang mir kaum, sie als Landwirt davon zu überzeugen, daß diese Tiere mit ihren viel besseren Nachtorganen uns gewiß nicht überlaufen würden. Sie gestand, daß sie Schauspielerin sei, und versuchte sodann, ihre Angst – eben viel mehr vor den Kühen als vor etwaigen Russen – dadurch zu verdrängen, daß sie mir Gedichte aufsagte. Ich schlief dabei zu ihrer Enttäuschung immer wieder ein und war gewiß, bei aller Sympathie für die Gestalt irgendwo im Dunkeln neben mir, ein sehr schlechter Zuhörer. Ein Gedicht vom Freiherrn Börnes von Münchhausen mit dem Titel ›Wer ruft die Rose zurück‹ hat sich mir dennoch seit dieser Nacht so eingeprägt, daß ich es nicht mehr vergessen habe.

Es handelt von einem sehr jungen Mädchen. Ein flirtgewandter, junger Offizier machte dieses Mädchen nur so zu seinem Spaß an, wie heute die jungen Leute in einem wohl unbewußt barbarischen Wort sagen würden. Das Mädchen nahm die Zuwendung dieses Offiziers als das ihr Leben nun entscheidende Liebeserlebnis ernst: Wer ruft die erblühende Rose zurück?

Mir fielen in dieser Nacht im Kuhstall nicht nur Namen von Mädchen und jungen Männern meiner Bekanntschaft ein, sondern auch eigene Erfahrungen. Dieses Gedicht aus dem Offiziersmilieu vor dem Ersten Weltkrieg war im Kern seiner Aussage doch nicht veraltet! Es stellte einen selbst. – Und außerdem begann in dieser Nacht eine Neuentdeckung der Poesie.

Die sechste Erinnerung: Nach der Überquerung des Elb-Trave-Kanals signalisierten englische Tiefflieger, daß dieser Wasserlauf in der Tat wie angenommen die Abgrenzungslinie zwischen Russen und Engländern war. Ich landete in großer Erschöpfung auf einem Gut, dessen Namen ich erinnerte. Ein musisches Mädchen aus nächster Nachbarschaft in Pommern hatte in die Familie der Besitzer geheiratet. Ich wurde von der Mutter der jungen Frau, ihr selbst und der gesamten zahlreichen Familie mit offenen Armen aufgenommen. Ich war plötzlich wie schiffbrüchig auf einer Zauber-Insel gelandet. Die Atmosphäre eines Landgutes ist ohnehin in Pommern wie in Schleswig-Holstein herzlich und gastfrei. Sie war dort mitgeprägt von Hamburger Weitläufigkeit und gewiß zusätzlich von der geschichtlichen Stunde. Plötzlich war man nicht mehr gejagt, verlor im Handumdrehen die Gewohnheiten eines sichernden Raubtieres.

Einige junge Frauen waren dort mit ihren Kindern, auch über die engste Familie hinaus, als Flüchtlinge aufgenommen. Sie warteten auf dieser »Insel« auf ihre Männer, von denen es glücklicherweise Nachricht gab. Aber der Krieg war ja noch nicht zu Ende. Aus den Arbeitslagern bereits befreite Polen machten die Gegend unsicher. Und eines Abends erschienen sie auch böse fordernd in unserem Hause, hungrig nach Frauen, Alkohol oder sonstwas im Gutshaus, das ihre jahrelange Sklavenrolle ausgleichen sollte. Ich war als der einzige, leidlich kampffähige und jedenfalls kampftenschlossene Mann mit einem Beil in der Hand bereit, die schutzlosen Frauen zu verteidigen.

Es gab eine Art Zwangsgengpaß neben der Treppe auf dem Weg in den großen Raum, in dem sich all die jungen Frauen

versammelt hatten. Aber es war die lachende Weisheit der erwähnten Mutter aus Pommern, die die Polen mit Witz, Bier und Würstchen in der Küche davon abhielt, sich auf ein Gefecht mit diesem »verrückten« Kerl mit dem Beil in der Hand am Treppengpaß einzulassen.

Was wäre geschehen, wenn es ihr nicht gelungen wäre? Hätte meine soldatisch-bestimmte Entschlossenheit unter Umständen mehr Unheil als Schutz bewirkt?

Wir hörten am 8. Mai durch den Rundfunk die Nachricht von der Kapitulation und eine Ansprache von Admiral Dönitz. Ich erinnere, daß ich diese Nachricht seinerzeit nur noch mit Erleichterung, als Schlußakt eines schauerlichen Dramas aufnahm, bei dem ich zweifellos mitgespielt hatte. Aber andere um mich her, die gewiß keine Nazis waren, waren in nationaler Trauer von der geschichtlichen Stunde ernsthaft betroffen.

Heute kommt es mir im Gedanken an diese mich aufnehmende Insel in Schleswig-Holstein zwischen den Fronten so vor, als sei es seinerzeit eine Serie von fröhlichen Scharaden gewesen. Ich wußte in diesen Tagen noch nichts von meiner Familie, ob Frau und Kinder am Leben und wo sie waren. Aber ich selbst war unwahrscheinlicherweise noch da. Und es sah so aus, als könne es eine Umkehr zum Leben geben. Die Bürde einer militärischen Verantwortung in sechs Jahren Krieg fiel stückweise ab wie eine Lehmkruste oder wie die Eisenringe um die Brust des Kutschers aus dem Märchen vom Eisernen Heinrich. Allein die Erfahrung, wieder unbeschwert spielen zu können, war eine Art Neugeburt.

Die siebente Erinnerung: Eines Tages nach dem 8. Mai erschien ein schwerbewaffneter Trupp Engländer und nahm

den Regimentskommandeur im Trainingsanzug in barschem Stil gefangen: Hatte sich auf diesem Gut ein gefährlicher, höherer Nazi verborgen? Denn in dieser Phase lag es ja jedenfalls für die Alliierten und einige andere, wie sich noch zeigen sollte, nahe, Offiziersverantwortung mit kriegsverbrecherischem Nationalsozialismus gleichzusetzen. Dieser Verdacht klärte sich bald und glücklich auf, als ich mit Tausenden anderer deutscher Soldaten in den sogenannten Gefangenen-Kraal in Ost-Holstein um Oldenburg herum eingeliefert wurde. Ich weiß noch, wie ich eines Tages im Walde auf der Erde lag und durch die Blätter in den Himmel sah. Wir hatten nicht viel, aber genug zu essen. Existieren und nachdenken können war allein schon ein großes Glück. War es egoistisch und verantwortungslos, daß mich seinerzeit nicht ständig Sorgen um die Familie Umtrieben?

Bald reiste Matthias Wiemann im Kraal umher und las, zum Beispiel Matthias Claudius' »An meinen Sohn Johannes«. Ich erinnere außer Gedichten von Graßhoff vor allem Hermann Hesses »Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, der uns beschützt und der uns hilft zu leben«. Gerettet an den Strand gespült und wider Erwarten noch lebend nahm ich die Kraft und die Schlichtheit dichterischer Worte ganz neu wahr. Diese Art Nahrung war seinerzeit wichtiger als Brot!

Zwei Brüder waren nach vielen Abenteuern auf irgendeine verrückte Weise in demselben englischen Kriegsgefangenenlager in Ost-Holstein gelandet. Die die Hoffnung stärkenden Wunder häuften sich.

Das Ende der Militärzeit verband sich noch mit einem fast lustigen Theater-Coup. Tausende von deutschen Soldaten wurden im August 1945 von den Engländern in ihre Heimat

entlassen. Falls wie bei mir und anderen ein Zielort der Heimat ostwärts der Oder-Neiße nicht mehr zugänglich war, wurden wir entlassen, wohin wir westlich der Oder wollten. Ich wollte nach Westfalen. Ich hoffte, im Kreise Herford meine Frau mit den Kindern wiederzufinden.

Ungezählte deutsche Kriegsgefangene waren im Juli 1945 unmittelbar vor der Entlassung dicht an dicht in einem Buchenhochwald versammelt. Wir waren bereits ordnungsgemäß entlaust worden und mußten unsere Rangabzeichen ablegen. Viele der Mannschaften und Dienstgrade grüßten jedoch die Offiziere weiter stramm. – Ich legte meine Auszeichnungen nicht ab, wollte es darauf ankommen lassen. Man raunte, diese Auszeichnungen würden uns vermutlich in der letzten Phase der Entlassung von souvenirsüchtigen Engländern abgenommen werden. Ich sah aber in diesem Augenblick keinen Anlaß, meine Orden zu verstecken oder mich ihrer verschämt zu entledigen. Ich behielt also die Orden. Aber ich habe sie seither nicht wieder angelegt, nicht nur des Hakenkreuzes in ihrer Mitte wegen. Ich sah und sehe auch heute keinen Grund, die militärische Phase in meinem Leben zu verdrängen. Dennoch war ein Zeitabschnitt abgeschlossen. Es war nicht nur klar, daß mit mir viele junge Soldaten im Banne der uns anerzogenen militärischen Pflicht politisch blind mit falschen Vorstellungen in diesen Krieg gezogen waren. Es war auch klar, daß einige Schilderungen des Ersten Weltkrieges – ich denke z. B. an Ludwig Renns ›Krieg‹ – schon die blutige Wirklichkeit wiedergaben, wie ich sie mit vielen anderen im Zweiten Weltkrieg aus erster Hand erfahren hatte. Wie war es möglich, daß diese Wirklichkeit des Ersten Weltkrieges der folgenden Generation so überwiegend

heroisch-verklärt dargestellt wurde? Waren daran nur die Nationalsozialisten und Deutsch-Nationalen schuld? Hatte mich nicht unsere liberale Mutter aus Berlin ebenso soldatenbegeistert erzogen? Auch das Leitbild der Männlichkeit hat sich im Zweiten Weltkrieg für mich verändert. Ich sah in diesen Tagen das Picasso-Bild vom ›Friedenskrieger‹. Ich war und bin zwar auch heute nicht in der Lage, die Leitbilder einfach auszuwechseln. Eine nüchterne Beurteilung des menschlichen Wesens und der Machtverhältnisse erlaubt es mir auch in der Phase eines möglichen Atomkrieges nicht, den konsequenten Pazifismus als einzige Folgerung anzusehen, so sehr ich seine Verfechter respektiere. Aber ich mühe mich seit diesen Erfahrungen, den geistig kämpferischen Einsatz für mehr Frieden und weniger Gewalt als konkrete Möglichkeit des persönlichen Engagements zu erkennen und zu verwirklichen.

Der eigentliche Abschluß der Entlassung hatte bei gewitteriger Witterung noch einen Knalleffekt. Ohne jede Vorankündigung eines Donnergrollens schlug plötzlich mit unglaublich knisterndem Krachen ein Blitz in unmittelbarer Nähe ein. Niemand wurde verletzt. Aber die dichtgedrängten Tausende hatten sich mit mir automatisch, der Kriegsregel bei Granateinschlag folgend, flach hingeworfen, zum Teil übereinander. Wir waren also immer noch ganz gut dressiert. Ich erhob mich wie all die anderen etwas verschämt und tarnte die Verlegenheit mit Lachen.

Die achte Erinnerung: Der Zug, der mich als entlassenen Kriegsgefangenen aus Holstein nach Löhne in Westfalen brachte, lief dort erst spät am Abend ein. Die von den Engländern verordnete Sperrstunde begann seinerzeit um 22 Uhr.

Der Fußmarsch in der Nacht bis zu meinem Ziel dauerte eine knappe Stunde. Hier mußte ich noch einmal wie ein sichern- des Raubtier auf leisen Sohlen ins Dunkle tauchen, wenn die Scheinwerfer von Militärfahrzeugen nahten oder Schrittge- räusche eine englische Patrouille vermuten ließen. Das Ziel war ein Gut von Verwandten meiner Frau. Wir hatten diesen Ort im Westen schon im Herbst 1944 als Treffpunkt verein- bart, falls uns das Ende des Krieges für Monate ohne Nach- richten lassen sollte, falls ich noch lebte, und meine Frau mit den Kindern aus Pommern entkommen konnte. Im Herbst 1944 fanden die Verwandten im Westen diesen Plan noch all- zu überängstlich. Aber ein bergender Hafen war auf der Karte verzeichnet. Im Gefangenenlager hatte mich eine erste, unbe- stätigte Nachricht erreicht, nach der meine Frau dort in der Tat nach über tausend Kilometern Treck durch Vorpom- mern, Mecklenburg und die Lüneburger Heide eingetroffen war. Die Familie hatte sich nach Ankunft in Westfalen übri- gens um einen dritten Sohn vermehrt.

Von der Brücke aus, die über den Wasserschlößchen- Graben führte, gelang es in der Nacht, mit Sandwurf an ein noch beleuchtetes Fenster ein weibliches Wesen zu verständi- gen. Die schwere Tür öffnete sich. Und da war meine Frau und oben in einer Behelfswiege ein dritter kleiner Sohn: Un- wahrscheinlicher Neubeginn!

Einige Zeit später gab es ein Gespräch mit dem Onkel meiner Frau. Die Engländer hatten den Juristen, der sich als ein Christlich-Konservativer den Nationalsozialisten gegen- über standhaft erwiesen hatte, zum Landrat in Herford einge- setzt. Nun wollten die englischen Offiziere, die diesen Land- rat zu kontrollieren und zu beraten hatten, von ihm wissen,

wie er sich die im Herbst 1945 ratsamen Maßnahmen im Interesse der Jugend in seinem Kreise vorstellte. Wie sollte man junge Menschen richtig informieren bzw., wie die Engländer meinten, zu Demokraten erziehen? Der Onkel ging bei der Frage an mich offenbar von der traditionellen Auffassung aus, daß erfahrene Offiziere selbstverständlich auch Verständnis für die Jugend haben müßten. Ich hielt und halte diese Annahme zwar durchaus nicht für selbstverständlich. Aber die Frage interessierte mich, nicht zuletzt, weil ich ja selbst so viel zu lernen hatte. So dachte ich mit Passion laut im Gespräch mit dem Onkel. Er machte sich Notizen und, nach einem Gespräch mit seinen Engländern, denen seine erste mündliche Antwort offenbar eingeleuchtet hatte, bat er mich, den Extrakt meiner Überlegungen noch einmal schriftlich zu fassen. Das geschah, wurde ins Englische übersetzt und – wie ich später feststellte – durch die englische Kontrollkommission offenbar weit verbreitet. Unter Blinden war damals ein Einäugiger König.

In der Folge gab ich meinen schon in der Kriegsgefangenschaft gefaßten Plan auf, als landwirtschaftlicher Beamter in Schleswig-Holstein wieder zu beginnen. Ich wurde Leiter eines Kreisjugendamtes und begründete von dort aus kurze Zeit darauf, mit unter anderem einigen katholischen, sozialistischen und englischen Bundesgenossen, den Jugendhof Vlotho an der Weser im Gebäude einer alten Hitlerjugend-Bannführerschule, einem schönen, alten Fachwerkhaus. Ich wußte zunächst sehr wenig von den zahlreichen jungen Männern und Mädchen, die als gläubige Anhänger durch die Jugendorganisationen des Nationalsozialismus geprägt waren. Ich schrieb etwas später einen Artikel für die »Frankfurter

Hefte« mit dem Titel »Die Geschichte von den mißbrauchten Idealisten«. Dieser Artikel gab etwas von dem Lernprozeß wieder, den ich jetzt selber durchzumachen hatte. Ich kannte ja bis dato keine Nationalsozialisten, die ich jedenfalls menschlich ernst genommen hätte. Und natürlich war es im nachhinein ein Fehler, daß ich erst jetzt »Mein Kampf« und seine unzweideutigen Enthüllungen studierte. Denn im nachhinein war ja die Entwicklung des SS-Staates, wie ich ihn in dem schon 1946 herausgekommenen Buch von Eugen Kogon las, ganz logisch. So begann eine politische Lehre. Sie ist 1981 noch nicht abgeschlossen.

Die neunte Erinnerung: Vor meinem Auge steht in diesem Augenblick das dicht bevölkerte Minden-Ravensberg, wie ich es als Pommer im Herbst 1945 als ein Stück Kern-Deutschland entdeckte. Vom Ruhrgebiet her überquert man auf der Autobahn durchs flache Land hinter Gütersloh den Teutoburger Wald wie einen bewaldeten Wall. Von der Höhe aus liegt dieses Minden-Ravensberg wie ein großer Teller ausgebreitet vor einem. Ein Kranz von Waldhügeln umsäumt den Teller. Man weiß, daß am hinteren, östlichen Rand des Tellers die Porta Westfalica liegt. Ich lernte eine Region westliches, westfälisches Preußen kennen und lieben.

Nachdem man mir das Kreisjugendamt in Herford anvertraut hatte, machte ich mich als evangelischer Christ auf, dem zuständigen Superintendenten einen Besuch zu machen. Von seinem Stellvertreter wurde ich sehr freundlich empfangen. Der amtierende Superintendent K. sei noch in Kriegsgefangenschaft. Über alle wichtigen Fragen des Verhältnisses zu den öffentlichen Einrichtungen, also auch des Kreisjugendamtes,

könne man erst nach seiner Rückkehr entscheiden, so wurde mir mit Dank für meinen Besuch eröffnet. Ich fand diese Antwort erstaunlich, wenn nicht komisch. Trat hier westfälisches Preußen zutage, soldatische Prägungen innerhalb der evangelischen Kirche, lutherisches Amtsbewußtsein? Was sonst? – Später lernte ich den »regierenden« Superintendenten selbst kennen und seine Eichenholz-Qualitäten schätzen.

Viel wichtiger war in diesen ersten Monaten nach der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft eine mich ganz neu einbindende Erfahrung mit meiner evangelischen Kirche. Ich gewann nicht nur ein neues Heimatgefühl in einigen Minden-Ravensberger Gemeinden, sondern auch Freunde und Bundesgenossen in der evangelischen Kirche. Sie engagierten sich im Sinne von »Kirche für die Welt« in einer neuen Weise für einen Neubeginn. – Etwas später erfuhr ich, daß der frühere preußische Innenminister Severing in Bielefeld lebte. Es sei sehr lohnend, ihn zu besuchen. Mein Wissen um die sozialdemokratische Phase Preußens in der Weimarer Republik war zu dieser Zeit von meinem Herkommen her naturgemäß blaß. So machte ich mich auf und erinnere nicht nur ein äußerst lebendiges Gespräch. Sondern wir fuhren durchs Minden-Ravensberger Land. Er erklärte mir nicht nur die Geschichte dieses Landstriches, den geordneten Fleiß seiner Bewohner, die Situation der Arbeiterschaft vor und im Nationalsozialismus. Sondern ich begriff im Gespräch mit ihm erstmals etwas von der charakterlichen Humanität dieser Art Sozialdemokratie. Er zeigte mir beim Herumfahren voller Stolz hie und dort in den Dörfern die Dächer bzw. Wetterfahnen, die er einst selbst als Handwerker erstellt hatte. Da gab es also offenbar eine selbstbewußte, demokratische Sub-

stanz aus der Weimarer Republik, die nicht nur überlebt hatte, sondern nach 1945 zuversichtlich in die Zukunft blickte.

1925 hatte ich mich seinerzeit als Schüler in Bad Doberan ganz selbstverständlich an einem Fackelzug beteiligt, der die Wahl Hindenburgs feierte. Wie viele traditionelle Deutsch-Nationale im östlichen Deutschland waren seinerzeit und später völlig blind für die demokratisch-humanistische Substanz, die Severing verkörperte? Wäre ich dieser vaterländisch tiefverwurzelten Sozialdemokratie jemals begegnet, wenn mich nicht auch der Krieg aus einer traditionell deutschnationalen Umwelt herausgesprengt hätte?

Mein neues Amt in der Kreisverwaltung brachte es mit sich, daß ich mich wie alle anderen der Prozedur der Entnazifizierung unterziehen mußte. Ein Kommunist führte in dem für mich zuständigen Ausschuß den Vorsitz und offenbar das Regiment. So wurde ich meines adeligen Namens und Offiziersranges wegen ohne viel Federlesen als Hauptschuldiger eingestuft. Dieses Ergebnis empfand ich als so grotesk, daß ich beschloß, nichts zu unternehmen. War es den Engländern im Verein mit dem alten Landrat zu danken, daß es einige Zeit später noch revidiert und ich als »für den demokratischen Wiederaufbau besonders geeignet« beurteilt wurde? Es kam eben auch in der neuen Demokratie viel darauf an, ob und welche kolorierte Brille der machthabende Beurteilende gerade auf der Nase hat.

Die zehnte Erinnerung: Unter vielen anderen Ostflüchtlingen hatte ich mit meiner Familie einen intensiven Lernprozeß durchzumachen. Wir hatten seinerzeit in Pommern auch Flüchtlinge aus zerbombten Städten aufgenommen. Nun wa-

ren wir selber gestrandet aufgenommen. Unsere westfälischen Gastgeber, die Verwandten meiner Frau, gingen gewiß mit diesem gemischten Flüchtlingshaufen denkbar gerecht um. Der Haufen war gemischt aus früheren Gutsherren-Familien, Aachener Bergarbeitern mit vielen Kindern und pommer-schen Handwerkern. Wir hatten uns seinerzeit in Pommern auch um Gerechtigkeit und Menschlichkeit bemüht. Aber oft wurde es uns schwindelig in der Erinnerung an uns selbst; als wir es waren, denen Brot und Fett, Gemüse und Obst zur Verfügung stand, was in kleinsten Mengen für den Flüchtling zur Kostbarkeit wurde. Als etwas viel Kostbareres aber lernten wir etwas Immaterielles kennen: die Achtung.

Jedesmal, wenn meine Frau ihre zerrissenen Windeln auf dem Wäscheplatz aufhängte, wo die westfälischen Handtücher und Kopfkissen mit sorgsam gestickten Namen in der linken Ecke hingen, fühlte sie sich von beobachtenden Augen eingestuft. Den Verlust an sozialer Geltung kann man nur »von unten« und am eigenen Leibe als das begreifen, was er ist.

So war für mich die Chance einer Bewährung, die Möglichkeit, das preußische Erbe in eine Verantwortung für das Ganze umzusetzen, Bewegung in die Szenerie zu bringen, viel wertvoller als der volle Magen.

Weihnachten 1945 baute ich einen Stall für ein paar geborgte Krippenfiguren. Wir haben ihn noch heute. Wenn wir auch liebevoll aufgenommen in warmen Betten schliefen, den Stall begriffen wir neu.

HEINRICH BÖLL

Der eine liebt es, mit martialischen Gebärden auf sich aufmerksam zu machen, der andere versucht, seinen Gesprächspartner mit Gesten liebevoller Umarmung für sich einzunehmen, der dritte ist auch im vertrauten Gedankenaustausch so schüchtern, daß ihm auch ohne vorgestanzte Absicht Sympathie zugetragen wird. So einer ist Heinrich Böll. Lässig in der Kleidung, selten ohne seine geliebte Baskenmütze, zurückgenommen in der Lautstärke, ringend um jeden Satz, der Nachdenkliches verständlich machen soll, so läßt Heinrich Böll Kritik wie Ehrung an sich vorüberziehen. Man mag nicht alles, was der Nobelpreisträger denkt und sagt, für politisch richtig halten, den Respekt vor einer lautereren Einstellung kann ihm aber auch der Gegner nicht versagen.

Typisch für Heinrich Böll war auch die Art und Weise, in der er zusagte, an diesem Buch mitzuarbeiten. Nein, ja, vielleicht, was soll das eigentlich, was kann ich schon zu diesem Thema weitergeben, ich will es doch versuchen, aber bitte keinen Vertrag, ich möchte nicht gefesselt werden, ich melde mich wieder ...

Und dann war dieser urkölnische Schriftsteller mit der Heimat in der Eifel, mit einer beruflichen Überlastung wie kaum ein anderer, angefüllt mit der Sorge um andere, denen Unrecht widerfahren ist, der erste, der seinen Beitrag einschickte, auf mausgrauem Papier, mit einem Manuskript voller Tippfehler und einem handgeschriebenen Begleitbrief und doch mit einem Inhalt, der es verdient, daß seine Leser aufhorchen. Glimmer und Gloria sind nicht Heinrich Bölls Sache, die Zwischentöne sind es, die ihn zu einem der Großen machen.

Hoffentlich kein Heldenlied

Wenn ich versuche zu schildern, wie wir – wenn nicht gerade Weihnachten – so doch die letzten Monate des Jahres 1945 erlebten, so fürchte ich, das alles könnte als etwas erscheinen, was es *nicht* war: überaus heroisch. Dieser vielbeschworene »Aufbauwille«, eine den Nachgeborenen so oft vorgehaltene Eigenschaft, oder gar die »Aufbauleistung«, eine fürchterliche Hypothek auf den Schultern eben dieser Nachgeborenen, die Politiker so gern – und so hochverzinst – in Rechnung bringen, das war nichts weiter als der Wunsch, das nackte Überleben zu Leben zu machen; der eine mit etwas mehr, der andere mit etwas weniger Glück. Ich bin sicher, diese ständig mit der ungeheuren Leistung ihrer Väter und Großväter konfrontierten Nachgeborenen würden nach einer vergleichbaren Katastrophe unter vergleichbaren Umständen ebensoviel »leisten«. Manchmal haben mich ausländische Freunde aus neutralen Ländern mit halber Bewunderung gefragt: »Wie habt ihr das alles ausgehalten?« Und ich habe immer geantwortet: »Wie ihr es ausgehalten hättet.« Das muß vorausgesetzt sein, wenn ich zu erzählen versuche, was streckenweise wie ein Märchen klingen muß. Ungern begeben mich also aufs Glatteis dieser Art von Erinnerungen. Ich bin immer – auch mir gegenüber – mißtrauisch gewesen gegenüber diesen *l'art pour l'art*-Pirouetten des »Ja, so war es«. – War's wirklich so?

Mit dem Glatteis bin ich gleich beim Thema: Glatteis bedeckte in diesem Winter 45/46 fast ständig den Raum, der später die Küche werden sollte. Da waren schon ein paar Pirouetten fällig, wenn die Suppe gekocht werden mußte.

Wir begannen in einem Trümmerhaus in der Schillergasse in Köln-Bayenthal – schlichtweg als Hausbesetzer, wurden später zu Instandbesetzern. (Zugegeben: diese Art von Besetzung war seinerzeit legal; auch unsere eigene Wohnung war legal besetzt worden – und futsch.) Interessant wäre nur, einmal festzustellen, wie viele Einwohner Kölns damals als Hausbesetzer begannen. Es gab da einen Stichtag, nach dem, was nicht bewohnt, für Besetzung frei war.

Weiterhin zugegeben: wir bekamen die Instandbesetzung bezahlt. Stundenlohn (erhöhter Hilfsarbeiterlohn) eine *dama-lige* Mark, nach der wahren, der realistischen Währung gerechnet, das Siebtel einer Zigarette. Grob gerechnet, mag die Erhaltung des Hauses den späteren Eigentümer, die Bundesrepublik Deutschland, etwa 50 000 Mark gekostet haben, – *heute* ist das Haus das zehnfache in *heutiger* harter Mark wert. Welcher Computer könnte da ausrechnen, welche Gewinnmaximierung da stattgefunden hat, wenn man eine Mark, die eine siebtel Zigarette wert war, auf eine Mark umrechnet, für die es sieben Zigaretten gibt? Wie macht man aus etwa 7500 Zigaretten deren 3 500 000? Schweigen wir von derartigen Milchmädchenrechnungen in Brot, Milch, Tee. Oh, ihr Milchmädchen, ihr klugen, man sollte euch mal mit nach Ottawa nehmen. So jedenfalls wurden mit schlechter Mark Werte geschaffen, die Währungsreformen überdauern und in guter Mark permanent ihren Wert steigern.

Zugegeben: wir bekamen auch Lebensmittelmarken, sogar Schwerarbeiterzulagen, obwohl wir so schwer nun auch nicht arbeiteten; auch sie trugen zur Gewinnmaximierung bei. Ach, Milchmädchen, du liebes, wer hat dir beigebracht, daß eine Mark eine Mark eine Mark ist?

Zum Baumaterial trug der Besitzer des Hauses in Worten und Ziffern *nichts* bei. Wir mußten es uns besorgen, was bedeutet: stehen. Wollten wir nicht ein Dach über dem Kopf? Sollten wir uns das Dach beschaffen. Weiterhin zugegeben: unser Eigentumsbegriff war durch das Erlebnis des Krieges und der Bombardierungen nicht gerade verfeinert worden. Und Gewissensbisse hatten wir keine, es war kein Nährboden für sie vorhanden, und zu dem berühmt gewordenen »Fringsen« bedurften wir nicht des kardinalen Segens. Das mochte harmlos gebliebene Gemüter ermutigen, aber ich frage mich frivolerweise manchmal, ob Frings wohl die Holzlager der Firma Wehrhahn zum »Fringsen« freigegeben hätte. Holz war übrigens in den Trümmern reichlich vorhanden, und *außerdem* sei noch zugegeben: Die Schreinerwerkstatt meines Bruders, der als Chef und Unternehmer fungierte, war fast ganz intakt geblieben.

Ja, Glatteis also bedeckte den Boden der Küche. Es war ein harter Winter, und wir schliefen – meistens zu Fünfen, darunter mein fünfundsiebzigjähriger Vater, der des Landlebens überdrüssig war, gelegentlich auch zu Sieben im späteren Schlafzimmer auf Pritschen, die aus geklauten Türen und Balken zurechtgezimmert waren. Mit dem morgendlichen Waschen kann's nicht viel gewesen sein: Das Wasser mußten wir aus einem ziemlich weit entfernten Hydranten (ich glaube, auf dem Bayenthalgürtel) holen; das Glatteis in der Küche entstand aus Schnee und gelegentlichem Regen, und doch spielte Wasser bei unserer ersten Arbeit, die einer Kafka-Geschichte würdig wäre, eine große Rolle: Der Heizungskeller war überschwemmt, und wir schöpften ihn mit Blechbüchsen leer, kippten das schwärzliche Wasser in den Abfluß

der nahe gelegenen Waschküche im Keller, bis wir – nach Wochen erst – feststellten, daß das Wasser aus der Waschküche aufgrund schwer zu eruiender installatorischer Fehlkonstruktionen in den Heizungskeller zurücklief; daß hier eine Fehlkonstruktion vorlag, die vor dem Krieg durch eine elektrische Pumpe, die das Wasser direkt in den Kanal pumpte, reguliert worden war. Woher eine elektrische Pumpe nehmen und wer, wenn sie aufzutreiben gewesen wäre, würde sie installieren? So überließen wir das schwärzliche Wasser sich selbst und den Ratten.

Nächstwichtige Arbeit: das Dach dicht zu machen. Womit? Da bot sich der Asphalt der Trottoirs an: Er wurde geschmolzen in einem alten Waschkessel; Brennmaterial gab's reichlich in den Trümmern ringsum, das Geschmolzene wurde aufs provisorisch vernagelte Dach verteilt; woher die Nägel? Dorther, wo alles herkam: aus den Trümmern, alle Bretter wurden sorgfältig entnagelt, die Nägel geradegeklopft: Instandbesetzer sind einfallsreich. Wir scheuten auch nicht davor zurück, den Asphalt des Trottoirs auf dem Bayenthalgürtel in unsere Materialbeschaffung einzubeziehen, und stellten dabei fest, daß Kardinal Frings unser unmittelbarer Nachbar war; als wir den Asphalt vor der bischöflichen Wohnung zweckentfremden wollten, wurden wir von einem priesterlichen Adlatus milde auf andere Quellen verwiesen. Deren gab es genug, und so gab's keinen Ärger mit erzbischöflichen Instanzen.

Nein, Helden waren wir nicht, nicht einmal negative. Müde waren wir, fast apathisch, krank auch, geschwächt. Erst zwei Jahre später, etwa 1947 kamen wir halbwegs »zu Kräften«; unser Arbeitstempo war äußerst gering, wer von »Auf-

bauwillen« oder gar »Aufbauleistung« gesprochen hätte, wäre des Spotts gewiß gewesen; wir wollten ein Dach über dem Kopf, mehr nicht. Auch Fenster hätten wir gern gehabt, aber Glas gab's einfach nicht, und so wurden die Löcher einfach zugenagelt.

Ernährung? Natürlich gab's da was auf Marken, die Zuteilungsperioden liefen weiter. Schlangestehen um Magermilch – das Schöpfen mit der Kelle ging so flink –, das muß man können, daß die Kelle nie ganz voll wurde: ein Liter ist eben kein Liter, ist kein Liter; nur eine Rose ist eine Rose, eine Rose ist sie! Und 62,5 Gramm Margarine sind keine 62,5 Gramm Margarine; merkwürdigerweise wurde da immer ein Messerstich weggenommen – und außerdem war das Papier ziemlich dick und wurde mitgewogen – und merkwürdigerweise wurde nie ein Messerstich hinzugefügt, was ja doch, wenn das Wiegen nun mal so ungenau war, logisch gewesen wäre. Oh, ihr Messerstiche Margarine und Butter und du, dickes Papier – wart ihr vielleicht die wahre »Aufbauleistung«?

Tage, Wochen, Monate verschwimmen in meiner Erinnerung, nur eines Datums bin ich sicher: am Nikolaustag 1945 kam mein Schwager Eduard aus einem britischen Gefangenenreservat zu uns nach Köln; nach Prag konnte er nicht zurück, das Schicksal seiner Familie war (und blieb lange) ungewiß. Auf dem Kölner Hauptbahnhof hatte man ihm, bevor er aufs Einwohnermeldeamt ging, um uns ausfindig zu machen, seinen einzigen Besitz, einen prall gefüllten Seesack, gestohlen. Oh, freundliche Begrüßung eines Heimkehrers. Er blieb bei uns, bekam seinen Pritschenplatz und wurde zum brauchbaren Instandbesetzer. Immerhin hatte er seine Marinepräzisi-

onstaschenuhr gerettet, die später dem Schwarzmarkt geopfert werden mußte. Annemarie war als Lehrerin hauptsächlich damit beschäftigt, an ihre 60-70 Schülerinnen Suppe zu verteilen und unter diesen Trümmerkindern halbwegs Disziplin zu halten. Edi und ich, wir lauerten wie hungrige Wölfe auf die Suppenreste und ihre eigene Portion, die sie im Kochgeschirr mitbrachte, wenn sie mittags total erschöpft nach Hause kam; es gab süße Suppen und fettige, die fettigen waren uns lieber. Nein, Helden des Wiederaufbaus waren wir nicht, und jeder, jeder Nachgeborene würde nach einer vergleichbaren Katastrophe unter vergleichbaren Umständen das gleiche »leisten« – ich wiederhole es und füge hinzu: *wir*, wir wären nach einer wahrscheinlich unvergleichbaren Katastrophe nicht mehr fähig, auch nur irgend etwas zu »leisten«.

Zu Weihnachten hin – oder war's später? – hatten wir überraschend Glück: wir fuhren noch einmal aufs Land, wo wir in einem bergischen Dörfchen ein Evakuierten-Zimmer bewohnten: das Zimmer war in merkwürdiger Unordnung und strömte einen merkwürdigen Geruch aus: offenbar hatte dort eine Schwarzschlachtung stattgefunden, weil keiner damit gerechnet hatte, daß wir so bald noch einmal zurückkommen würden. Als »Schweigegeld« bekamen wir einen Batzen Fleisch, unerwartete und sensationelle Bereicherung unseres Speisezettels, der gewöhnlich aus der abstrakten Zitierung von Rezepten bestand: oh, wenn Edi detailliert die Herstellung böhmischösterreichischer Backwaren und Mehlspeisen beschrieb: etwa Vanillekipferl und Powidl-Knödel, während wir unsere ärmlichen Suppen löffelten.

Ich weiß nicht, ob's auch nur *einen* der damaligen Bewohner Kölns gegeben hat, der *nicht* gestohlen hat, stehlen muß-

te, und wäre es auch nur »herrenloses Gut« gewesen. Gibt es ihn – man sollte ihn als Denkmal der Reinheit auf dem Roncalliplatz verewigen. Was haben die Überlebenden dieser Jahre da alles verdrängt? *Das, nur das*, ist interessant und wissenswert für die Nachgeborenen. Was nützen die Aufzählungen der »heldenhaften« Situationen und Details, die Anekdoten von der eigenen Schläue, wenn man sich nicht klar darüber wird, daß der Eigentumsbegriff, der heute zu den heiligsten der Nation gehört, praktisch aufgelöst war. Da fanden seltsame »Lastenausgleiche« statt, die nicht registriert wurden. Ganz zu schweigen von den vielen, die das Glück hatten, an der Beute aus aufgelösten Versorgungs- und Wehrmachtslagern zu partizipieren: Autos und Lebensmittel, Gummireifen, Textilien, wieviel »heroisch« aufgebaute Vermögen sind daraus entstanden?

Ich habe wohl zuviel fiction über diese Jahre geschrieben, um meinen non-fiction-Versuchen noch zu trauen. Ich weiß nicht, ob die Erzählungen und Romane nicht wahrer sind als das, was ich hier erzähle.

Ich fürchte eben, es ist doch ein Heldenlied geworden, nicht von positiven, nicht von negativen, doch von äußerst müden Helden, die da in einer zerstörten Stadt sich ein Dach über den Kopf zimmerten, Mauern flickten, Trümmer ausschachteten, Haus- und Instandbesetzer von der (damals) legalen Sorte. Auf ihre Weise auch Beutemacher: unter anderem fanden wir im Keller des Nachbarhauses ein stockfleckiges, halbvermodertes Exemplar der ›Galgenlieder‹ von Morgenstern, und für lange Zeit waren der Schluchtenhund und das Siebenschwein und alle ihre zahlreichen Verwandten unsere Tischgenossen.

Weihnachten 1945: Ich habe keine genauere Erinnerung daran. Christbaum? Kerzen? Ich weiß es einfach nicht mehr. Da war noch etwas, das vielleicht »festgehalten« werden könnte: der Staub und die Stille. Und es erscheint mir am besten, ich zitiere, was ich vor sechzehn Jahren darüber geschrieben habe und heute besser nicht ausdrücken kann:

»Staub, Puder der Zerstörung drang durch alle Ritzen, setzte sich in Bücher, Manuskripte, auf Windeln, aufs Brot und in die Suppe; er war vermählt mit der Luft, sie waren ein Leib und eine Seele; jahrelang die tödliche Qual gegen alle Vernunft, gegen alle Hoffnung als Sisyphus und Herakles diese Unermeßlichkeit des Staubs zu bekämpfen, wie ihn eine zerstörte Stadt von den Ausmaßen Kölns hervorbrachte; er klebte auf Wimpern und Brauen, zwischen den Zähnen, auf Gaumen, allen Schleimhäuten, in Wunden – jahrelang dieser Kampf gegen die Atomisierung unermeßlicher Mengen von Mörtel und Stein.

Das andere war die Stille. Sie war so unermeßlich wie der Staub, nur die Tatsache, daß sie nicht total war, machte sie glaubwürdig und erträglich; irgendwo in diesen unermeßlichen stillen Nächten bröckelten lose Steine ab oder stürzte ein Giebel ein; die Zerstörung vollzog sich nach den Gesetzen umgekehrter Statik mit der Dynamik im Kern getroffener Strukturen; offenbar kann man auch den statischen Kern eines Gebäudes spalten. Oft konnte einer es am hellen Tag beobachten, wie ein Giebel sich langsam, fast feierlich senkte, Mörtelfugen sich lösten, sich weiteten wie ein Netz – und es prasselte Steine. Die Zerstörung einer großen Stadt ist kein abgeschlossener Vorgang wie eine Operation, sie schreitet fort wie eine Paralyse, es bröckelt allenthalben, bricht dann zu-

sammen. Der freiwillige, weder durch Sprengung noch durch sonstige akute Gewalt bewirkte Einsturz einer Giebelmauer ist ein unvergeßlicher Anblick; in irgendeiner nicht voraussehbaren, schon gar nicht berechenbaren Sekunde gibt dieses im Kern getroffene, schön geordnete, in Zuversicht und Lust zusammengefügte Gebilde nach; es zählt, fast hörbar tickend, knisternd, vom Datum seiner Entstehung auf Null und Nichts zurück – auch beim Abschluß von Raketen wird auf Null und Nichts zurückgezählt – und gibt sich auf.«

Ja, Staub und Stille gehörten dazu, und es machte Spaß, ein ruiniertes Haus bewohnbar zu machen; die Heldenväter, die da so oft anklagend und auch angehend an ihre Aufbau-Brust schlagen, vergessen zu leicht, wieviel Spaß das machte, wieviel Phantasie bei der Besorgung der Materialien angeregt wurde und jede, jede Mahlzeit war ein »Sieg«. Nicht zu vergessen: die Engländer waren eine angenehme, fast unauffällige Besatzungsmacht.

Ich weiß nicht mehr, ob vor oder nach Weihnachten, es geschah eine Art Wunder: ich bekam – immerhin mehr als ein halbes Jahr nach Kriegsende – noch einige, wieviel weiß ich nicht mehr, Obergefreitengehälter zugeschickt! Irgendein korrekter Zahlmeister muß da sowohl die »Kriegskasse« wie die Adressen der Soldempfänger mit nach Hause genommen und seine (nach internationalem Kriegsrecht) illegale Beute gerecht verteilt haben. Diese unerwartete Einnahme – die einzige außer dem Instandbesetzerwochenlohn von etwa 45 Mark und Annemaries Lehrerinnengehalt – wird wohl, wie so mancher Schein, auf dem Schwarzmarkt gelandet sein – Brot, Zigaretten, ein paar Lot Kaffee vielleicht – doch genug davon.

Wir hatten überlebt und begannen zu leben.

CHRISTINE BRÜCKNER

Sie ist eine ebenso vielbeschäftigte wie literarisch erfolgreiche Frau – die Christine Brückner aus Kassel. Eine lange Folge von Romanen beweist ihre Schaffenskraft. Wer ›Jauche und Levkojen‹ kennt, wer die ›Überlebensgeschichten‹ gelesen hat, der ist Mitwisser ihrer unermüdlichen Anstrengungen, Enttäuschten und Gescheiterten frischen Mut einzuflößen, sie zum Aufbau einer neuen Existenz zu ermuntern. Und das alles in einer lesbaren Form, ohne jeden Schnörkel angemessener Besserwisserei. Sie nennt sich selbst eine unbequeme Frau – hätten wir doch ein paar mehr von dieser Sorte. Denn wer kann schon wie sie den Satz eines Kritikers vorweisen: »Nach der Lektüre von ›Jauche und Levkojen‹ braucht man eigentlich kein Geschichtsbuch mehr über die Jahre zwischen den Weltkriegen zu lesen; es ist alles drin.« Historiker dürften vor Zorn erröten.

Christine Brückner hat keineswegs sofort zugesagt, als sie gebeten wurde, sich in die Schar der Mitarbeiter dieses Sammelbandes einzureihen. Typisch für die Schriftstellerin, daß sie dann einen persönlichen Eindruck vom Herausgeber zum Anlaß nahm, ihre Meinung zu ändern und sich zur Hilfe zu entschließen. Manchmal haben Fernsehsendungen wohl doch aufmerksame Zuschauer.

Christine Brückner will offenbar ganz genau wissen, mit wem sie es zu tun hat.

Altgewordene Kinder des Dritten Reichs

Meine Familie hatte sich in Marburg zusammengefunden; ich war die letzte, die im Oktober 45 eingetroffen war; was ich besaß, hatte in einem einzigen Koffer Platz. Ich verdiente mir meinen Lebensunterhalt mit Nähen: Kindermäntel aus gewendeten Soldatenröcken. Ich hatte zu Weihnachten für den, den ich liebte, der schwerkriegsbeschädigt war, der aus der russischbesetzten Zone angereist kam, einen Pullover aus nicht mehr verwendeten grauen Kniewärmern der Wehrmacht gestrickt. Hindenburglichter zur Weihnachtsbeleuchtung. »Only for army dogs« stand auf der Büchse Fleisch, die ich beschafft hatte; was für amerikanische Hunde gut war, mußte auch für uns genügen. Eine Sonderzuteilung an Weizenmehl und Zucker, aber auch an Freiheit: Die Ausgangssperre war auf 2 Uhr 30 in der Heiligen Nacht verschoben.

In einem Kohleherd, der im Haus von Freunden stand, backten wir »Knusperplätzchen«. Das Kriegsrezept sah ein Ei vor, das man durch Milch ersetzen konnte, die Milch ließ sich durch Magermilch ersetzen; als auch die verbraucht war, nahmen wir Wasser; der Zucker wurde durch braunen Rohzucker, dann durch Süßstoff ersetzt, das weiße Weizenmehl durch graues Roggenmehl, unersetzlich blieb der Löffel Essig als Treibstoff. Später nannten wir dieses Gebäck »Ohne-alles-mit Essig«. Aber – bringe ich meine eigenen Erinnerungen an das Weihnachtsfest 45 nicht mit jenen der Maximiliane Quint – Flüchtling aus Poenichen in Hinterpommern durcheinander? Das Schicksal meiner Romanfiguren steht mir näher als mein eigenes, ich weiß da besser Bescheid.

Meine Mutter, die nach einem Herzinfarkt wochenlang mit sechzehn anderen Patientinnen in einem Krankensaal lag, durfte für einige Tage »nach Hause« kommen, in dieses möblierte Zimmer, das nicht heizbar war, in dem Mahagonimöbel und Plüschsessel standen, mehr zum Schonen als zum Wohnen geeignet. Wir machten uns unsichtbar; trotzdem schlug die Sicherung durch, wenn wir auf den Heizspiralen des kleinen Elektroofens ein wenig kochten.

Aber: sie schossen nicht mehr! Auch dieser Satz stammt nicht von mir. Joachim Quint, siebenjährig, Mosche genannt, das Älteste der Flüchtlingskinder aus Poenichen, sagt immer wieder: »Sie schießen nicht mehr, Mama!« Es fielen keine Bomben mehr! Es wurde nicht mehr auf Eisenbahnzüge geschossen! Keine Tiefflieger mehr!

Bei Kriegsausbruch war ich 17 Jahre alt, ich wurde sofort kriegsdienstverpflichtet. Ich habe in einem Generalkommando der Wehrmacht gearbeitet, als Köchin in einer Großküche, zuletzt in einem Flugzeugwerk; zwischendurch hatte ich mein Abitur gemacht, ein Studium begonnen, und jetzt war ich entlassen! Ich konnte über mich selbst verfügen! Irgendwann würde ich irgendwas studieren dürfen! Ich würde durchkommen, davon war ich überzeugt. Diese Überzeugung hat mich seit damals nie verlassen. Untergründig habe ich wohl immer geglaubt, daß es sich gelohnt haben mußte, daß ich am Leben geblieben war, die Verwunderung darüber hat mich ebenfalls bis heute nicht verlassen. Damals machten wir Bilanz. Noch stand nicht fest, wer davongekommen war. Wer war vermißt, wer. war gefangen, welche Kriegsverletzungen würden heilen?

Unser Nahziel waren Kartoffelpuffer mit Apfelmus. Das

Endziel ein Weltreich, in dem Frieden herrschte für alle Zeit. In jenem Winter ließ ich mich als »Weltbürger« in eine Liste einschreiben; meine einzige Parteizugehörigkeit. Vorerst unterrichtete ich nebenher schulpflichtige Kinder in Rechnen und Deutsch. Durch eine dünne Wand getrennt, gab jemand, den ich nicht kannte, von früh bis in die Nacht hinein Geigenstunden. Es war uns Küchenbenutzung zugestanden, aber da gab es nicht viel zu benutzen; wichtiger war, daß ich den Bücherschrank des Professors benutzen durfte. Ich las und las! Ich habe täglich ein Buch gelesen, jahrelang, wie eine Süchtige.

Alles war neu, war aufregend. Als hätte ich bis dahin nichts oder doch nur das Falsche gelernt und gelesen. Aber das ließ sich ja nachholen! Die Bücherschränke waren gefüllt, man konnte Bücher ausleihen, alles konnte man ausleihen: Kleider und Schuhe. Man mußte doch nicht alles selber besitzen!

Wir werden am Heiligen Abend zur Christvesper in die überfüllte Universitätskirche gegangen sein, wo die Michaelsbrüder ihre festlichen liturgischen Gottesdienste feierten. Habe ich damals den Gruß der Engel zum ersten Mal gehört? »Denn er hat seinen Engeln befohlen, über dir zu wachen bei Tag und bei Nacht.« Oder hat der Pfarrer über einen Text aus der Offenbarung des Johannes gesprochen? »Ich sehe eine neue Stadt, die Hütte Gottes bei den Menschen. Er wird bei ihnen wohnen, sie werden sein Volk sein, und Er wird mit uns sein, kein Tod wird mehr sein, kein Leid mehr, kein Schmerz mehr. Er wird kommen und abwischen unsere Tränen ...« War ich es, die das hörte? War es diese Maximiliane, die dachte: Warum erst in einer künftigen Stadt? Worauf wartet er noch? Er wird abwischen unsere Tränen ... Sie hat-

te Poenichen verloren, ihre Heimat im Osten; ich hatte weniger verloren, ein zerstörtes Elternhaus, was zählte das schon?

Sicher bin ich, daß wir am Ende dieses Gottesdienstes, wie im Krieg, stehend »Verleih uns Frieden gnädiglich, Herr Gott zu unseren Zeiten« gesungen haben. Waren jetzt »unsere Zeiten« angebrochen? Wann und warum haben wir eigentlich aufgehört, diesen Choral zu singen? Rückblickend scheint mir, als wären wir Weihnachten 45 dem »Frieden auf Erden« näher gewesen als je zuvor und je danach. Noch wußten wir nicht, ob wir – wie ein Soldatenrock – zu wenden und weiterzuwerten waren. Die großen Abrechnungen standen noch aus. Wir saßen unter Kanzeln, Kathedern und Bühnen und hörten aufmerksam die neuen Verkündigungen, wir: altgewordene, notreife Kinder des Dritten Reiches mit dem großen Nachholbedarf an Jung-sein und Lebensfreude und dem untergründigen Gefühl –, das man uns später radikal ausgetrieben hat –, auch an uns sei etwas wiedergutzumachen.

Wir werden in der Weihnachtsnacht getanzt haben, wir nahmen jede Gelegenheit wahr zu tanzen. In Marburg gab es ja alles noch, Parkettböden und Grammophone und sogar Jazz-Platten. Vermutlich habe ich damals das Lied vom Mackie Messer aus der ›Dreigroschenoper‹ zum ersten Mal gehört, schwankend zwischen Entrüstung und Vergnügen. Immer noch war ich, trotz fünf Jahren Kriegseinsatz, eine wohlbehütete Pfarrerstochter vom Lande. Bing Crosby sang auf dem Sender AFN ›Dreaming of a white Christmas‹. Nes-Café und Camel-Zigaretten! Im Haus jenes Professors wohnte eine junge Adlige im besten Zimmer mit separatem Eingang, dort gingen gesunde junge amerikanische Soldaten ein und aus. Keiner sah etwas, keiner hörte etwas, aber wir aßen, was sie

uns großzügig zukommen ließ. Oder verwechsle ich sie mit jenem Lenchen Priebe aus Poenichen, die ein »deutsches Fräulein« in Marburg war, bis sie die Fischküche in der Ketzterbach übernahm? Wir sangen ›Sentimental Journey‹ und lernten Charleston und Jitterbug zu tanzen, ich trug noch immer Knobelbecher. Und am Morgen, als die Ausgangssperre vorüber war, gingen wir brav zu unseren Schlafstellen. Keine Rede davon, daß der, der meinetwegen über die »grüne Grenze« gekommen war, im selben Haus wie ich hätte nächtigen können. Dieses Nazi-Reich: mörderisch, aber moralisch!

An den Hauswänden stand »Death is so permanent«. Vermutlich wußten die Amerikaner – an enge Durchfahrten und Altstadtgassen nicht gewöhnt – nicht, wie dieser Satz auf die Deutschen wirkte, sie wußten vieles nicht, und wir wußten vieles nicht. Wer Zigarettenkippen wegwirft, weiß nicht, wie denen zumute ist, die sich danach bücken. Und wie hätten wir ahnen sollen, daß wir das Wegwerfen so rasch lernen würden? Noch war nicht geklärt, ob die Sieger unsere Befreier waren. Freund oder Feind? Die einfachsten Fragen mußten noch diskutiert werden.

Wir hatten die Hölle des Krieges und das Inferno des Kriegsendes überlebt. Ich vermute, daß ich damals davon überzeugt war, daß nun, wie bei Dante, das Paradies folgen würde, das Frieden hieß.

FRITZ BRÜHL

Der Grünstift ist die achtungsgebietende Farbe bei handschriftlichen Korrekturen von Ministern. Aber es gab auch einen Chefredakteur, der sich auf diese Weise schon auf den ersten Blick Respekt verschaffte, wenn er sich nicht sogar zu Lila steigerte: Das war Fritz Brühl, nach einem langen Journalistenleben Chefredakteur des Westdeutschen Rundfunks und später dessen Hörfunkdirektor.

Aber nicht nur seine farbigen Randbemerkungen waren gefürchtet. Wenn bei einer Konferenz die Feuerblitze unter seinen buschigen Augenbrauen hervorschossen, wurden gar vielen die Knie weich. Doch nur ein einziges Mal habe ich erlebt, daß seine Stimme an Lautstärke zunahm, und das war, als er Unredlichkeit vermuten mußte. Fritz Brühl konnte und kann auch heute noch wohl so ziemlich alles vertragen, nur eines nicht: Hinterhältigkeit. Viele Jahre hatte ich die Möglichkeit, diesen Journalisten der alten Schule zu beobachten und von ihm zu lernen. Verlegen habe ich ihn dabei nur ganz selten gesehen, so als er mit einer Rose in der Hand die Glückwünsche einer schier endlosen Reihe von Gratulanten zu seinem 60. Geburtstag über sich ergehen lassen mußte. Da stand Fritz Brühl dem Ansturm äußerlich souverän gegenüber, aber wer ihn kannte, der wußte, wie gern sich das Ehrenkind in seine Studierstube zurückgezogen hätte. Ein Mann der stillen, in die Tiefe gehenden Gedanken.

Bilder aus einer verstörten Stadt

Das war schon arg schlimm damals mit dem Gebrauch des Adjektivs am Weihnachtsmorgen des Jahres, in dem der Krieg geendet hatte. Durch die Straßen der nordhessischen Kleinstadt huschten verwegene Optimisten in der Erwartung, es könne in irgendeinem Schaufenster vielleicht doch noch ein kleines Nichts zu entdecken sein, das unter den Tannenbaum gehöre. Ich klapperte Geschäft um Geschäft in meiner Heimatstadt ab, in der ich mit meiner Familie als Ausgebombter gelandet war, traf Bekannte zu einem kurzen Schwatz, der eisige Wind, der aus der Rhön kam, jagte einen schnell wieder in die Läden. Im Warenhaus viele fremde Gesichter, schmale Hungergestalten, manche ohne Mantel, jeder konnte ahnen, was hinter ihnen lag: Flucht, Vertreibung, vermißte Angehörige. Eine schaurige Ruhe ging von ihnen aus, verlegen zogen sie ihre Geldbörse, das Weihnachtsritual wollte erfüllt sein.

Als der Verkäufer in seiner genormten Kundschaftsbedien-
nung gedankenlos jeweils laut sein »Frohe Festtage« schmet-
terte, zuckten viele zusammen – man spürte, daß sie an sich
halten mußten, sie trotteten ohne Gruß davon. Aber die ein-
gedrillten Formeln gingen auch anderswo flott vom Mund:
»Frohe Tage!«, »Schöne Zeit!« – in solchem Wortgeklingel
entlarvte sich der Routinemensch. »Gesegnete Weihnachten?«
– bitte nichts davon, da waren Mächte beschworen zu einem
Zeitpunkt, an dem viele mit ihrem Herrgott haderten, weil er
dem Krieg und dem Sterben von Millionen untätig zugese-
hen habe. »Besinnliche Tage«, – das war eine Aufforderung,

geboren aus Banalität; wenn schon jemand Zeit fand, über die Sorge um Brot und Kartoffeln hinauszudenken, dann ging er in ruhiger Stunde von selbst in sich und machte Bilanz. »Gute Tage«, »Ruhige Tage« – die Substanz der Wünsche wurde immer einfacher, biedermännischer, aber sie blieb wenigstens wahr.

Das Gloria vom Jahr zuvor

Ja, ein Jahr vorher, an den Tagen der sechsten Kriegswihnacht, da hatte man an diesem Ort noch mit glänzenden Augen den Wehrmachtsbericht vernommen. Die vertraute Passage von dem »Angriff der deutschen Wehrmacht auf breiter Front« war nach Jahren plötzlich wieder aufgetaucht. Mit der Plakatüberschrift »Ardennen-Offensive« schien noch einmal ein weihnachtliches Gloriosum wachgerufen, das nach Ansicht der Naiven die Wende herbeiführen werde. Die Ernüchterung kam freilich, wenn nicht nach Tagen, so doch nach kaum einer Woche. »37 Panzer und Panzerwagen des Feindes abgeschossen« – auf solche Winzigkeiten mußte sich – bei Tausenden von Panzern auf beiden Seiten – die sonst so großmäulige Sprache des Wehrmachtberichts reduziert sehen. Kurz danach war der Name Bastogne, ehemals Angriffsziel des Gegenstoßes im Westen, bereits für immer aus dem Bericht getilgt.

Statt dessen kamen genau zu den Weihnachtstagen Mitteilungen von oberster Stelle, die nur als ein Gemisch von Aberwitz und Verzweiflung bezeichnet werden konnten. Hitler hatte einen Warschau-Schild als Kampfabzeichen gestiftet

für alle, die im Herbst 1944 an den Kämpfen in der polnischen Hauptstadt »ehrenvoll beteiligt« waren. Ferner: Künftig durften, so war verfügt worden, Rekruten nur in Anwesenheit des örtlichen Hoheitsträgers der Partei und Männern der Rüstung vereidigt werden, »damit der einheitlichen kämpferischen Ausrichtung von Front und Heimat sinnfällig Ausdruck gegeben wird«. Schließlich führte Großadmiral Dönitz als Bewährungs- und Kampfabzeichen für Soldaten der Marine-Kleinkampf-Verbände einen gestickten Sägefisch ein; sieben Stufen waren vorgesehen, die drei oberen mit Bronze, Silber und Gold ausgestattet. Es hätte eigentlich jeden einigermaßen kritischen Zeitgenossen erschrecken müssen, daß führende Männer des bereits im Koma liegenden Dritten Reichs vom deutschen Soldaten so niedrig dachten, daß er um die Weihnachtszeit herum mit der Erfindung neuer militärischer Dekorationen zum Durchhalten veranlaßt werden könne. Die Amerikaner standen um diese Zeit südlich von Düren, einer Stadt zwischen Aachen und Köln, die Russen waren in Budapest eingedrungen und hatten die Memel erreicht.

Vom »Jammergeschäft des Ares«

Immerhin, sechsmal war vordem der Heilige Abend als Kriegsweihnachten bezeichnet worden. Am 24. Dezember 1945 stand keine allgemeine Todesdrohung mehr über der Welt. Das »Jammergeschäft des Ares« war zu Ende. Freilich wirkten die vom Kriegsgott nach der griechischen Sage bestellten Begleiter fort: Der Streit, der Schrecken, die Furcht.

Man hätte vermuten können, daß sich besonders in fast unzerstörten Kleinstädten nun eine Aura der großen Ruhe und Geborgenheit breit gemacht hätte. Aber was der Krieg an Zermürbung hinterließ, waren ja nicht nur die rauchgeschwärzten Hausruinen, deren es in meiner Stadt nur wenige gab. Entwickelt hatte sich im Trümmerdeutschland ein Klima der Verdrossenheit, eines ordinären Egoismus, einer lähmenden Betäubung. Vom großen Dank für die Errettung aus Lebensgefahr war nur selten etwas zu spüren. Gewiß ist mir auch das Gegenteil begegnet, etwa beim Durchzug weit auseinandergezogener Flüchtlingstrecks aus dem Osten, die von Bürgern der Stadt kleine Brotlaibe und Kleidungsstücke auf ihre Wagen geworfen bekamen – freilich nur als Eingebungen eines solidarischen Augenblicks. Selbst die lauterste Barmherzigkeit verschleißt sich.

Als es auf den Mittag zuging, hatte ich mich, mein mageres Weihnachtsbündel in der Hand, auf den Weg zum Rathaus gemacht. In dem unversehrten Renaissancebau war mir durch eine Order der Besatzungsmacht ein Zimmer angewiesen worden, in dem ich die Funktion etwa eines Stadtsyndikus auszuüben hatte – als eine »Mehrzweckwaffe«, wie die Troupiers gern heimlich hänselten, die von ihrem Kommißton nicht lassen konnten. Ich befaßte mich oft mit Personalangelegenheiten, Grundstücksverträgen, zunächst aber mit der Rückführung von Saarländern, die ein Jahr zuvor aus dem Kampfgebiet ins Innere des Reichs verbracht worden waren. Sie brachen bei jedem meiner Besuche in ihrem Barackenlager in Sprechchöre »Nix wie hemm« aus, ein verständlicher Wunsch. Denn einige Altsassen meiner Heimatstadt lästerten über die Fremden gern mit dem Ausdruck »Nachtjackenge-

schwader«, weil diese zum Teil unter nächtlichem Bombenhagel hatten fliehen müssen; ein bitterer Scherz, der selbst den lebensfrohen Saaranwohnern auf die Nerven ging. Im Dienstzimmer fand ich liegendegebliebene Korrespondenz mit Röhrenfirmen, mit dem Landrat und mit dem Wirtschaftsministerium in Wiesbaden vor, die nach bestem Behördendeutsch als »Anlaufstelle« oder »Genehmigungsinstanz« walteten, sofern man aufgrund von Eisenscheinen sich um die Lieferung von Eisenträgern, Zement, Holz und ähnlichem bemühte. (Für Sargnägel freilich war die örtliche Schreiner-Innung zuständig; kürzlich hatte sich bei einer Beerdigung ein Sarg zum Entsetzen der am Grabrand Stehenden fast in seine Bestandteile aufgelöst). Ansonsten also wollte vom Rathaus vieles beschickt sein, bei mangelnden Bahn- und Postverbindungen, bei fehlenden Telefonen und unzureichenden Hilfskräften; die geeigneten waren vielfach noch in Gefangenschaft oder unterlagen wegen intensiver Mitwirkung in der NSDAP noch dem Berufsverbot. Viele Rathauszimmer blieben für Monate verwaist. Das Gebäude klang an Werk wie an Feiertagen hohl.

Die Stadt als Magnet

Mir wirbelte es im Kopf, wenn ich an die Aufgaben des Jahres 1946 dachte. Aber ich war nicht mutlos, ich hatte, 36 Jahre alt, einen neuen, mich beschwingenden Anfang gemacht und war trotz elender Gesundheit bereit, in meinem Amt aufzugehen. So ging ich die seit Jahrzehnten ausgetretenen Stufen des Rathauses hinunter, fast ein wenig verträumt, in der Vor-

freude auf Tage der Ausspannung. Aber in einer Kleinstadt hat, wer auf dem Rathaus sitzt, den Kopf zu strecken, seine Bürger, soweit bekannt, mit einem Gruß zu bedenken und das Gespräch mit ihnen nicht zu scheuen. Die Sprechstunde fand ohne jedes Zeremoniell auf der Straße statt. Die Unterhaltung mit Ratsuchenden, Beschwerdeführenden, notorischen Unglücksraben wie notorischen Querulanten war nicht einfach: auch der zudringlichste Partner hatte Anspruch auf ein paar Minuten, damit er seine ihn bedrängenden Vorstellungen los werden konnte. War am Ende auch kaum Zuversicht für sein Ansuchen gewonnen, so war doch die beiderseitige Information über die Sachverhalte gewachsen, vielleicht ergaben sich daraus unter Umständen neue Ansätze.

Die Sachverhalte – was konnte anderes damit gemeint sein als der Kampf um Wohnraum. Die Stadt liegt 25 Kilometer von der Zonengrenze entfernt. Sie mochte bei Kriegsende etwa 15-18 000 Einwohner gehabt haben. Aus dieser Ziffer wurde geradezu ein Magnet. Die Vertriebenen und Flüchtlinge, in der Mehrzahl städtischen Zuschnitts, wollten keinesfalls auf dem Dorf landen, sie dachten an ihre Berufsaussichten. So nahmen sie das auf viele Hügel gebettete, von einem Fluß durchkreuzte, mit verheißungsvollen Fabrikschornsteinen winkende, in einer neuen Freiheit eingebundene Gemeinwesen quasi in Besitz. Freilich, mit der Freiheit haperte es. Ohne Zuzugsgenehmigung gab es weder Lebensmittelkarten noch Arbeiterlaubnis. Die Stadtverwaltung hatte Vollmacht, über jede Wohnung im Ort zu verfügen; daraus leitete sich das Recht der Zwangseinweisung ab – ein Auftrag, der mit Disteln und Dornen übersät war. Noch schienen bei den Eingesessenen Vernunft und Einsicht nicht überall zerstoßen. Man

rückte freiwillig zusammen. Es bildeten sich neue, gute Hausgemeinschaften. Aber es entstand – häufiger – auch eine Gegenwehr, sicherlich zuweilen eine systematisch aufgebaute. Kamen Beauftragte des Wohnungsamts ins Haus, um die Belegungsmöglichkeiten zu prüfen, schlüpfen viele Betroffene in ihre Betten, gaben sich als schwer krank, ja als ansteckungsgefährdend aus und wiesen den Beamten die Tür. Wurde dessen ungeachtet die Einweisung verfügt, so war für die neuen »Mietlinge« ein Dasein angebrochen, das von einer Demütigung in die andere reichen konnte. Der alte Satz der Bodenreformer aus der Weimarer Zeit, daß man Menschen mit einer Wohnung wie mit einer Axt erschlagen könne, feierte traurige Urständ. In manchen Fällen wäre leicht nachzuweisen gewesen, daß in solcher Behandlung der Neuankömmlinge eine Art Rache wegen des verlorenen Krieges und der auf diese Weise auch verlorenen Idole zutage trat.

Der Lippenstift als Provokation

Beim Gang durch die Gassen, die sich immer mehr bevölkert hatten, fand ich mich manchmal plötzlich von hinten vorsichtig festgehalten und eine unbekannte Stimme flüsterte mir zu: »Tun Sie was für meine Familie, wir wohnen seit Wochen auf einem zugigen Dachboden, wir haben mit Stroh alle Löcher verstopft, aber wir erfrieren eines Tages.« Kurz danach ein – sattsam – bekanntes Gesicht: »Nehmen Sie uns schnellstens die Bagage, die Sie uns geschickt haben, aus dem Haus. Die sind schmutzig und laut und frech. Meine Frau ist krank, sie braucht Ruhe, ich verlange das.« Ich ließ mir die

Adressen geben, um Notlagen prüfen zu können – »man soll sie füglich hören alle beede«, das Motto galt auch in unserem Rathaus. Schließlich hörte ich als an mich von weitem gerichteten Zuruf: »Was ist aus unserer Stadt geworden, man sollte auswandern.« Später erfuhr ich, daß der mit seiner (ich wiederhole: unzerstörten) Stadt zerstrittene Mann noch ein Jahr zuvor unter dem Eindruck der Ardennenkämpfe seinen Mitbürgern johlend ein »siegreiches Weihnachtsfest« gewünscht hatte.

Was hier berichtet wird, sind nur bemerkenswerte Fakten, die mir in Erinnerung geblieben sind, aber sie zeichnen auch schon das Grundmuster eines Psychogramms. Die von den Zeitläufen erzwungene Konfrontation zwischen der Altgemeinde und den neu hinzugekommenen Menschen war zu oft hart und bitter. Der Gegensatz zwischen den Kleinstädtern und Großstädtern, damals noch allgemein als naturgegeben betrachtet, verbreitete sich noch, wenn die Familien darauf angewiesen waren, in Hautnähe miteinander zu leben. Der eine Herd, an dem drei Sippen zu hantieren hatten, besagt genug. Die unterschiedlichen Dialekte wirkten störend und entfremdend. Sachsen und Thüringer konnten nichts dafür, daß sie auch in der Fremde nicht von ihrer Sprechweise ließen, ebenso wie die Hessen nicht verbergen wollten, daß ihnen der Schnabel (und das, was sie zur Mittags- und Abendzeit hinein taten) anders geraten war.

Die aus größeren Städten gekommenen Jugendlichen gelüstete es, gerade wenn das sogenannte Zuhause oft so erbärmlich war, wenigstens in Anklängen nach Unterhaltung oder einem Zipfel Festlichkeit. Schließlich herrschte ja Frieden. Freilich, alle Wirtshäuser waren noch geschlossen, die Braue-

rei nicht in Betrieb, die Tanzdielen, wenn es sie denn je gegeben haben sollte, im Besitz der Amerikaner. Manchen jungen Mädchen aber war es gelungen, an Lippenstifte zu kommen; sie machten zunächst etwas verschüchtert, später bewußter selbst an Werktagen davon Gebrauch. Viele Altbürger grollten laut oder still. Das junge Volk schien ihrer Ansicht nach einen Treubruch gegenüber der Nation begangen zu haben. Noch im vorletzten Kriegsjahr hatten in den Gaststätten schlichte, aber bereits stark vergilbte Plakate gehangen mit der Aufschrift: »Die deutsche Frau schminkt sich nicht.«

Ein Tugendkatalog

An diese Stelle gehört ein Wort über den hessischen Menschenschlag zwischen Rhön und Meißner. Ihm war und ist nicht gegeben, Charme und Schalk einzusetzen, wenn Fremde auf ihn zugehen wollten. In einer Landschaft, die nur karge Erträge liefert, hatten die meisten Bewohner es sich sauer werden lassen müssen, sie waren eingeübt in äußerste Sparsamkeit und fürchteten – zumindest noch vor einem Menschenalter – Ausgelassenheit als Vorstufe wirtschaftlichen Niedergangs. Ein merkwürdiger Ernst prägte viele Gesichter, das flotte Mundwerk der in Südhessen ansässigen Urfranken blieb ihnen versagt. Sie ersetzten Lachen durch Fleiß und den liebenswerten Hang zu humaner Schlamperei durch Korrektheit – ein respektabler Tugendkatalog wie aus einem Versandhaus, den freilich die Newcomer nicht bestellt hatten.

In dem Augenblick, in dem ich die von mittelalterlichen Mauerresten umrandete Innenstadt verließ und auf eine Aus-

fallstraße geriet, war schon das Häuschen meiner Eltern zu sehen, bei denen meine Familie und andere Unterschlupf gefunden hatten. Ich mußte ein wenig in mich hineinlachen, wenn ich an die Requisiten dachte, die ich bei der Bescherung am Abend vorweisen wollte. Als Prunkstück erschien mir ein Stück Teerseife. Es duftete erwartungsgemäß nicht nach Rosa Centifolia, sondern nach Ingredienzen, die beim Straßenbau benötigt werden. Aber man fühlte nicht wie bei sonstigen Kriegsprodukten dieser Art eine aus Schmirgel gefertigte Masse, sondern eine glatte, fette, wie schwarzer Lack aufleuchtende Substanz. Ein Behagen ging von dem Stück aus, dessen Bestimmung es unter anderem war, die Akne der Pubertätsjahre heilen zu helfen. Zwei Rollen Stopfgarn für Männersocken, ohne daß es ein Gnadenerweis gewesen wäre, hatte ich in einem Textilgeschäft erstanden; das Garn war hell wie für eine Tropenlandschaft angefertigt, aber ich lehnte es ab, mir mein Finderglück durch bürgerliche Pedanterie schmälern zu lassen. Sodann schepperten fünf primitive Teelöffel in meinem Beutel, zugeschanzt bekommen von einer Eisenwarenhändlerin, die mich gut kannte. Unser Haushalt daheim war dringend ergänzungsbedürftig. Ich entsann mich bei dieser Gelegenheit, zwei Jahre zuvor im Aachener Hauptbahnhof eine Linsensuppe mit einem Eßlöffel ähnlich einfältiger Art gegessen zu haben; er war allerdings mit einer längeren Kette am Tisch befestigt, Messer und Gabel fanden sich ebenfalls so vor Diebstahl geschützt. Das Gerassel der Ketten, das den vollbesetzten Saal damals erfüllte, erweckte sub specie aeternitatis trübe Ahnungen.

Nr. 8: August Weltumsegler

Unsere Nachbarn hatten das bescheidene Haus, in das ich dann eintrat, inzwischen die »Siebenschläferhütte« genannt, gedacht gewesen war es für drei Personen. Freilich klopfte eines Tages noch ein achter Obdachsuchender an die Tür, um an dieser unserer Herberge zur Heimat auf Dauer teilzuhaben, ein alter Onkel, August Weltumsegler genannt, er sprach beinahe besser englisch als deutsch. Gut und schön, wenn's dabei geblieben wäre. Aber es tauchten viele Male ehemalige Mitschüler, Studienfreunde oder Kollegen auf, meist per Fahrrad aus östlicher Richtung kommend, rotweißblau bewimpelt, was das Durchkommen bei Kontrollen hier und da erleichterte. Sie wollten nur eine »Mütze voll Schlaf« nehmen, wie der Jargon damals lautete. Sie fanden ihn auch, wenngleich nur auf Stroh.

So wandelte sich die als beschaulicher Ruhesitz meiner Eltern gedachte Bleibe manchmal in eine tumultuarische Karawanserei. Tagträumer wollen uns weismachen, auch in sehr beengten Verhältnissen sei, sofern jeder Rücksicht übe, ein friedliches Beieinander jederzeit möglich. Sie irren. Nach mehr als fünf Jahren Krieg waren Nerven und Sinne derart gereizt, daß Emotionen unvermeidlich blieben. Wir kabbelten uns schon mal. Aus sonst harmlosen Gesprächen wurde plötzlich kleiner Streit. Gut gemeinte menschliche Zuwendung fand nicht das rechte Verständnis. Keiner von uns durfte sich damals von Schuld freisprechen. Später hat sich diese Verkrampfung gelöst. Mit der Lockerung der häuslichen Enge verband sich ganz von selbst eine Lockerung auch der Betrachtungsweisen. – Über den Heiligen Abend 1945 in diesem

Hause rede ich nicht. Wir saßen bei kargem Abendbrot still und sehr friedsam um den Tisch, an der Wand ein Tannenbaum mit echten Kerzen. Es fehlten in diesem Kreis manche, von denen feststand, daß sie nie mehr heimkehren würden; ein Hauptmann oder ein Pfarrer hatten von der Front die unbarmherzige Nachricht seinerzeit besorgt.

Nachts zwischen drei und fünf

In der Woche, die den Weihnachtstagen folgte, saß ich im Rathaus, links neben mir ein Berg Akten, die Wasserversorgung der Stadt betreffend. Das leidige Thema mußte fürs neue Jahr entscheidungsreif gemacht werden. (Auf die von einem etwas unreif gebliebenen Mitarbeiter gestellte Frage, ob ich »erfüllte Tage« gehabt hätte, fand ich keine rechte Antwort.) In den letzten Jahren waren die Einwohner, die an den Hängen und auf den Hügeln der Stadt wohnten – und das waren Tausende –, gezwungen gewesen, nachts zwischen drei und fünf ihre Badewannen, Schüsseln und Eimer mit Wasser zu füllen, weil tagsüber die Hähne keinen Tropfen hergaben. Dem Stadttregiment des Dritten Reichs blieb der Vorwurf mangelnder Voraussicht nicht erspart, freilich hätte auch ein gestandener Prophet nicht geweissagt, daß sich die Einwohnerziffer innerhalb kurzer Zeit fast verdoppeln werde. Der Mann, der über herrliches Quellwasser verfügte, wollte sich von seinem Areal nur trennen, wenn der Kauf auf der Basis von Goldmark im Vertrag vonstatten ging. Kein Grundbuchamt wiederum hätte diese Klausel genehmigt; sie war und blieb verboten. In unseren Monate währenden Verhandlungen

gen taten sich die Juristen beider Lager schwer. Zwei Jahre brauchte es noch, bis sich der verdoppelte Wasserschwall in die Leitungen ergoß.

Das Versorgungsproblem hätte nicht die der Besatzungsmacht sowieso entgegengebrachte Aversion noch verstärkt, wären die Amerikaner etwas einsichtiger gewesen. Im Kasernenviertel hatten sich etwa 2-3000 Soldaten mit einem riesigen Fuhrpark einquartiert. (Wie viele genau, war militärische Geheimsache). Aber Uniformierte, in welchem Land auch immer, müssen beschäftigt werden. Sie wuschen Tag für Tag ihre Wagen und Geräte mit einer Wollust, als ob jeweils morgen Eisenhower zur Inspektion erwartet werde, und absorbierten große Mengen Wasser. Zivilisten sahen zähneknirschend zu. Als mich das Stadtparlament im Frühjahr auf zwei Jahre zum Bürgermeister gewählt hatte, sprach ich beim Townmajor in dieser Angelegenheit vor; meine Argumente hielt ich für überzeugend; eine Geste guten Willens stand der Stadtverwaltung zu.

Aber mein Gesprächspartner versicherte mir lautstark, er sehe keine Veranlassung, sich von einem Deutschen etwa Verfahrensregeln einer Besatzungsmacht vorschreiben zu lassen; ob ich mich nicht gefälligst an die Untaten deutscher Soldaten in Polen und Rußland erinnern wolle, ob ich nicht ..., so ging der Haßausbruch weiter. Ich biß auf die Lippen, um meiner Impulsivität Herr zu werden und um nicht mit heldischer Attitüde türensclagend das Zimmer zu verlassen, sondern ließ ihn seine Wonnen auskosten. Ich brauchte ihn später noch sehr. Seine Position im Dialog aber war, vergegenwärtigt man sich das Klima jener Monate, so angreifbar nicht.

Die Auseinandersetzung mit dem amerikanischen Stadtherrn war nur ein Vorspiel für härtere Diskussionen mit größerer Tragweite. Weihnachten 1945 erscheint, aus einem späteren Blickwinkel gesehen, geradezu als eine Idylle im Vergleich zu den Zeiten bis zur Währungsreform im Sommer 1948. Die Amerikaner beschlagnahmten in einem nicht aufzuklärenden Rhythmus immer wieder neu Wohnhäuser. Die den Deutschen zugemessene Kalorienzahl sank zunächst immer noch tiefer. Im industriellen Bereich rissen die Engländer in ihrer Zone ganze Fabriken nieder, die für den Neuaufbau in Deutschland dringend gebraucht worden wären.

Zeitsignal: Holzgasmotor

Schien es nicht, regional-amerikanisch betrachtet, grotesk, daß um die Jahreswende 1945/46 in einer der walddreichsten Gegenden Hessens kein Sägewerk auf Antrieb Holz für fünf Baracken liefern konnte, weil noch keine Besatzer-Lizenz erteilt worden war? Wie sich einige Baufirmen ihre ersten Lastwagen wieder beschafft hatten, blieb ein allgemein mit Bewunderung bedachtes Rätsel, das zu lüften niemand gesonnen war; daß die Vehikel mit Holzgasmotor angetrieben und vor Geschwindigkeitsübermut bewahrt wurden, bleibt als Zeitsignal buchenswert. Vergeblich viele Bemühungen der Verwaltung, irgendwo Schuhe, Wintermäntel, Kartoffeln, Kanalrohre oder anderes auf nicht ganz geraden Wegen aufzutreiben. Dabei fragten wir Rathausleute uns zuweilen: Wer schenkte uns eigentlich die Ehre, zu Großhändlern oder Vermittlungsbüros auf problematischen Märkten aufgestiegen zu sein?

Manchmal gelang es aber eben doch, durch eine Kommunikation von Stadt zu Stadt, eine Reihe von statistisch (wie freilich auch strafrechtlich) relevanten Posten auszuhandeln.

Eine normal funktionierende Kommunalverwaltung braucht Ziele, die für viele Jahre und Jahrzehnte gesteckt sind. Im Bauamt lagen Bebauungspläne für ganz neue Stadtteile, aber sie mußten im Winter 1945/46 vorerst nur ein Traum bleiben. Immerhin waren um diese Zeit genug Arbeitswillige da, die in einer weitgefaßten Regulierungsmaßnahme einen Flußarm, der die Stadtentwicklung einschnürte, so weit nach draußen verbrachten, daß neues Industriegelände gewonnen wurde. Ein paar neue Straßen, die ins Umland führen sollten, waren noch im Frühjahr angefangen, ein paar Wohnhäuser mit unzulänglichem Material in Angriff genommen worden. Aber es half alles nur wenig, um die Verstörtheit der Bevölkerung entscheidend zu mildern. Viele meiner meist älteren Kollegen in anderen Städten flohen vor so viel Niederbruch in die Resignation und in den reinen Zynismus. Ich war vermutlich zu jung, um daraus meinem Seelenhaushalt Nahrung zu geben.

Der eingeschmuggelte Bartók

Obwohl der Vergleich auf vielen Füßen hinken mag: der juristische Begriff »Ersatzvornahme« kann vielleicht helfen, um anzudeuten, wo sich leichter bebringbare Lichtseiten des Daseins aufboten. Die Stadtverwaltung gab an jedem Sonntagmorgen ihren (freilich kaum hundert Personen fassenden) Rathausaal für sogenannte Ratsmusiken frei. Die Idee lag für mich und andere nun wirklich in der Luft. Die Völkerwande-

rung aus dem Osten hatte viele Sängerinnen, Sänger, Schauspieler und Orchestermusiker aus Großstädten in unsere Stadt mitgebracht. Sie brauchten wieder Selbstbestätigung; den kulturell aufgeschlossenen Teil der Einwohner verlangte nach Musik und Poesie – live, wie man heute sagen würde. Wir stellten gemeinsam mit den vielfach bereits zu hohen Ehren gekommenen Künstlern die Matinee-Programme zusammen. Wir brauchten nicht der Popularität nachzulaufen, konnten anspruchsvoll sein, immer hatten wir ein volles Haus.

So gab's Sonntage mit der Zerbinetta-Arie, andere mit dem Forellenquintett, auch Bartók wurde schon mal eingeschmuggelt. Zwar kann ich nicht sicher sein, daß jeden der Zuhörer nur das Verlangen nach Schubert und Strauß oder Mörike ins Rathaus drängte, vielleicht war's auch nur der Antrieb, es endlich einmal wieder auf anderthalb Stunden warm zu haben. Der Rathauspedell, obwohl nicht zur Sonntagsarbeit verpflichtet, erschien freiwillig, um Ordnerdienste zu leisten. Mehrere hundert Mal, bis in die fünfziger Jahre hinein, hat sich die Veranstaltung erhalten. Ein Mitbürger hatte in seiner Verdrossenheit mir einmal zugeraunt, die Verwaltung mache es sich zu leicht, wenn sie statt Schuhe zu beschaffen, ablenkenderweise sonntagsmorgens auf eigenem Terrain musizieren lasse. Ich setze den Satz hierher, um das Ausmaß dessen zu charakterisieren, was die Phantasie eines Nörglers (oder war's nur ein Spaßvogel?) ans Tageslicht bringt. Die Verwaltung tat naturnotwendig vieles, was nicht in der Allgemeinen Preußischen Landordnung von 1794 anbefohlen war, aber Schuhproduktion gehörte nun einmal nicht dazu, und an »panem et circenses« hatte niemand von uns gedacht.

Um die Weihnachtszeit 1945 erschien ein viel monumentaleres Projekt in unseren Planungen. Ein Großteil der Mitglieder eines Staatstheaters, dessen Bau unbespielbar geworden war, hatte in unserer Stadt eine neue Heimat gefunden, bald ergänzte sie sich zu einem richtigen Ensemble. In der sogenannten Kulturhalle mit ihren 500 Plätzen stand bei uns zwar keine vollendete Spielstätte zur Verfügung, aber sie gab Gelegenheit, noch im Winter Camus und Goethe, später Kleist und Schiller zu sehen. Die Zuhörer kamen aus fernen Dörfern und Kleinstädten angereist, immer mit vielen Decken bepackt; den Luxus, das Theater zu heizen, konnte man sich selbst im Winter nicht leisten. Mag sein, daß verwöhnte Theatergänger manche personellen oder szenischen Mängel entdeckten. Ein ergriffeneres Publikum als das einer ›Iphigeneie‹-Aufführung habe ich freilich in meinem ganzen Leben nicht wieder gesehen oder gehört. Die »Ablenkung«, zu der sich die Stadtverwaltung hatte verleiten lassen, hatte sie sich gelohnt? Für einen (zu den Vertriebenen zählenden) Stadtverordneten nicht, der in der Zuschußdebatte votierte: »Heutzutage brauchen wir keine Schauspieler.«

Entschädigung aus Berchtesgaden?

Nichts war natürlicher, daß nun draußen in der Welt die ersten von vielen tausend Rechnungen zu begleichen waren, die den Deutschen als den Verursachern des Krieges vorgezeigt wurden. Zu Weihnachten hatte sich die Bevölkerung, um möglichst ungestört zu sein, wie in ein Schneckenhaus zurückgezogen. Der Rundfunk hatte seine Nachrichtenzeit mit

Informationen über Lebensmittelzuteilungen, neue Verkehrsmöglichkeiten, neue Verkehrssperren und selten mit hoher Politik gefüllt. Aber gerade auf diesem Feld konnte man Weihnachten nur mit dem Beiwort »gnadenlos« versehen. Was Deutschland betraf, so wurde von den internationalen Nachrichtenagenturen u. a. gemeldet:

Die Reste der deutschen Flotte treten vom 21. Dezember 1945 ihre letzte Fahrt aus Wilhelmshaven und anderen norddeutschen Häfen an, um gemäß den Potsdamer Beschlüssen an die Alliierten ausgeliefert zu werden. Die Kreuzer Prinz Eugen und Nürnberg sind bereits unterwegs.

Die Militärbehörden der französischen Besatzungszone gaben am 23. Dezember die Beschlagnahme der Bergwerke des Saargebiets durch Frankreich bekannt.

Der Staatssekretär für Äußeres im Nachbarstaat Österreich Dr. Burger forderte in einem Interview am 24. Dezember 1945 eine Grenzberichtigung gegenüber Deutschland. Es handelte sich hierbei um das Berchtesgadener Land, das »aus straßentechnischen Gründen für Österreich enorm wichtig« sei.

Der Kontrollrat in Berlin, die von den Siegermächten eingesetzte Instanz zur Ausübung der obersten Gewalt, hat am 27. Dezember die Erlaubnis erteilt, daß die Gefängnisaufseher wieder mit Revolvern ausgestattet werden.

Die Normalisierung des deutschen Lebens, auf die sich alle Kräfte konzentrieren wollten, nahm offensichtlich unaufhaltsam ihren Fortgang.

WALTER DIERKS

Mit dem biblischen Alter von 80 Jahren ist Walter Dirks der Senior unter den Frauen und Männern, die in diesem Buch ihre ganz persönlichen Erlebnisse während der ersten Monate nach dem Krieg vortragen. Wenn man die Autoren aber an der Intensität ihres Denkens, der Schärfe ihrer Argumentationen mißt, dann wird man ihn keineswegs auf dem Altenteil finden, sondern in der vordersten Reihe derer, die lernfähig und belehrend zugleich die Zeitläufte bewerten.

Walter Dirks – ein Name, der nach 1945 zu einem Programm wurde. Als Mitherausgeber der nun schon sagenumwobenen »Frankfurter Hefte« war er einer der Wortführer des Sozialismus aus christlicher Verantwortung, des politischen Katholizismus. Freunde und Gegner haben ihm unwidersprochen nachgesagt, er sei sein Leben lang den Schwarzen zu rot und den Roten zu schwarz gewesen. Keiner aber hat Walter Dirks jemals das Kompliment verweigert, er habe auf seine leise Art mehr für die politische Bildung seiner Landsleute getan als alle lautstarken Hurra-Patrioten zusammen. Ein für viele unbequemer Zeitgenosse – das sei unbestritten, aber niemals ein Außenseiter der Gesellschaft.

Wer seines Zuspruchs teilhaftig werden durfte, wird eine solche Aufmunterung nicht so schnell vergessen. So bin auch ich noch heute stolz darauf, zu denen zu gehören, die Walter Dirks mit ein paar Sätzen angespornt hat, in der journalistischen Arbeit trotz vieler Zweifel fortzufahren, sich nicht entmutigen zu lassen. Dafür sei mir ein Wort des Dankes auch an dieser Stelle erlaubt.

Zwiespältige Erfahrungen

An ein anderes Weihnachtsfest, 1943, zwei sehr lange Jahre vor dem, nach dem wir befragt worden sind, erinnere ich mich gut. Als am 23. Dezember unser Haus bei einem nahen Bomben-Einschlag durchgeschüttelt worden war, haben wir einen Plan gemacht. Wir beschlossen, den Heiligen Abend zum Dachdecken, Fensterflicken und Aufräumen zu bestimmen; am Weihnachtstag selbst bereiteten wir das Fest vor; wir feierten es dann am Stephanstag, frühmorgens, wie wir es gewohnt sind. So haben wir damals mit einem Tag Verspätung durch den Krieg hindurch die Tradition gerettet.

An den Verlauf der Weihnachtstage 1945 aber habe ich keine besondere Erinnerung. Jene weihnachtliche Familien-Tradition hatte nämlich ihr großes Eigengewicht während der Nazi-Zeit noch verstärkt. Es war jedes Mal dasselbe Ereignis, ein stilles Ereignis, das uns groß erschien. Wir feierten die Geburt des Befreiers und seine Aufnahme in den eigenen kleinen Lebenskreis. Wir feierten das Flüchtlingskind im Stall, den der erste der drei Weihnachtsgottesdienste den »großen Ratgeber« nennt, »Friedensfürst, auf dessen Schultern Weltherrschaft ruht«. Wir feierten den Sanften, der stärker war als die tyrannische Gewalt. Diesmal war sozusagen die Familien- und Gottesvolk-Tradition an die älteste Tochter weitergegeben worden, so gut sie es verstand: mit drei Jahren fängt das Kind wohl an, den Weihnachtszauber bewußter zu erleben. Wir zelebrierten also unsere Riten wie jedes Jahr, in der Gemeinde und zu Hause. Zweifellos sangen und spielten wir vor der Krippe; der Weihnachtsbaum eigenen Stils –

romantisch, volks- und kindertümlich, etwas Kunstgewerbe – trug sicherlich auch an diesem Tage echte Kerzen wie eh und je, und sogar der Geschenktisch war ansehnlich, – den Verhältnissen entsprechend. Wo ein Wille ist, da ist ein Weg, auch Weihnachten, wenn es gilt, sich gegen die Ungunst der Zeit am guten Alten festzuhalten, festzuklammern. Deshalb wohl, wegen der Normalität dieses Weihnachtsfeierns, habe ich keine Spezial-Erinnerung an diesen Tag. Er war eben nicht viel anders als in anderen Jahren. Ich weiß auch nicht mehr, ob es im Dezember 45 schon ein Care-Paket gegeben hat oder erst im nächsten Jahr.

Natürlich müssen wir, ob mit oder ohne Nescafé, mit oder ohne amerikanischen Speck, an diesem Fest dankbar gewesen sein für die Befreiung und für das Ende des Krieges. Keine Nazis mehr und kein Bomben-Geschwader in der Luft, keine Angst mehr vor dem völlig Ungewissen. Wir haben mit Sicherheit auch der beiden toten Brüder gedacht und des gefangenen, der erst 1946 nach Hause kam. Wir waren uns gewiß auch des Elends der Völker Europas bewußt. Aber vor allem müssen wir uns gerade an diesem Tag der neuen Freiheit und des neuen Friedens gefreut haben. Doch, wie gesagt: das sind Vermutungen, naheliegende.

Daß es sich so verhielt, hängt wohl auch damit zusammen, daß wir – meine Freunde, meine Familie – damals in vieler Hinsicht privilegiert gewesen sind. Wir waren nicht vertrieben worden; unser geflicktes Haus war funktionstüchtig; wir lebten in einer gewissen Kontinuität. Vor allem hatten wir das unwahrscheinliche Glück, in der vom Nazismus befreiten Welt sofort aktiv und produktiv wirken zu können. Dieses Glück ist wohl damals die Grundlage unserer Gefühle

gewesen. »Wir«: das waren in Frankfurt meine Familie und meine alten Freunde, die im Frühjahr aus der Betäubung erwacht waren und die Ärmel aufkrempeelten, und die neugewonnenen, die bei den ersten Aktionen des Neubeginns mitmachten.

Die Zeit war für uns mindestens im hohen Maße ambivalent. Wir wußten, wie erbärmlich unzählige Menschen damals leben mußten, deutsche und andere, Vertriebene und Flüchtlinge, noch auf der Landstraße oder irgendwo mehr schlecht als recht untergebracht, Obdachlose, in Trümmern lebend, die Kriegsgefangenen, und sie nicht nur in Rußland. Wir waren darüber gut informiert, und bei unseren Hilfsaktionen lernten wir auch hautnah viel Elend kennen. Wir mußten im Herbst des Jahres auch den schrecklichen Enttäuschungs-Schock von Hiroshima in unser angestrengt-hoffnungsvolles Weltbild einordnen.

Doch stärker als diese negativen Erfahrungen waren für uns wohl die Lebensanstöße. Ich weiß noch, wie ich mich in dieser Periode mit der energetischen Musik Beethovens neu identifizieren konnte. Ebenso wichtig wie die intimen Umstände – intakte Familien in drei Generationen – waren die politischen. Die Amerikaner hatten die Verwaltung der Stadt Frankfurt Freunden anvertraut, Kollegen von der alten 1943 stillgelegten ›Frankfurter Zeitung‹, und schon in den allerersten Wochen hatte ich in ihrem Kreis einen produktiven Job erhalten: als Personalreferent an der Wiederherstellung der hessischen Arbeitsverwaltung mitzuarbeiten. Zwar fanden wir keine Nazis in den Direktionsstuben der Arbeitsämter mehr vor, die wir hätten »feuern« können, aber es war ja auch schöner, gute Männer aus dem Untergrund, Sozialdemokra-

ten, Zentrumsleute und Gewerkschafter in die Ämter einzuführen, Männer, die wir als zuverlässige Demokraten kannten oder für die sich zuverlässige Demokraten verbürgten. »Nominelle« PGs lehnten uns die Amerikaner allerdings ab: »Die Nazis haben auch nicht zwischen Juden und Juden unterschieden.« (Herrn Globke gegenüber waren sie später toleranter.) In den Weihnachtswochen lag allerdings diese Berufsperiode schon eine Weile hinter mir. Ich hatte nun Dinge zu tun, die mir noch näher lagen: mit Eugen Kogon und anderen Freunden zusammen die ›Frankfurter Hefte‹ vorzubereiten, deren Konzeption mich im Jahre 1944 beschäftigt hatte. Wie weit wir damit genau am Stichtag Weihnachten 45 waren, habe ich nicht mehr in Erinnerung. War die Lizenz schon zugesagt? Inoffiziell sicher. Hatten wir uns schon über den Titel geeinigt? Die Arbeit am Programm und an der Vorbereitung zog sich über den Winter hin. Die Zeitschrift erschien dann am 1. April 1946. In der Weihnachtszeit werden wir mitten drin gesteckt haben. Eugen Kogon erinnert sich gern an Sitzungen in unserem Haus, für deren Teilnehmer meine Schwester Klara einen großen Topf Suppe gekocht hatte: so mag es auch »zwischen den Jahren« gewesen sein.

Das war nun wahrhaftig eine privilegierte Existenz, – den Eintopf eingeschlossen. Ein anderer Aspekt: Gleich nach der Befreiung hatten sich katholische Frankfurter, Priester und Laien, zu einer Fülle von Aktionen zusammengefunden, zur Nothilfe und zur Neuorientierung. Die »Katholische Volksarbeit«, die wir damals gründeten, besteht noch heute. Das fing bei Suppenkochen an und endete mit der Gründung der örtlichen CDU. Die Beschränkungen durch die Besatzungs-

macht hielten wir für vorübergehend. Wir existierten in der Vision der Freiheit. Wir sahen nicht voraus, wie vieles der Umkehr vieler und der Entwicklung der neuen demokratischen Struktur und Gesinnung im Wege stehen würde: der Druck amerikanischer Interessen, die verhängnisvolle Entnazifizierung, die verfehlte, weil aufs Finanztechnische reduzierte Währungsreform.

Wenn ich von mir und meinen engeren Freunden sprechen soll, muß ich feststellen, daß einige unserer Hoffnungen sich um Weihnachten bereits als Illusionen erwiesen hatten. Wir hatten ganz im Anfang angenommen, nach Hitlers Schlägen müsse die verhängnisvolle Spaltung der sozialistischen Arbeiterbewegung von 1917 überwindbar gewesen oder sogar bereits überwunden sein, die Trennung der Kommunisten –, die sich dann am angeblichen Vaterland aller Werktätigen orientiert hatten –, von den Sozialdemokraten, die Trennung also der allzu wenig deutschen Sozialisten von den allzu deutschen. Und wir hatten gehofft, die aus dem 19. Jahrhundert stammende und im Grund überholte, in Weimar aber nicht überwundene Feindschaft und Fremdheit zwischen Christen und Sozialisten werde sich in der ganz neuen Situation und angesichts ganz neuartiger Aufgaben als wesentlich herausstellen. Schon im Mai 45 (und noch im Mai) hatten wir gedacht, eine Partei, die aus der Vergangenheit kräftig gelernt habe und fähig sei, jene Aufgaben anzufassen, werde der kräftige Willenskern der erneuerten deutschen Gesellschaft sein, werde die schwächeren und weniger informierten Deutschen mitreißen: eine Partei aus Kommunisten und Sozialdemokraten, aus Altsozialisten und für den freien demokratischen Sozialismus gewonnenen Christen. Wir hatten in je-

nem Mai 1945 sogar einen Namen dafür gehabt, den später andere für andere Ziele abermals gefunden haben: »Sozialistische Einheitspartei Deutschlands«. Aber wir hatten schon im Frühsommer erfahren müssen, daß der Status quo stärker war als wir angenommen hatten; weder die Kommunisten noch die Sozialdemokraten hatten umgelernt: beide knüpften da an, wo sie 1933 aufgehört hatten. Uns schien dann nichts anderes übrig zu bleiben, als ihnen beiden wenigstens produktive Zusammenarbeit zu wünschen und ihnen als dritte Kraft die Partei des »umwegigen Sozialismus« anzubieten, als die wir Frankfurter die CDU konzipiert hatten. Ich weiß nicht mehr genau, wann wir auch an dieser neuen Partei zu zweifeln begannen. Weihnachten 1945 war es gewiß noch nicht soweit.

Aus der Hoffnung auf eine ganz neue führende politische Kraft war die auf den »Grundpakt der Demokraten« geworden. Wenn sich die deutschen Demokraten schon nicht im Zeichen eines neuartigen freien Sozialismus, eines europäischen Sozialismus, des »Dritten Wegs« zwischen dem amerikanischen und dem russischen Modell, zu einer einzigen Kraft zusammenführen ließen, wenn sie, die eindeutig Linken, vielmehr darauf bestanden, in ihren Parteien als Regierung und Opposition auf getrennten Wegen zu marschieren, dann sollten sie doch auch in diesem Fall, gleichsam unterhalb des Bereichs dieser parlamentarischen Spielregeln, im »Grundpakt« eines Geistes und durch ihn verbunden bleiben: gegen die faschistische Versuchung, gegen alle Gestirgen, gegen braune und schwarz-weiß-rote Reste oder gar Kräfte. Sie sollten durch diesen Grundpakt einen politischen Kern der Nation bilden. In diesem ersten Winter der Befreiung waren

wir uns jedenfalls dessen noch ganz sicher, daß dies gelingen könne.

Haben wir damals unter einem übertriebenen Selbstbewußtsein gelitten? Haben wir uns selbst und unsere Einsichten überschätzt? Sicherlich. Aber diese innere Befindlichkeit entsprach nur der großen Konstellation der äußeren Umstände, der immer noch »offenen« Situation, dem positiven Aspekt der Stunde Null, dem Recht und der Notwendigkeit politischer Phantasie. Und wir hatten einige gute Gründe, uns für ihre Chancen einigermaßen gerüstet zu halten. Wir hatten von 1931 an gewußt, was auf uns zukam. Wir hatten Weimar gegen die faschistische Gefahr verteidigt, noch im Monat Februar zwischen der Machtergreifung und dem Ermächtigungsgesetz, aber gewußt, daß es die Schwächen dieser Republik waren, die uns unterliegen ließen. Wir waren davon durchdrungen, schon damals: die Zweite Republik werde ganz anders sein müssen; sie werde vor allem eine nicht mehr nur formale, durch Paragraphen der Verfassung gesicherte, sondern eine reale Demokratie sein müssen, getragen von wirklichen demokratischen handlungs- und kampffähigen Kräften; auch die wirtschaftliche Dimension werde demokratisch verfaßt sein müssen, in einer Kombination staatssozialistischer und genossenschaftlicher Strukturen. Wir waren auf den revolutionären Adolf Hitler und sein Bündnis mit den reaktionären Kräften gefaßt gewesen, und kein Ereignis in den zwölf Jahren hatte uns in der Erkenntnis irre gemacht, daß wir es nicht nur mit der Volksbewegung des Nationalsozialismus und ihren Kadern zu tun hatten, sondern mit einer sehr tückischen Form dessen, was wir »Faschismus« nannten, in der Erkenntnis auch, daß dieses Regime nur eine Zwi-

schene Epoche, daß der Faschismus ein sehr spezieller und verstehbarer Rückschlag in der Geschichte der freien Gesellschaft sei, aber kein endgültiges Schicksal, keineswegs ein letztes Wort. Wir glaubten also auch zu wissen, daß die Zweite Republik nicht eine Wiederholung der ersten sein dürfe, die Wiederherstellung der Normalität. Nicht »Wiederaufbau« war unsere Parole, sondern der Neuaufbau, und wir wußten, daß die europäischen Staaten, die Hitler in den Bürgerkrieg verwickelt hatte, jenseits dieser Katastrophe ein neues Kapitel gemeinsamer Existenz würden aufschlagen müssen, wenn dieser Neuaufbau einer demokratischen und sozialistischen Staatlichkeit gelingen können sollte. Wir hatten sehr wohl die neuentstandene weltpolitische Polarisierung zwischen den USA und der UdSSR kapiert, aber noch glaubten wir, ebenso wie an die Möglichkeit der Koexistenz der beiden großen Mächte, an eine dritte Kraft: an ein sozialistisches Europa.

So etwa war unsere Stimmung in der ersten Weihnachtszeit der Nachkriegsjahre, sehr der Zukunft zugewandt. Daß sich in den nächsten Jahren keineswegs alle, aber einige wichtige Voraussetzungen dieser Konzeption unserer Geschichte als Illusionen erweisen würden, das wußten wir Weihnachten 1945 noch nicht.

JOSEF ERTL

»Bruder Josef« hat ihn Bundeskanzler Helmut Schmidt genannt, und das war als Kompliment gemeint. Denn Josef Ertl hat sich trotz seiner bayerischen Urwüchsigkeit mit vielen Ecken und Kanten einen Umgangston bewahrt, der ein freundschaftliches Schulterklopfen erlaubt, der die Zahl seiner Feinde auf ein Mindestmaß beschränkt. Es ist nicht immer leicht, sein Genuschel akustisch zu verstehen, seine Brummtöne richtig zu deuten. Aber, wer sich der Mühe unterzieht, auch den Sinn von Halbsätzen verstehen zu wollen, der lernt sehr schnell, welche Lebenserfahrung, welches präzises Fachwissen diesen Altliberalen auszeichnet. Und wie ungeführt er die Ziele ansteuert, die ihm als richtig erscheinen.

Noch vor ein paar Wochen haben wir uns in Brüssel getroffen. Nicht nur eine Laus war über seine Leber gekrochen, weil ihm seine Gesprächspartner in der europäischen Gemeinschaft deutsch-nationale Sturheit unterstellten. Er paffte eine seiner zahllosen Zigarillos wie eine altertümliche Dampflokomotive, zornrot im Gesicht, die überraschend feingliedrigen Hände zu Fäusten geballt. Aber plötzlich verzog sich seine Miene zu einem freundlichen Lächeln, so als wollte er sagen, was soll der ganze Schmarrn, morgen bin ich wieder am Tegernsee, bei Frau, Kindern und Freunden. Ich tue mein Bestes, aber ich bin keines Mannes Knecht. Das hatte Helmut Schmidt begriffen, das wußte selbst sein Lieblingsfeind, Franz Josef Strauß, zu würdigen.

Aufbruch aus der Stunde Null

Ich bin Jahrgang 1925, gehöre also zu jener Generation, die den Nationalsozialismus als Jugendlicher erlebt hat und die dann in eine Situation hineingewachsen ist, in der sie für diese Politik als Soldaten teuer zu bezahlen hatte. Mein Verhalten in dieser Zeit war nicht so sehr geprägt von einer eigenen politischen Überzeugung; dazu war ich zu jung. Es war aber sicherlich nicht unbeeinflusst von der allgemeinen Begeisterung, die damals besonders die jungen Menschen nicht von ungefähr erfaßt hatte. Viele von uns hatten, nicht zuletzt durch die Haltung des Auslandes, die Überzeugung gewonnen, das deutsche Volk habe in der Welt wieder Anerkennung gefunden und werde vom Regime zu einem Wiederaufstieg geführt.

Ich stamme aus einem Elternhaus, das in Gegnerschaft zum Nationalsozialismus stand; das galt besonders für meinen Vater. Daraus ergaben sich Konfrontationen. Meine Mutter, eine sehr weltoffene, aber auch sehr gläubige Frau, hatte stets Wert darauf gelegt, daß die Familie, und vor allem die Kinder, ein geordnetes Verhältnis zur Kirche hatten. Diese Erziehung machte sich bei mir sicherlich bemerkbar. Ich habe immer, auch in der Zeit des Nationalsozialismus, zur Kirche gehalten, selbst unter Hinnahme von Schwierigkeiten.

Wenn ich sage, daß ich anfangs zugegebenermaßen zur begeisterten Jugend gehörte, daß mir aber recht bald vieles nicht mehr behagte, so liegt hier mit ein Grund für die Enttäuschung, von der ich gleich sprechen werde. Trotz meiner Jugend bekam ich zunehmend das Gefühl, daß beispielsweise

mit dem Recht ziemlich willkürlich umgesprungen wurde. Dennoch war ich der Meinung, als Soldat meine Pflicht erfüllen zu müssen. Ich tat dies in der Hoffnung – und dies gilt sicherlich für den Großteil meiner Generation –, daß wir Jüngeren eines Tages in der Lage sein würden, Willkür und Gewalt zu brechen und eine gerechtere Welt aufzubauen.

Als Achtzehn-, Neunzehnjähriger war ich Pilot geworden. Ich kann mich noch genau erinnern, wie wir die ersten Kameraden zu Grabe trugen, die abgestürzt oder abgeschossen worden waren. Natürlich kamen uns Tränen in die Augen. Von Vorgesetzten wurden wir beschimpft, wir seien keine Männer. Nein, die Opfer, die damals von jungen Menschen verlangt wurden, waren einfach zu groß. Dennoch waren viele von uns nicht ungern Soldat geworden, und wir waren es auch geblieben zu einer Zeit, als wir wußten, daß der Krieg für Deutschland verloren war.

Das war die Generation, die aus dem Krieg kam, die etwa zwischen 1915 und 1927 Geborenen, die mit Hoffnung und Freude ins Erwachsenenleben treten wollten, um zu beweisen, daß sie sich bewähren konnten, und die dies ausgerechnet zu einem Zeitpunkt tun mußten, als es keine Hoffnung mehr gab. Viele konnten höchstens noch befürchten, ein Leben in Sibirien oder sonstwo in einem Gefangenenlager zu erdulden. An die Heilswirkung des Nationalsozialismus haben wir nicht geglaubt, wohl aber daran, daß unser Volk eine historische Aufgabe habe, und an die Notwendigkeit, daß Deutschland nicht untergehen dürfe. Dafür hatten wir unser Leben eingesetzt. Diese Ideale waren nun zerbrochen. Und das ist das Bitterste für eine Generation, die eigentlich erst am Anfang ihres Lebens steht. Das führte zur Resignati-

on, zur geringen Bereitschaft, selbst neue Aktivität zu entwickeln.

Dies alles war dem Weihnachtsfest 1945 vorausgegangen. Diese Weihnacht bestand für mich aus Tagen des Alleinseins, des Verzweifeltseins, der Hoffnungslosigkeit, aber auch – und das ist kein Gegensatz – einer tiefen Befriedigung darüber, die Katastrophe überlebt zu haben.

Warum allein, warum verzweifelt, warum hoffnungslos und dennoch zufrieden, daß man überlebt hatte? Ich spanne den Bogen zurück auf Weihnachten 1944. Als junger neunzehnjähriger Pilot befand ich mich damals in der Ausbildung als Schlachtfieger. Wir alle ahnten die Katastrophe, wir fühlten den Untergang und waren dennoch eng verbunden mit unserem Volk, das, wie wir meinten, auch ein Recht darauf hatte, wie alle anderen zu leben, und wir hatten inzwischen auch die Gewißheit, daß die Führung uns mißbrauchte und in unserem Namen Schändliches tat. Damals war unsere einzige Hoffnung, vielleicht doch noch in Ehren zu einem Kriegsende zu kommen und dann neu zu beginnen, im eigenen Hause mit Unrecht und Schändern abzurechnen, und statt dessen ein neues, sauberes, ordentliches Deutschland aufzubauen.

Nach der Katastrophe gab es für mich zwei wichtige Ereignisse, die das Weihnachtsfest 1945 mitbestimmten:

- Nachdem ich schon im Jahr 1941 den Vater verloren hatte, starb im Frühsommer 1945 meine Mutter. Ich war somit als Zwanzigjähriger allein. Ich war zwar gut aufgehoben in der Familie meines Bruders auf dem elterlichen Betrieb; aber es war nun der Bauernhof des Bruders, es war nicht mehr mein Elternhaus. Zur selben Zeit gab es auch noch

mithelfende Arbeitskräfte, und wir alle waren eine Familie. Ich wurde auch auf dem Hof gebraucht und erfüllte so meine Pflicht als landwirtschaftlicher Arbeiter am elterlichen Hof.

- Das Zweite: Ich hatte in der Zeitung gelesen, es gäbe einen Kurs für Kriegsteilnehmer, die auf diese Weise das Abitur nachholen könnten. Da ich zu jenen gehörte, die mit dem sogenannten Kriegsreifevermerk eingezogen worden waren, meldete ich mich und konnte diesen Kurs im November 1945 in Freising an der theologischphilosophischen Fakultät beginnen. Ich habe das getan in der Absicht, eine berufliche Qualifizierung zu bekommen, ganz gleich wie die Aussichten stünden, und ich machte mir keine Hoffnung, daß ich in absehbarer Zeit mit einem Berufsabschluß mehr machen könnte, denn als normaler Arbeiter in der Landwirtschaft tätig zu sein. Auch war ich insoweit dankbar, als ja nicht das Schrecklichste eingetreten war: daß man erstens überlebt hatte, und zweitens nicht den Russen ausgeliefert war wie viele andere, von denen man Entsetzliches hörte.

Doch zum Ablauf des Weihnachtsfestes 1945. Ich erinnere mich noch genau, daß ich am frühen Abend lange Zeit am Grab meiner Eltern auf dem Schleißheimer Friedhof verbrachte. Ich hing sehr an meiner Mutter, und nun überkam mich mehr als sonst ein Gefühl der Verlassenheit in einer so schwierigen Phase, in der man nicht einmal weiß: wohin geht überhaupt der Lebensweg, hat man wenigstens eine Chance? Es überwog eigentlich der Eindruck: nun mußt du alles allein machen! Das ist ein schweres Gefühl.

Ich kehrte vielleicht gegen 20 Uhr nach Hause zurück.

Dort fand ich bereits meinen älteren Bruder, der nun nach dem Ableben der Eltern Hoferbe war und inzwischen auch geheiratet hatte, und meinen zweiten Bruder versammelt, der im Laufe des Sommers 1945 aus der Gefangenschaft zurückgekommen und als landwirtschaftlicher Verwalter auf einem Nachbarbetrieb tätig war. Er verunglückte später tödlich. Zusammen mit unseren beiden Dienstboten feierten wir Weihnachten. Es gab ein bescheidenes Fest, auch wenn auf dem Bauernhof – im Unterschied zu vielen städtischen Familien – natürlich nicht der Hunger zu Hause war.

Unser Christbaum war mit dem noch vorhandenen Schmuck aus Mutters Zeiten geschmückt. Wir hatten nicht allzuvielen Kerzen bekommen, aber einige konnten wir doch anzünden. Wir sangen die alten Weihnachtslieder gemeinsam, wenn auch etwas wehmütiger und gedämpfter als sonst, und hörten im Radio, das wir uns mit Mühe wieder besorgt hatten, nachdem unser Volksempfänger von den Amerikanern beim Einmarsch mitgenommen worden war, weihnachtliche Musik. Ich habe heute noch in den Ohren, daß in der Sendung damals Glocken aus verschiedenen deutschen Städten läuteten; ob es alle unzerstört waren, weiß ich nicht mehr.

Wie auf dem Bauernhof üblich, nahmen wir ein für damalige Verhältnisse gutes Abendessen ein, in kalter Form, Brot, Geräuchertes und Würste. Später machte meine Schwägerin, zum erstenmal als junge Bäuerin, einen Punsch, und es gab einfache Plätzchen dazu; die Rezepte stammten im wesentlichen noch von meiner verstorbenen Mutter.

Als Geschenk bekam ich zwei handgemachte weiße Hemden, die eine Näherin aus den letzten Leinenreserven geschneidert hatte, die meine Mutter zurückgelassen hatte, und

ein Paar selbstgestrickte Schafwollsocken. Aber man war schon froh, daß man überhaupt etwas anzuziehen hatte außer den alten Uniformen oder gefärbten amerikanischen Wollmänteln.

Alles in allem handelte es sich mehr um ein Fest der Erinnerung an eine Familie, die es einmal gegeben hatte – selbst für meinen Bruder und für meine Schwägerin – und die sich eben von nun an auflöste, wo jeder versuchen mußte, seinen eigenen Platz zu finden.

Den Gesprächsstoff bildeten Vergangenheit und düstere Zukunft. Vergangenheit insoweit, als wir alle froh waren, überlebt zu haben; denn sowohl mein älterer Bruder als auch mein zweiter Bruder und ich hatten den Krieg, obwohl wir alle jahrelang Soldaten waren, heil überstanden.

Glücklich waren wir auch, wieder einmal Weihnachten zu feiern ohne Verdunkelung, das heißt mit Licht ins Freie hinaus. Das gab dem ganzen Fest einen irgendwie besonderen feierlichen Rahmen nach Jahren der Finsternis. Was unsere düsteren Zukunftsbetrachtungen anging, so konnte sich niemand von uns vorstellen, wie die vielen Trümmer in Deutschland beseitigt werden sollten, was mit der Eingliederung der Heimatvertriebenen geschehen würde, und bei mir speziell kam hinzu, welches persönliche Schicksal ich in der Zukunft haben sollte. Zwar war ich fest entschlossen, Landwirtschaft zu studieren; aber mein ursprünglicher Plan, Pilot zu werden und so viel Geld zu verdienen, daß ich mir später einmal einen Bauernhof kaufen könnte, war nun vorbei. Jedenfalls hatte ich zu diesem Zeitpunkt keine Hoffnung mehr, jemals Pilot werden zu können. Der Traum vom Atlantikflieger war ausgeträumt. Also blieb nur der Weg, den Versuch zu

machen, nach dem Abitur ein Studium zu ergreifen und dann zu sehen, wie man weiterkäme. An ein konkretes Berufsziel wagte man nicht zu denken.

Nun, auf einem Bauernhof geht man früh zu Bett, auch Weihnachten. Ich habe mit meiner Schwägerin die Christmette besucht. Zum erstenmal seit Jahren brannte auf dem Weg zur Kirche die Straßenbeleuchtung, und da und dort sah man Christbäume in hellerleuchteten Wohnstuben. Auch die Kirche erschien wieder in vollem Lichterglanz.

Zum letztenmal hatte ich Weihnachten 1942 Gelegenheit zum Besuch der Mette gehabt, bevor ich zum Arbeitsdienst eingezogen wurde. Auch damals hatte ich schon gespürt, wie sehr so ein Gottesdienst Menschen, und sei es auch nur für eine Stunde, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit vermittelt. Die Kirche war in dieser Nacht überfüllt wie lange nicht mehr. Es waren nicht mehr nur die Einheimischen, die Bekannten, versammelt, sondern auch Heimatvertriebene. Es gab viele Neubürger bei uns, mit denen sich auch das Bild meines Dorfes grundlegend veränderte. Vor dem Krieg war es überwiegend ein Arbeiter- und Militärvorort mit wenigen Bauern gewesen; nun hatte die Bevölkerungszahl durch Evakuierte, Flüchtlinge und Vertriebene stark zugenommen.

In diesem nächtlichen Gottesdienst kam einem deutlich zu Bewußtsein, wie die Menschen spürten, hier gibt es noch einen Punkt, wo sich all das, was dieses Volk innerlich so zerrissen hat – Schuld, Sühne, aber auch menschliches Versagen und menschliche Schwächen –, auf einmal anders darstellte, nämlich unter dem Gesichtspunkt, daß man sich in der Kirche doch zusammenfindet, vielleicht auch wieder Hoffnung schöpft und den Glauben nicht verliert.

Dies hat mich übrigens tief geprägt: das Erlebnis der Christmetten während des Krieges und in dieser bitteren, für mich auch persönlich sehr trostlosen Weihnacht. Ich habe es nicht verstehen können, daß man die Deutschen plötzlich insgesamt verurteilte, selbst mich jüngeren Menschen als einen schon beinahe Schuldigen mit eingeschlossen, der acht Jahre alt war, als Hitler an die Macht gekommen war, und daß viele Deutsche sich hier zu Handlangern machten. Ich muß ehrlich gestehen, dies hat mein Interesse an der neu entstehenden Demokratie nicht geweckt. Und so war ich einer, der Weihnachten erlebte mit der Grundeinstellung: nun mußt du versuchen, dein Leben selbst zu gestalten. Du wirst sicherlich alles geben, damit du durch Qualifikation im Leben, in dieser Gesellschaft, wieder einen Platz findest. Möglicherweise mußt du sogar auswandern. Aber umgekehrt hatte ich auch den großen Vorsatz, mich politisch nie mehr mißbrauchen zu lassen und niemals in die Situation zu kommen, wo ich mir sagen müßte, auch du warst ein Schuldiger, Mitläufer. Dies war – wenn man so sagen darf – vielleicht meine geistige Position zu Weihnachten 1945.

Die Weihnachtsfeiertage, die, soweit ich mich zurückerinnern kann, auch kein schönes Wetter brachten, sondern aus tristen, verregneten Tagen bestanden, waren ausgefüllt mit Alleinsein und der Sorge, ob in meinem Leben nochmals eine Chance bestünde. Ich dachte, was du dir einmal vorgestellt hast, ist zerbrochen; ob der Neuanfang gelingt, ob sich dieses Volk noch einmal heraufarbeitet und eine Chance hat, auch jungen Menschen wiederum die Möglichkeiten zu geben, es durch Fleiß und Tüchtigkeit zu etwas zu bringen, erschien mir höchst zweifelhaft. So besuchte ich am ersten Feiertag

München. Ich wanderte einfach durch die Stadt, aber auch über zwei Friedhöfe. Mich quälte immer wieder der bittere Schmerz über den Verlust meiner Mutter, über das Alleinsein. Ich fand dann noch Einkehr bei befreundeten Familien; aber echte Freude konnte an diesem Weihnachten nicht aufkommen.

Um das Bild abzurunden, sei noch eine für mich erfreuliche Anmerkung gemacht. Durch die Vermittlung eines Kriegskameraden meines älteren Bruders konnte ich nach den Feiertagen seit langen Jahren zum erstenmal wieder nach Garmisch-Partenkirchen zum Skifahren gehen, und dabei überwand ich auch meine pessimistische und depressive Grundstimmung, fand wieder Freude am Leben, am Sport, und durch den Sport Freude am Leben und erneute Zuversicht.

Ich möchte noch einige politische Bemerkungen machen zu der Grundeinstellung, die mich damals neben den individuellen Sorgen und Bedrängnissen erfüllte. Ohne Mut, ganz ohne Hoffnung war ich trotz allem nicht; denn sonst hätte ich mich ja nicht zum Kriegsteilnehmerkurs gemeldet mit der Absicht, das Abitur nachzuholen – natürlich mit dem Ziel, danach auch zu studieren.

Eines kann ich aber mit Sicherheit sagen: Ich hätte damals nicht geglaubt, daß mein persönlicher Weg mich dahin führe, wo er hingeführt hat, und daß ich überhaupt je eine reale Chance haben würde. Ich hätte nie geglaubt, daß wir einmal eine so lebensfähige Demokratie bekommen würden. Aber ich habe gelernt, daß diese Demokratie nur lebensfähig ist, weil sie getragen wird von dem leidenschaftlichen Wollen vieler – gleich wo immer sie stehen –, verantwortlich nicht nur

gegen sich selbst und für die Ihren, sondern für alle zu handeln. Und dieses habe ich ebenso gelernt: Wer letzten Endes darum ringt, daß er durch Wissen und Können seinen Weg macht, wird ihn machen können, auch wenn die Stunde Null noch so gräßlich war, wie sie sich in der Tat für mich und viele meiner Generation dargestellt hat.

Politisch war es für mich deprimierend zu sehen, daß sich bereits neue Konflikte abzeichneten. Ich habe es nicht verstanden, weshalb die Amerikaner ihre Truppen aus Sachsen zurückzogen und damit den Russen eine geschlossene Zone überließen, weil dies zwangsläufig zu einem sowjetisch besetzten Deutschland führen mußte mit Folgen, die man damals noch nicht im einzelnen absehen konnte, obwohl man spürte, daß sie möglicherweise eine Trennung bedeuten würden, wenn nicht eine Teilung auf lange Sicht.

Ich konnte es auch nicht verstehen, weshalb die Deutschen plötzlich ihr nationales Selbstbewußtsein verloren, weshalb Denunziantentum und Anbiederung an die Besatzungskräfte auf einmal die Szenerie beherrschten, weshalb einzelne ihre persönliche Würde verloren, ein jeder nur auf sich selbst bedacht war, und für manche die anderen nichts mehr galten.

HEINZ FRIEDRICH

Heinz Friedrich gehört zu den Männern, die die ganzen Schrecken des Krieges als Soldat erlebt und erlitten haben und diese Eindrücke bis heute als schweres Gepäck mit sich herumschleppen. Seine glänzende Karriere in der Nachkriegszeit vom Rundfunkredakteur über das Amt eines Programmleiters bis hin zum geschäftsführenden Gesellschafter des Deutschen Taschenbuch Verlages hat ihm viele neue Einsichten eröffnet; doch die Fähigkeit, in schwerste Zeiten zurückzublicken, ist ihm unverändert geblieben.

›Im Narrenschiff des Zeitgeistes‹ – so hat Heinz Friedrich ein Buch genannt, in dem ein Teil seiner publizistischen Arbeiten gesammelt worden ist. Diese Titelwahl ist genau so typisch für Heinz Friedrich wie der Name eines späteren Werkes, ›Kulturkatastrophe – Nachrufe auf das Abendland‹. Da schwingt viel Pessimismus mit, aber er widerlegt sich durch seine große Aktivität in vielen vorwärtsweisenden Gremien immer wieder selbst – sei es im PEN-Zentrum, in der Bayerischen Akademie der Schönen Künste oder der Jury des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels.

Heinz Friedrich warnt gleichermaßen vor der Konsumkultur wie der Politikultur. Aber er beschränkt sich nicht darauf, Cassandra zu spielen. Er sucht und nennt auch die Wege, die aus dem Dilemma herausführen können.

Versuch einer Erinnerung

Ja, wie war das, Weihnachten 1945? Die Erinnerung, solcherart befragt, reagiert nicht spontan; im Gegenteil: sie hüllt sich in Dämmer. Keine gemütvollen Signale, kein tröstlicher Lichtschimmer, sondern schlicht: partieller blackout. Das ist merkwürdig und beunruhigend. Warum hinterließ Weihnachten 45 keine Spuren in mir? Gab es nichts, was des Erinnerns, des Behaltens und Bewahrens wert gewesen wäre? Immerhin: 1945 nach sechs Kriegswihnachten das erste »Friedens«-Weihnachten, das erste Weihnachten, an dem nicht geschossen, gesprengt, gebombt, an dem nicht getötet wurde; die frohe Botschaft – »Friede auf Erden und allen Menschen ein Wohlgefallen« –, wann sollte, wann konnte sie mehr Sinn ausstrahlen als in einem solchen Augenblick, in einer solchen Konstellation? Aber, wie gesagt: statt froher Botschaften klaffen in der Erinnerung Lücken. Sie klaffen, obwohl ich das Glück hatte, nach sechs Jahren, an Weihnachten wieder zu Hause zu sein, zwar abgemagert auf 90 Pfund und ziemlich zerfetzt und auch noch nicht ganz über den Berg, was das Überleben anging – aber immerhin: ich war zu Hause, und das bedeutete sehr viel. Also hätte dieses Weihnachtsfest doch eigentlich wie ein helles Hoffnungsfeuer in mein Leben hineinleuchten müssen. Aber das tat es nicht.

Nur mit Anstrengung lassen sich Erinnerungsfetzen abrufen. Weihnachten 1945: Sehr unterschied es sich von dem letzten Weihnachtsfest nicht, das ich in meiner Familie verbracht hatte, sechs Jahre zuvor. Nur die Geschenke fehlten: kein Buch, kein Hemd, keine neuen Schuhe. Nur ein Stück

Speck, nicht sehr groß, das ein benachbarter Bauer spendiert hatte. Doch üppig war es bei uns nie zugegangen an Weihnachten: der Vater 1932 an seiner Kriegsverletzung aus dem Ersten Weltkrieg mit 40 Jahren gestorben, die Mutter mit sehr kleiner Rente für Haus und zwei Buben sorgend – da stand Sparsamkeit obenan, auch an Weihnachten.

Aber der Weihnachtsbaum, bunt aufgeputzt und mit Lametta behängt (wir nannten es Engelshaar), spendete mit vielen Kerzen freundliches Licht, und wie seit frühesten Jugendtagen schaukelte ein lustiger Zwerg am untersten Astkranz des Tannenbaums auf der Schaukel. Für mich war dieser Weihnachtsbaum mit seinem jahrmarkt bunten Flitter der Inbegriff dessen, was man »Stimmung« nennt: wenn ich in die Stube trat und ihn sah in seinem reinen, stillen Glanz, überströmte mich jedesmal ein unsägliches Gefühl, gemischt aus Rührung und Erhebung; ich war »entrückt«. Man mag das romantisch nennen (was es sicher war) oder sentimental (was es vielleicht auch war) – aber immerhin, so will mir scheinen, war jenes »Weihnachtsgefühl« letztlich doch auch ein Teil jenes Schauders, von dem Goethe meinte, er sei der Menschheit bester Teil. Zumindest gehört er zu deren besserem Teil: »Friede auf Erden ...«

Nun brannten, für meinen um zehn Jahre jüngeren Bruder und für mich, den Heimkehrer, also die Kerzen wieder. Es waren weniger als damals, und die meisten bestanden aus Stummeln. Wahrscheinlich hatten sie schon in den Jahren zuvor ihren Weihnachts-Dienst getan; denn Kerzen waren rar. Woher wir den Weihnachtsbaum hatten, weiß ich nicht mehr. Aber Wald gab's reichlich ringsum; eine Tanne ließ sich leichter beschaffen als eine Kerze. Unbeschadet hatten

die Kugeln, die prächtig geblasene Christbaumspitze und auch der schaukelnde Zwerg den Krieg überstanden; nur das Lametta war unansehnlich geworden. Aber besser ein zerknittertes Lametta als gar keines. Sogar der Ofen im »Eßzimmer«, das nur zu besonderen Gelegenheiten benutzt wurde, war geheizt. Das große Büfett mit dem rührend kleinen Bestand an Sammeltassen im Vitrinenaufsatz stand ebenso noch am gleichen Platz wie die dunkle Kredenz und der große Auszieh-tisch in der Mitte, mit einer großen Häkeldecke über dunkel polierter Platte.

Es war alles, wie es sechs Jahre zuvor gewesen war – und doch war nichts mehr so »wie früher«. Die romantischen Gefühle, wo waren sie geblieben? Konnte man denn nicht wieder anknüpfen, wo man 1939 aufgehört hatte – zumal doch unser Dorf von den Schrecken des Krieges verschont geblieben war und unser Haus auch. Aber war heil, was übrig blieb? Wirkte das Gerettete nicht wie ein Relikt aus einer anderen Zeit – als Besitz antiquiert und fast ein wenig sinnlos? Gewiß: man hatte ein Dach über dem Kopf – aber auch dieses Dach, obwohl das vertraute, eigene, war nur ein Notdach. Es schützte vor Regen und Kälte, aber konnte es den verlorenen Sohn noch bergen?

Nur acht Kilometer entfernt war die Stadt, der ich ein halbes Jahrzehnt zuvor noch meine ersten und entscheidenden Bildungserlebnisse verdankte und deren Flair und Ambiente ich in mich eingesogen hatte – nur acht Kilometer entfernt war Darmstadt nur noch an den Rändern bewohnbar; die Innenstadt hatte Bomber-Harris, um ein Parade-Exempel für die Total-Vernichtung einer Stadt zu statuieren, im August 1944 in eine Trümmerwüste verwandeln lassen. Mein Gym-

nasium, über 300 Jahre alt, war ebenso ausgeradiert wie das Museum, in dem ich fast täglich in der Mittagsstunde, bevor der Zug in mein Dorf abging, vor den Rembrandts, van Dycks und Bruegels stand, – vor Bildern, an denen ich mich nicht satt sehen konnte. Ausgebrannt war das Theater, ein nobler klassizistischer Bau, für mich in des Wortes unmittelbarster Bedeutung ein »Musentempel«, mit dem sich mir unvergeßliche Kunsteindrücke verbanden. Aus der Erinnerung taucht jener letzte Abend auf, den ich dort im – trotz seiner Größe – wunderbar intimen Zuschauerraum verbrachte. Anfang März 1940. Beim Fallen des rotsamtenen Vorhangs schoß mir die beklommene Frage durch den Kopf: Wann wirst du ihn wieder aufgehen sehen? Für mich senkte er sich damals für immer. Ich hatte schon, für den 5. März, den Gestellungsbefehl in der Tasche. Bis zwölf Uhr an diesem Tag mußte ich mich in einer bestimmten Kaserne in Mainz gemeldet haben. Ein anderes Theater, das Große Welttheater der Geschichte, erwartete mich.

Als ich fünf Jahre später wiederkam, halbtot auf einem amerikanischen Truck zwischen Schicksalsgenossen eingeklemmt, und die Trümmer Darmstadts links und rechts aufgetürmt sah, empfand ich weniger als damals im Theater. Keine Tränen, keine Wut, keine Wehmut – nichts. Ich nahm die Trümmer meiner Heimatstadt wahr, wie ich die Trümmer Warschaus oder Dünaburgs, Königsbergs oder von Smolensk wahrgenommen hatte: als ramponierte Kulissen einer Bühne, für die es kein Stück mehr gab. Europa, an dem ich mit allen Bildungsfasern hing, war tot. Ich hatte es sterben sehen. An Auferstehung zu glauben, fehlte mir die Vorstellungskraft.

1939, unterm Weihnachtsbaum, hatte mich eine seltsame, bange Vorahnung beschlichen. Deutschland hatte Polen besiegt und besetzt; aber der Krieg ging weiter. Zwar herrschte Ruhe; im Wunschkonzert des Deutschlandsenders grüßten sie sogar die Soldaten der Maginot-Linie – so, als sei der Konflikt mit Frankreich und England nur eine Art martialischen Augenzwinkerns. An Weltkrieg mochte niemand denken. Aber insgeheim sah man ihn doch auf Europa zukommen. Der Bogen war überspannt – das spürte man deutlich.

In unserer Klasse hatten sich bereits im Sommer 1939 alle freiwillig zum Wehrdienst gemeldet, ich auch. Aber wir hatten das nicht getan, um in den Krieg ziehen zu dürfen, sondern um gleich nach dem Abitur besagten Wehrdienst ableisten zu können, vor dem Studium. Jetzt waren wir dran. Wir wußten das, und das heißt: ich wußte es auch. Ich genoß Weihnachten 1939 noch einmal in vollen romantischen, sentimentalischen Zügen und mit jenem Gefühl der Wehmut, das der Abschied uns aufnötigt: »Friede auf Erden ...«

Es war ein Abschied ohne Wiederkehr. Als ich nun anno 45 wieder vor dem Weihnachtsbaum stand, der wie früher aufgeputzt war, empfand ich überdeutlich (und dieses Erinnerungsfragment ist das eigentlich vorherrschende): Du kommst nie wieder heim. Du bist ein Ausgestoßener, der seine Heimat für immer verlor. Vielleicht hast du einen Weg vor dir, aber es wird keiner von den Wegen sein, die dir vertraut waren – mögen an deren Rand auch noch so tröstliche Weihnachtsbäume mit freundlichen Lichtern winken. Sie werfen kein Licht mehr auf deine Zukunft.

Als ich am 5. März 1940 mit einem Pappkoffer (einfache Behältnisse zum Zurücksenden der Zivilkleidung seien mit-

zubringen, war auf dem Einberufungsschreiben vermerkt) nach Mainz zog, war ich seit drei Wochen 18 Jahre alt. Das Abitur hatte ich nur zur Hälfte gemacht; angesichts meiner Einberufung war mir nach Ablegen der schriftlichen Prüfung die mündliche (bei Zuerkennung der »Reife«) geschenkt worden. Im Griechischen mußten wir ein Stück aus dem ›Peleponnesischen Krieg‹ des Thukydides, im Lateinischen eine Passage aus den ›Annalen‹ des Tacitus übersetzen. Und ein Thema der deutschen Abitur-Aufsätze lautete: ›Gedanken zu Nietzsches unzeitgemäßer Betrachtung ›Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben‹. Wir hatten das Werk mit Hilfe unseres verehrten Deutschlehrers in den Monaten zuvor in der Klasse gelesen, und ich war sehr ergriffen von Nietzsches Gedanken. Ob ich allerdings auch begriff, was der Philosoph meinte, als er schrieb, die Griechen hätten gelernt, »das Chaos zu organisieren«? Jedenfalls: Ich war der einzige in der Klasse, der sich im Abitur an das Thema heranwagte, und ich erhielt dafür, wie ich 25 Jahre später erfuhr, die Note »Sehr gut mit Auszeichnung«. (Die Arbeiten hatten, gebündelt, den Darmstädter Feuersturm im Keller der Schule überstanden. Zwar waren die Blätter angesengt, aber es gab sie noch.)

Nun bekam ich also Gelegenheit, meine deskriptiv durch historische Reflexion gewonnene »Reife« an den Taten der Gegenwart zu erproben, die sich der Geschichte empfohlen – zu wessen Nutzen, zu wessen Nachteil?

In Mainz wurden wir in Uniform gesteckt und drei Tage und zwei Nächte lang quer durch Deutschland und Polen nach Modlin bei Warschau verfrachtet, in Personenwaggons zwar, aber doch ein wenig wie Nutzvieh. Hier wurde mir

zum ersten Mal bewußt, wie große und erhabene Gedanken angesichts der Realität verblissen. Der ›Zarathustra‹, den ich vorsorglich als Marschgepäck eingesteckt hatte, kam mir, übernächtigt und verdreckt, wie ich war, ziemlich deplaciert vor ...

Dann Drill auf dem ehemals polnischen Festungs- und Kasernengelände. Ausgang bekamen wir erst nach drei Wochen, nach der Vereidigung; vorher wäre Entfernung von der Truppe noch eine vergleichsweise harmlose Sache gewesen, und dazu sollte keine Gelegenheit geboten werden. Später in Warschau: Trümmer, Elend, Haß. Das jüdische Ghetto durften wir nicht betreten, aber man konnte mit der Straßenbahn hindurchfahren. Mit Entsetzen nahm der »Gereifte« wahr, daß »vae victis« mehr bedeutete als eine Sentenz aus dem Märchenbuch der Weltgeschichte. Mit seinen hochgespannten geistigen Zukunftsträumen ließ sich diese brutale Wirklichkeit kaum in Einklang bringen. Und seine friedfertige, kontemplative Natur begann sich aufzulehnen: das war nicht seine Welt und würde nie seine Welt sein können. Ein wenig schämte er sich dieser Haltung, denn sie kam ihm sehr unsoldatisch vor. Und das war sie ja wohl auch ...

Aber ob Soldat oder nicht, mich fragte niemand, ob ich bereit sei, Geschichte mitzuschreiben oder nicht. Man drückte mir ein Gewehr in die Hand und leitete mich an, es zu bedienen. Zu mehr als zum Obergefreiten brachte ich es allerdings nicht in den fünf Jahren meiner Soldatenzeit. Nutzen und Nachteil der Geschichte jedoch, die lernte ich bis zur Neige kennen auf den Schlachtfeldern des Ostens und zuletzt in Ostpreußen, in der Endphase des Krieges – damals, am 12. Januar 1945 in der Nähe von Schloßberg. Nach wahnwitzig-

gem Trommelfeuer der Russen brach die Abwehrfront auseinander, als risse die gespannte Sehne eines Flitzebogens. Innerhalb von wenigen Minuten herrschte totales Chaos, durch das, wild um sich feuernd, russische Panzer preschten. Kompanie, Bataillon – an militärische Ordnung war nicht mehr zu denken. Jeder rannte für sich los. Rette sich, wer kann! Aber wer konnte sich noch retten? Links und rechts und von hinten das Feuer der Panzer, von oben stießen die Tiefflieger wie Habichte herab und jagten uns über die weiten, verschneiten Ackerflächen. So muß es dem Wild zu Mute sein, das in eine Treibjagd gerät: nur noch Panik. Aber auch das war wie bei einer Treibjagd: nicht jeder Schuß traf, und nicht jede Lücke war geschlossen. Inmitten des infernalischen Durcheinanders gelang es größeren und kleineren Gruppen deutscher Soldaten, nach Westen, Richtung Königsberg, weiterzukommen. Sogar LKWs waren dabei. Der Fahrer eines solchen erbot sich, mich ein Stück mitzunehmen. Ich warf mein Gewehr in den Laderaum und wollte selbst nachhechten, als Panzerbeschuß einsetzte. Mit einem gewaltigen Ruckschoß das Fahrzeug los, und ich stand allein in der ostpreußischen Schneewüste – ohne Gewehr, ohne Helm (den hatte ich schon früher verloren), ein Sinnbild der Wehr- und Sinnlosigkeit, eine Vogelscheuche des Krieges, die noch nicht einmal mehr abzuknallen sich lohnte. Aber die Russen verfügten wohl über Munition genug, um sich den Spaß erlauben zu können, auch auf Vogelscheuchen zu schießen. Ein Tiefflieger nahm die einsame, vor Kälte bibbernde Zielscheibe aufs Korn und verfehlte sie nur um Zentimeter. Ich sprang entsetzt in einen Graben vor mir, während neben mir der Schnee aufspritzte. Unter mir brach Eis, und ich stand bis zu

den Oberschenkeln im dreckigen, kalten Wasser. Als ich mich wieder herausgerappelt hatte, fror mir sofort die Hose an die Beine. Aber ich lief und stolperte weiter, von Angst, Entsetzen und animalischem Selbsterhaltungstrieb vorangepeitscht.

Am Abend erschien am Horizont die Silhouette einer von Pappeln gesäumten Straße. Beim Näherkommen gewahrte ich Wagen darauf, auch Pferde, aber seltsamerweise keine menschliche Bewegung: Ein Flüchtlingstreck, der erstarrt schien in der Kälte. Dann entrollte sich ein apokalyptisches Bild. Die meisten Wagen waren umgestürzt, eingedrückt, zersplittert. Pferde hingen tot oder verendend in den Deichseln, andere, unversehrt, wieherten erbärmlich. Und überall tote, zermalmte, zerquetschte, erschossene und zerfetzte Menschen, alte Frauen und junge, Kinder und Greise: eine blutige Walstatt des Wahnsinns. Russische Panzer waren auf dieser Straße rücksichtslos mitten durch den Elendszug gefahren.

Wer noch fliehen konnte, war geflohen. Kein lebendes menschliches Wesen weit und breit.

Ich stand allein vor diesem schrecklich stillen, nur von Pferde-Wehgeschrei widerhallenden Inferno, über das sich die Abenddämmerung bleigrau herabsenkte. Kein Dante hätte sich je ausdenken können, was sich hier als Wirklichkeit darbot.

Aber merkwürdig: die Schauer dieser Apokalypse erreichten mich damals nur wie der eisige Wind, der über das Schneefeld strich. Heute, in der Erinnerung, sind sie stärker gegenwärtig als damals. Ich nahm sie als etwas Ungeheuerliches, Entsetzliches gleichsam nur zur fühllosen Kenntnis, registrierte sie. Der Leidenspegel des Menschen hat offenbar

(und gottlob) Grenzen; werden sie überschritten, so nimmt man nur noch Wahrnehmungen auf, aber man verarbeitet sie nicht mehr ... Erst ein Jahr später, als ich aus der seelischen Erstarrung langsam zu erwachen begann, löste sich mir die Zunge, und ich versuchte, in einem Gedicht das Unsagbare mitzuteilen, das mit mir umging. Ob das Gedicht gut ist oder nicht, spielt keine Rolle; aber es ist ein document humain jener Zeit, das ich, fast schon losgelöst von meiner Person, heute nicht ohne Erschütterung in die Hand zu nehmen vermag.

Das jüngste Gericht
Ostpreußen – Januar 1945

Eine Mutter hockt,
tief im Winter,
am Straßenrand.
An ihr vorbei hastet
apokalyptisch die Menge
in Flucht.
Sie hockt und starrt.
Das Kind trinkt längst nicht mehr,
tot ist es an der Brust ihr festgefroren.

Wilder Taumel, schreckstarr und irr –
nirgendwohin –
Weiter – weiter!
Knattern Motoren,
Pferde keuchen.
Menschen mit irrem Schrei!

Einschläge – rums
Ringsum Qualm!
Blut!
Alles einerlei!
Weiter! Weiter!
Panzer von hinten!
Panzer von vorn!
Hilf Himmel!
Anfang und Ende!
Sinn?
Vorwärts! Nirgendwohin!

Eine Mutter hockt
am Straßenrand,
versunken
tief im Schnee.
Sie hockt und starrt.
Ihr Kind an der Brust
trinkt längst nicht mehr.
Tot ist es an der Brust ihr festgefroren ...

So begann das Jahr 1945. Drei Monate später, am 6. April, vormittags 11.36 Uhr endete mein Beitrag zum Zweiten Weltkrieg in der Tragheimer Pulverstraße, unmittelbar hinter der Universität in Königsberg, wo ich vier Jahre zuvor noch einige Vorlesungen hatte hören können. Am Morgen hatten uns die Russen aus unserer Stellung im Festungsgürtel bei Ponarth durch einen Feuerhagel ohnegleichen hinausgeworfen und in der Stadtmitte zusammengedrängt. Wir waren, wie drei Monate zuvor über die Schneefelder, erbarmungslos

über die Trümmer der Stadt gejagt worden, während es vom frühlingsheiteren Himmel Eisen hagelte.

Hinter der Universität geschah es dann: Es tat einen dumpfen Schlag, ich fühlte mich hochgehoben und in ein dunkles unendlich tiefes Loch geschleudert. »So ist es also, wenn man stirbt ...« dachte ich noch, völlig absurder- und überflüssigerweise. Aber ich war nicht gestorben. Ich kam wieder zu mir, vor mir ragte ein riesiger Erdwall auf, links und rechts brannten die Häuser, und immer dichter schlugen die Granaten ein. Um mich herum: die zerfetzten Leiber der Kameraden. »Und du lebst?« dachte ich verwundert und wollte mich aufrappeln. Aber es ging nicht. Ich war schwer getroffen und konnte mich nicht mehr bewegen. Auch hören konnte ich nichts mehr. Die Außenwelt war verstummt. Statt dessen war in meinen Ohren die Hölle los: es rauschte und pfiiff infernalisch. Das Gehör kam später, wenn auch nur zum Teil wieder; das Gepfeife hielt sich bis heute. Es ist erstaunlich, mit welchen Gebrechen der Mensch leben kann. Ein paar Landser hasteten heran, hoben mich auf und schleppten mich durch einen Keller, in dem Bücher in Regalen lichterloh brannten. Es war der Keller der Universitätsbibliothek. Vielleicht loderten hier auch Nietzsches »Unzeitgemäße Betrachtungen« ...

Damit endete das, was man dem Lebensalter nach meine »Jugend« hätte nennen können. Ich war dreiundzwanzig Jahre alt. Vor fünf Jahren war mir das Zeugnis der Reife verliehen worden. Jetzt lag ich, von Granatsplittern gespickt, in einem Kellergewölbe mit Frauen und Kindern, mit wimmern- den und sterbenden Soldaten, und ich erlebte in Fieberträumen den »Endkampf« um die Stadt Königsberg wie ein ver-

endender Maulwurf in seinem Bau. Die Erde bebte zwei Tage, dann wurde es still – bis mit Triumph-Geschrei und wild um sich schießend die betrunkenen Sieger in das unterirdische Elendsquartier eindrangen – plündernd, mordend, vergewaltigend. Sie nahmen schrecklich Rache. »Vae victis« ... Ein für allemal schien die Welt aus den Fugen. Nutzen der Historie? Für wen? Hier ging es nur noch um das kreatürliche Überleben.

Ich habe überlebt. Warum der russische Soldat den Kameraden, der neben mir stöhnte, erschoss und mich nicht – ich weiß es nicht. Sowohl die Schrecken der russischen Gefangenschaft als Schwerverwundeter als auch die abenteuerliche Heimkehr und die Operationen hinterher habe ich überstanden. Ich habe überlebt in einer Art Niemandsland der Seele, ohne Gedanken an die Zukunft, ohne Klage über das Verlorene. Es schlug die Stunde Null. Jedes »höhere« Gefühl war ausgelöscht. Nur der Tag, nur die Stunde zählte, die man durchstand. Nicht aufgeben, nicht aufgeben – hundertmal am Tag hämmerte ich mir diese Devise ins Bewußtsein.

Daheim, Ende Oktober 1945, sah ich die Männer wieder, für die ich in fünf Jahren meines Lebens Geschichte geschrieben hatte. Sie saßen auf der Anklagebank in Nürnberg. Seltsam: auch bei ihrem Anblick empfand ich weder Bitterkeit noch Haß, aber auch kein Mitleid – eher naive Verwunderung darüber, wie elend sich Mächtige ausnehmen, wenn sie ihrer Macht beraubt sind. Was ist Macht? Der Aberwitz der Weltgeschichte enthüllte sich mir immer makabrer. Darum mochte ich auch nicht nachdenken über das, was jetzt werden sollte. Mit 90 Pfund Lebendgewicht sind dem Denken ohnehin Grenzen gesetzt ...

Politik, was war das? Aufbau einer neuen Welt? Es fiel mir schwer, an die schönen Sprüche zu glauben. Ich hatte die Menschen in tiefster Erniedrigung und in menschenunwürdigsten Verhaltensweisen erlebt, auf allen Seiten, bei Freund und Feind. Mir war klar geworden, daß in fast jedem Menschen ein potentieller Mörder auf der Lauer liegt, und mir graust vor dieser Erkenntnis bis heute. Sie ist der Alptraum meines Lebens.

Hinter jeder politischen Gewalttätigkeit (und dem Aufruf dazu) sehe ich seither das Medusenhaupt der Unmenschlichkeit seine schrecklichen Züge enthüllen, und ein anderes Wort Nietzsches kommt mir in den Sinn: »Kultur ist nur ein dünnes Apfelhäutchen über einem glühenden Chaos.« Ein kleiner Riß genügt, und das Apfelhäutchen platzt.

Wie sehr mich damals diese Erkenntnis schier körperlich quälte, belegt ein anderes Gedicht, das ich, gerade heimgekehrt, in der mir so lieben und vertrauten Umgebung meiner Bücher schrieb – und das die betroffene Entfremdung von dieser Bücher- und Gedankenwelt zum Ausdruck zu bringen versuchte:

Wenn ich im Scheine meiner trauten Lampe sitze,
behaglich warm, inmitten meiner Bücher,
und von dem Grauen träume,
das mich einst umschwirrte,
kann ich es oft nicht fassen.
Mir ist, als ob ich irrte,
als ob ich diese nackten, krassen
Grausamkeiten nicht in meiner Seele berge.
Dort stehen Goethe, Stifter – wie sie alle heißen,

die Gott und Welt mit hohen Worten preisen –
und ich, ich berge Krieg in meinem Herzen,
Granaten, Tod und tausend Schmerzen,
das Grauen jagt auf falbem Pferd
vor meinem Blick vorbei und lacht:
»Du Narr, he – he – was bist du wert?
Hast du jemals daran gedacht,
daß ich dir ins Gesicht gelacht?
Mein Lachen wirst du nimmer los!«
Vorbei – vorbei – im Sturmgetos.
Es faucht und pfeift und kracht und klirrt:
Hei – Tod – wie deine Sense schwirrt!
Wo ist die Welt, und wo ist Gott?
Vorbei auf falbem Pferd das Grauen
und lockt und lacht
in Todesnacht ...
Im Scheine meiner trauten Lampe
hockt das Grauen ...

Weihnachten 1945? Die Welt stand damals still für mich. Ich hing im Stacheldraht zwischen zwei Fronten, zwischen zwei Zeiten. Das zwanzigste Jahrhundert begann sich zu teilen: das neunzehnte war endgültig liquidiert, das einundzwanzigste begann sich zu formieren. Vielleicht fand das 20. Jahrhundert überhaupt nicht statt, war nur Übergang? Damals wußte ich nur, daß ich selbst nicht stattgefunden hatte.

Ich wußte aber auch, daß ich mich selbst nicht aufzugeben bereit war – so wie ich mich in fünf schweren Kriegsjahren, in Königsberg und in den bitteren Monaten danach nicht aufgegeben hatte. Wahrscheinlich war es dieser unbändige

Überlebenswille, der meine grausam dezimierte, gequälte und mißbrauchte Generation befähigte, vor dem riesigen Schuttberg, den die Weltgeschichte hinterlassen hatte, nicht zu verzweifeln, sondern das Unmögliche zu wagen: den Wiederaufbau.

Aber dem Aufbau- und Wirtschaftswunder – folgten ihm, begleiteten es auch Wunder der geistigen Regeneration? Die Generation, die damals, 1945, wo auch immer und wie auch immer, ihr erstes »Friedensweihnachten« nach der Katastrophe feierte, war eine zutiefst verstörte. Sie ist seitdem auf der Suche nach ihrer Identität. Das Chaos zu ordnen, gelang ihr nicht, konnte ihr vielleicht auch gar nicht gelingen. Was sie verlaublich ist, ist Betroffenheit; mit sich im reinen ist sie noch lange nicht. Dennoch gibt sie sich nicht verloren. Selten war eine geschlagene Generation so lebensoptimistisch wie diese, mag dieser Optimismus auch tragische Züge haben: Sisyphos läßt grüßen ...

MARTIN GREGOR-DELLIN

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man eine Liste mit den Titeln der Romane und Essays aufstellen, die Martin Gregor-Dellin geschrieben hat – um sie dann womöglich noch durch die Namen der Bücher zu ergänzen, bei denen er als Herausgeber tätig geworden ist. Jeder, der sich auch nur am Rande mit der deutschen Nachkriegsliteratur beschäftigt hat, würde eine solche Liste als alten, allgemein bekannten Hut an den nächsten Nagel hängen.

Genauso wichtig wie ein solches Hit-Brevier und vielleicht sogar noch eindrucksvoller ist für mich das politische Engagement, das Gregor-Dellin seit mehr als einem Jahrzehnt an den Tag legt. Sei es in der sozialdemokratischen Wählerinitiative, sei es im deutschen PEN-Zentrum. Ein bequemer Gesprächspartner ist er dabei nie gewesen, gar mancher hat sein Temperament und seine ätzende Kritik zu spüren bekommen.

Martin Gregor-Dellin ist kein Verbandsfetischist, auch als Generalsekretär des PEN-Zentrums – ein Amt, das er nach turbulentem Wechsel jetzt schon seit fünf Jahren bekleidet – hat er jede Vereinsmeierei stets weit von sich gewiesen. Er will die literarische Artikulation – sein Beitrag zu diesem Buch offenbart, was er damit meint.

Marginalien über kein Weihnachten

I

Im Jahr 1945 erlitt mein sentimentales Verhältnis zu deutschen Festen einen empfindlichen Bruch, von dem es sich nie wieder ganz erholt hat. Das hängt nicht nur mit dem zusammen, was alle nennen können und wodurch wir auf die eine oder andre Weise schuldlos schuldig mit der Zeitgeschichte verwickelt sind, sondern auch mit der gleichzeitigen Ablösung von Kindheit und Jugend – das 19. Lebensjahr ist eine unvergleichliche Zäsur – und schließlich mit der zu plötzlichen Dislokation in eine amerikanische Barackenstadt südlich Boston, Camp Myles Standish, Massachusetts, USA. Nach dem Trommelfeuer im Hürtgenwald, den Zelten von Attichy, dem Atlantiksturm, in dem der Krieg zu Ende ging, der Vorführung des ersten KZ-Films amerikanischer Kriegsberichterstatter in der *recreation hall* – nun die fabelhaft kommode, ja komfortable Fremde eines amerikanischen Armeelagers mit dem Pflaumenduft von Tabak, ein lang währender Neuengland-Sommer, Indian summer (eine Melodie von Victor Herbert), und der Winter kam so spät und war kurz. Nein, es fällt mir nichts Weihnachtliches ein.

Da man nach dem Ratschluß von Verlegern und Redaktionen über Weihnachten immer im Sommer oder im Frühling schreibt – meine einzige Weihnachtsgeschichte entstand unter einem blühenden Kirschbaum –, so wird mir auch jetzt wunderbar warm. Es scheint mir also, wir waren geborgen in Massachusetts. Die Lagerverwaltung bestand aus amerikanischen Juden (Captain Damio, Major Brooks aus Wien, beide sprachen »beileifig« von Heinrich Heine), einem katholischen Father O'Brian und deutschen Landwirten aus der Eifel. Was werden wir Weihnachten getan haben? Die amerikanischen Soldaten in den elf der zwölf Areale waren guter Dinge, sie waren im Entlassungslager. Außer freiwilligen Kommandos in ihren Küchen, zu denen sich alles drängte, hatten wir arbeitsfrei. Ich las vermutlich gerade damals die gelbe Kriegsgefangenen-Ausgabe des ›Zauberbergs‹. In der *recreation hall* gab es Filme wie ›Hollywood Canteen‹ mit Harry James und Jimmy Durante, ›Tom, Dick and Harry‹ oder eine Fred-Astaire-Kopie. Natürlich sang Bing Crosby unaufhörlich ›Jingle bells‹ und ›I'm dreaming of a white Christmas‹. Die Bezeichnung »X-mas« prägte sich mir ein. An den Weihnachtsabend habe ich keine Spur der Erinnerung. An den Feiertagen gab es katholische Gottesdienste in der Lagerkapelle, Musiknachmittage mit Schallplatten, die der Christliche Verein Junger Männer (YMCA) zur Verfügung stellte. Der Geschmack von Erdnußbutter auf Weißbrot ist mir erinnerlich. Eine vergleichsweise angenehme Zeit, gemessen an den Rationen zu Hause in Deutschland.

Was bleibt da wohl von trauter deutscher Weihnacht übrig? Mir ist sie nur in zwei Umgebungen vorstellbar: in einer verschneiten deutschen Mittel- oder Kleinstadt vor dem Kriege, die noch nicht vom Autoverkehr zerstört war; Schneebögen unter den Kandelabern eines einsamen Platzes, vom Turm ein Läuten und die Bläser zu Mitternacht oder aber in oberbayerischen Gebirgsdörfern, in denen sich die Reinheit der Christnacht noch bis in den Schnee und in den Glauben erhalten hat. Da möchte ich wohl noch einmal ein Kind sein. In Amerika war ich es nicht mehr.

Uns war nicht nach Lametta, Glitzerblick in brennende Kerzen und ›Morgen kommt der Weihnachtsmann‹ zumute. Hinter uns war Europa in Schutt und Asche und Schuld zerfallen. Wohl waren wir aus all den Verblendungen zu einem nachdenklichen Ernst erwacht, der eine oder andre gewann seine Hoffnung aus dem Glauben, aber mit der gewohnten trauten Innerlichkeit des Festes hatte das alles wenig zu tun. Wir feierten nicht mit blanken Augen, wir diskutierten. Es stand uns eine Bibliothek zur Verfügung, wir gaben eine Lagerzeitung heraus, und wir wollten neu anfangen – auch mit den Festen. Und vermutlich wüßte sich mein Gedächtnis an wenig festzuhalten, wäre nicht der katastrophale Einfall der Lagerapotheker am Ende der Weihnachtswoche gewesen, aus medizinischem Alkohol Eierlikör herzustellen. Ich habe seitdem meine Nase nicht mehr in die Nähe von Eierlikör gebracht. Die Alkoholvergiftung muß entsetzlich gewesen sein.

Es mündete alles in das viel normalere Jahr 1946, in die Rückkehr, in die grauen Städte. Und im Augenblick, da ich an das nächste Weihnachten denke, fällt mir auf, daß in diesen wenigen Abschnitten nie von einer Frau die Rede war. 1945: ein Jahr der Männer, ein Jahr ohne Weihnachten. Was kann man anders erwarten? Die Fortsetzung wird hier nicht verlangt.

HILDEGARD HAMM-BRÜCHER

Politik, so sagt man, verrohe den Mann und nehme der Frau einen großen Teil ihrer Weiblichkeit. Dafür gibt es viele Beweise, die Abgeordnete mit den geistigen Marschstiefeln und den barschen Formulierungen ist in vielen Parlamenten zu finden. Aber es gibt auch angenehme Ausnahmen. Hildegard Hamm-Brücher ist eine der eindrucksvollsten von ihnen. Wenn einmal nicht die »Miß Bundestag« gesucht werden sollte, sondern eine wirkliche Dame in der Politik, dann stünde sie in der ersten Reihe der Anwärterinnen. Die Eleganz in der Kleidung, der weibliche Charme ihres Auftretens, der sicher vorgetragene Anspruch auf Respekt zeichnen sie vor vielen ihrer Berufskolleginnen aus.

Eine solche Frau hat es aber nicht immer leicht in einem harten Geschäft, das Ehrungen ebenso wie Nackenschläge mit sich bringt. Es gibt keine Schonfrist für die Ministerin. Sie wird gefordert wie jeder Mann. Damit fertig zu werden, fällt Hildegard Hamm-Brücher nicht immer leicht. Ich kann mich daran erinnern, sie nicht nur einmal verletzt gesehen zu haben, getroffen vom Ton der Auseinandersetzungen, nicht von den Argumenten des Widersachers. Aber Hochachtung wuchs dann, weil sie sich schnell wieder fing, Kränkungen von sich abtropfen ließ und erneut in den politischen Ring stieg – bereit, für eine Sache zu kämpfen, die sie als zwingend empfand.

Weihnachtsgeschichte 1945

»Fürchtet Euch nicht, denn Euch ist große Freude widerfahren.«

Im Rückblick auf mein sechzigjähriges Leben ist das Jahr 1945 wohl das schicksalhafteste und prägendste gewesen. Zuerst und vor allem war es für mich das Jahr der Befreiung und Erlösung.

Weihnachten 1945 – *mein* Weihnachten 1945 – ist daher nur zu beschreiben und zu verstehen, wenn ich es in den größeren Zusammenhang dieses Schicksalsjahres stelle.

Wer vermag es heute noch nachzuempfinden, was es damals für mich – einen 24jährigen jungen Menschen – bedeutet hat, daß Angst, Schrecken und Ungewißheit – bis dahin ständige Lebensbegleiter – auf einmal von mir genommen waren und mein ganzes Sein nach einigen Monaten des allmählichen Begreifens von einem ungekannten Glücksgefühl erfüllt war? Krieg und Nazi-Schreckensherrschaft, die ständige Angst um Freunde an der Front und im KZ, um Verfolgte im Land und in der Emigration waren zu Ende. Wir – fünf elternlose Geschwister – hatten wie durch ein Wunder überlebt und fanden uns im Laufe des Jahres in Starnberg bei München wieder. Auf einmal lag ein Leben in Frieden *und* in Freiheit – ein angstfreies Leben vor uns. Nun endlich durften wir leben, denken, sagen, tun und lassen wie und was wir wollten! Was zählten dagegen alle materiellen Nöte? Damit würde man schon irgendwie zurechtkommen. Verwöhnt waren wir ohnehin nicht, und es machte uns im ersten Nachkriegssommer wenig aus, uns irgendwie durchzuschlagen mit

Lebensmittelmarken, mit kleinen, sorgsam gehüteten Vorräten und mit Tauschgeschäften, wozu selbstgemachte Seife, künstliches Saccharin und andere chemische Kochkünste ebenso gehörten wie das allmorgendliche Beerensammeln in den Starnberger Wäldern und gemeinsames Holzschlagen für einen späteren Winter – 15 Ster Holz statt 5 standen einem pro Kopf zu, wenn man es selber »machte« und »einfuhr«, wobei der uralte Förster auch noch beide Augen zudrückte. Es war ein sorgloses Robinson-Crusoe-Leben.

Als sich der herrliche Sommer 1945 dem Ende zuneigte und im Überschwang kleiner und großer Freuden genossen war, stellte ich zu Herbstbeginn fest, daß unser Geld zu Ende ging, die jüngeren Geschwister ohne oder ohne abgeschlossene Ausbildung und wir alle ohne gemeinsame Bleibe waren.

Irgend etwas mußte also geschehen! Ich war die einzige mit einer gerade durch Promotion abgeschlossenen Berufsausbildung als Chemikerin, aber ohne Arbeitsplatz. Ob und wie es mit der Chemie oder einer möglichen Universitätslaufbahn weitergehen würde, war völlig ungewiß. Also was sonst? Ich wollte, ich mußte etwas Neues anfangen, was sowohl zu unserem Lebensunterhalt beitragen konnte als auch meinem unbändigen Freiheits- und Betätigungsdrang – nun am Aufbau eines demokratischen Landes mithelfen zu können – entsprach.

Ich weiß nicht mehr genau, wer mich eigentlich darauf aufmerksam machte, daß die zweimal in der Woche in München erscheinende, amerikanisch geleitete ›Neue Zeitung‹ nach »unbelasteten« deutschen Mitarbeitern suchte. Jedenfalls wanderte ich irgendwann im Oktober 1945 in die Schellingstraße in das arg zerstörte ehemalige Hauptquartier des ›Völkischen Beobachters‹ und stand vor einem reichlich bärbeißi-

gen, relativ jungen amerikanischen Offizier. Ich erzählte ihm, daß ich Chemikerin sei, immer sehr gute Aufsätze geschrieben hätte und brennend interessiert sei, beim Wiederaufbau mitzuarbeiten. Ich wurde gründlich ausgefragt – zu einigen weiteren amerikanischen bärbeißigen Offizieren geschickt, die alle gut Deutsch sprachen, und schließlich aufgefordert, etwas über den berühmten deutsch-jüdischen Nobelpreisträger Fritz Haber zu schreiben. Da man zudem niemand Jungen als »Reporter« hatte, schickte man mich auch hin und wieder los, um zum Beispiel bei einem freundlichen kleinen Herrn, der sich Stadtschulrat Dr. Anton Fingerle nannte, etwas über die Wiedereröffnung der Münchner Volksschulen in Erfahrung zu bringen, oder zum ersten Nachkriegsrektor der Münchener Universität, dem berühmten Romanisten Karl Vossler. So wurde ich »freie«, später feste »wissenschaftliche Mitarbeiterin« bei der »Neuen Zeitung«.

Das war auf Anhieb genau das Richtige – ein phantastischer Glücksfall! Ich machte mich mit Feuereifer an die Arbeit und meine bärbeißigen Amerikaner waren's zufrieden. Über das Leben und Werk Fritz Habers bis zu seiner Emigration konnte ich hintenherum in der Bibliothek des Deutschen Museums und vorneherum über meinen Doktorvater Heinrich Wieland alles Nötige erfahren. Den Artikel schrieb ich mindestens ein dutzendmal um, bis er endlich anlässlich eines runden Geburtstages des großen und genialen Forschers als Namensartikel erschien. Er war der erste von vielen anderen Beiträgen über naturwissenschaftliche Themen (z.B. über das Wundermittel Penicillin, DDT-Puder, die erste Atomspaltung etc.) und ihre Entdecker.

Meine ersten Recherchen und Berichte über die katastro-

phalen Schul- und Hochschulverhältnisse in München, später ausgedehnt auf die »amerikanisch besetzte Zone«, waren der Anfang meines leidenschaftlichen bildungspolitischen Engagements. Wie anders würde bei uns eine dauerhafte Demokratie entstehen können, als durch den Aufbau eines freiheitlichen, *allen* Kindern und Jugendlichen aus *allen* sozialen Schichten zugänglichen Schul- und Bildungssystems? Dafür schrieb ich mir gern die Finger wund – eine gute Vorübung zu den späteren jahrzehntelangen heißen und leidenschaftlichen Kämpfen um die Gemeinschaftsschule und für mehr Chancengleichheit in unserer Gesellschaft.

So hatte mein Leben – damals im Herbst 1945 – noch ehe ich es recht begriffen hatte, *die* entscheidende Wendung genommen. Die allerersten Schritte in einen öffentlich wirksamen Beruf waren getan. Zudem verdiente ich nun regelmäßig ein paar hundert Mark, las meinen Namen bis Weihnachten bereits zweimal gedruckt in der Zeitung und – was nicht hoch genug zu veranschlagen war: Ich bekam jeden Tag eine kräftige Suppe – manchmal mit einer dicken Scheibe »corned beef« – und einem riesigen Stück Weißbrot. An Umbruchabenden gab es sogar gelegentlich in schwimmendem Fett gebackene »Doughnuts«, die einige der bärbeißigen Amerikaner taktvoll für die deutschen Mitarbeiter hinterließen – alles zusammen genug, um die Ernährungslage der Familie spürbar zu verbessern.

Am allerschönsten und wichtigsten aber war: Ich lernte interessante und einflußreiche Leute kennen und erfuhr, was los war. Niemand achtete besonders auf die junge, pummelige freie Mitarbeiterin, aber die achtete *auf alles*. Auf die Gespräche und Diskussionen der deutsch-amerikanischen Jour-

nalisten und ihres damals noch kurze Zeit amtierenden ebenso brillanten wie arroganten Chefredakteurs Hans Habe, der uns Deutsche bestenfalls herablassend zur Kenntnis nahm. Auch wurde ich mit den anderen deutschen Mitarbeitern, die nach und nach eingestellt wurden, bekannt. Dabei gab es gleich dreimal Liebe auf den ersten Blick: Es waren Erich Kästner und Luise-Lotte Enderle sowie Walter von Cube, die ich von allem Anfang an hingebungsvoll bewunderte. Sie hatten die Weimarer Republik und die Anfänge des Nationalsozialismus miterlebt. Sie kannten die Zusammenhänge und hatten die Naziherrschaft gradlinig und tapfer durchgestanden. Rückhaltlos bekannten sie sich trotz aller Nachkriegsmisere zu den kollektiven Folgen des verlorenen Krieges und zum Aufbau eines besseren Deutschland, und vor allem – wie wunderbar sie schreiben konnten! Ich wollte unendlich viel von ihnen lernen. Ich schämte mich über mein Schulmädchen-Deutsch und nach einem wohlmeinend ermutigenden Wort von ihnen ging ich wie auf Wolken. Sie wurden meine besten Lehrmeister und Freunde, deren ich noch heute mit tiefer Dankbarkeit gedenke.

So kam Weihnachten 1945 heran – die erste Friedensweihnacht. Sie wurde für mich zur großen Freudensweihnacht. – Es war das erste Weihnachtsfest in meinem jungen Leben (meine Eltern waren 1931 und 1932 gestorben), an dem ich das beglückende Erleben an der Krippe und auf dem Felde leib- und sinnenhaft nachvollziehen konnte. Zum ersten Mal empfand ich die Weihnachtsgeschichte als die *Heils*-Geschichte, als lebendige Hoffnung und als Kraftquell, wirksam über ein-tausendneunhundertfünfundvierzig Jahre hinweg. Die Geburt des »Heilands« war für mich nicht länger nur ein Ge-

denktag, sondern eine wirkliche Ankunft, die ich in diesem Jahr 1945 erstmals bewußt erleben und erfahren durfte.

Nach der Christmette saß ich mit zwei meiner Geschwister in meinem etwa 8 qm kleinen Starnberger Zimmer (eine gemeinsame Geschwisterwohnung fanden wir erst später). Das im Sommer selbstgeschlagene Holz brozelte gewaltig im winzigen Ofen, das Tannengrün duftete frisch und das Roggenmehl- und Kunsthoniggebäck mundete trefflich. Drei selbstgegossene Kerzen waren von den Kriegsvorräten übrig geblieben. Wir lasen noch einmal die Weihnachtsgeschichte aus dem bebilderten Neuen Testament, das ich 14 Jahre zuvor im Kindergottesdienst mit der Unterschrift unserer Kindergottesdienstpfarrer Röhrich und Niemöller erhalten hatte. Wir blätterten darin und erinnerten uns an die kurzen, aber glücklich-behüteten Jahre der frühen Kindheit. Tiefe Dankbarkeit stieg in uns auf.

Später gab es noch einen Spaziergang zum Marktplatz und noch später ein Nachtkonzert aus dem klapprigen Volksempfänger, der den Krieg ebenso überstanden hatte wie die kleine »Erika«-Schreibmaschine, die ich zur Konfirmation 1936 bekommen hatte und auf der ich seither alles getippt habe, von den ersten Briefen aus der Fremde über die Doktorarbeit, meinen ersten Artikeln in der »Neuen Zeitung« bis zu diesen Zeilen des Erinnerns an das Jahr 1945 und seines weihnachtlichen Erlebens.

Niemals wieder in meinem Leben (ausgenommen nach der Geburt meiner Kinder) war ich so vollkommen glücklich, so empfindungs- und aufnahmefähig, so sicher in meinem Glauben an das Heil des Friedens durch Versöhnung in einer unheilen und unversöhnten Welt.

So geschah es also, daß ich Weihnachten erst als Erwachsene entdeckt und das Geheimnis der Christgeburt erst 1945 erfahren habe –, nachdem die meine Jugend prägende christliche Erfahrung Karfreitag, Kreuzigung und Tod gewesen war. Eine ungewöhnlich verkehrte Glaubens- und Lebenserfahrung – gewiß – aber ich möchte sie nicht missen. Sie hat mir damals und seither immer von neuem die Freude und damit die Kraft zum Durchhalten gegeben.

Nachtrag:

Vielleicht klingt dieser Bericht für jüngere Leser reichlich nostalgisch und sentimental. Nachdem ich aber darum gebeten wurde, habe ich mich bemüht, möglichst genau aufzuschreiben, was mich damals bewegte und wie ich empfand.

Dabei weiß ich sehr wohl, daß die Diskrepanz zwischen dem damaligen Erleben und den Erfahrungen meiner Generation und der meiner Kinder groß und schier unüberwindlich ist. Es wird zusehends schwerer, sich darüber zu verständigen. Diese großenteils von uns selbst verschuldeten Verständigungslücken mögen uns ärgern, quälen oder verzweifeln lassen –, aber auch sie gehören zu unserer Geschichte nach 1945, mit der wir uns auseinandersetzen müssen.

Denn die heute vielbeklagte Geschichtslosigkeit der jungen Generation ist das Resultat der Sprachlosigkeit der Älteren. Beides begann schon damals 1945, als wir unsere Vergangenheit möglichst schnell vergessen und später gegenüber der nachfolgenden Generation verschweigen wollten. Ich kann mich noch gut erinnern an diese schon bald einsetzende

Nachkriegsstimmung des »nun muß endlich Schluß sein mit der Vergangenheit«. In den 50er und 60er Jahren haben wir sie dann endgültig verdrängt. Wir fürchteten uns sehr! Teilweise bis heute.

Geschichtslosigkeit überwinden heißt also zuerst einmal Sprachlosigkeit überwinden und versuchen, die Informationslücken zwischen den Generationen zu schließen. Damit muß die ältere Generation den Anfang machen. Das Projekt dieses Buches: das Jahr 1945 und sein arm-glückseliges Weihnachtsfest beschreiben zu lassen, schien mir hierfür ein guter Anfang zu sein, um unsere Sprachlosigkeit und damit im Sinne der Weihnachtsbotschaft unsere Furcht zu überwinden und zur Friedens- und Versöhnungsfähigkeit beizutragen. Deshalb habe ich *meine* Weihnachtsgeschichte 1945 aufgeschrieben.

JOSEPH KARDINAL HÖFFNER

Katholische Geistliche haben sich daran gewöhnen müssen, nicht aufgerufen zu werden, wenn Lob verteilt wird. Einige wenige Ausnahmen können nicht übertünchen, daß die meisten von ihnen zwar geachtet, aber kaum verehrt werden.

Jedenfalls außerhalb des Kirchenschiffes. Kardinal Höffner ist einer von denen, die sich tagtäglich dagegen zu wehren haben, als engstirnig abqualifiziert zu werden. Seine unbeugsame Haltung zum §218 und zu ähnlichen Streitpunkten war nicht geeignet, ihm die Sympathie, vor allem der Jugend, einzutragen. Er hat das mit Festigkeit hingenommen, auch wenn manche von Sturheit sprachen.

Als ich den Vorsitzenden der Fuldaer Bischofskonferenz bat, einen Beitrag für diesen Sammelband zu leisten, war das fast eine Pflichtübung, ich konnte mir kaum vorstellen, daß er sich in eine so bunte Schar von Mitarbeitern einreihen würde, einem Herausgeber helfen wollte, von dem er sich in vielen Fragen meilenweit entfernt fühlt. Um so größer war die Freude, seine spontane Zusage registrieren zu können. Es galt Abbitte zu leisten, einzusehen, wie vorschnell ein Kirchenmann ins Abseits gestellt wird. Joseph Höffner ist sicher kein bequemer Zeitgenosse, aber er strahlt auch eine große Portion Menschlichkeit aus –, man muß sich nur die Mühe machen, die Kruste aufzubrechen, die vorgefaßte Meinung zu revidieren.

Neuer Aufbruch des Glaubens

Von Trier nach Klüsserath an der Mosel ist es nicht weit. Aber am 24. Dezember 1945 war es ein Problem, diese Strecke zu bewältigen. Ich löste es als Anhalter. Ein klappriger Lastwagen nahm mich mit und brachte mich auf Umwegen an mein Ziel. Dort war die Pfarrstelle unbesetzt. Auf Bitten der Gemeinde sollte ich in der Weihnachtszeit die Seelsorge übernehmen. Das Pfarrhaus war gleich vielen anderen Wohnungen zerstört. Ich durfte in der Klüsserather Mühle Aufnahme finden. Die notdürftig wiederhergestellte Ortskirche war bei den Feiertags- und Werktagsgottesdiensten überfüllt. Viele kamen zur Beichte und zum Tisch des Herrn.

Als Priester empfand ich tiefe Freude über diese Zeichen eines neuen Glaubensaufbruchs. Denn er war ja nicht jüngsten Datums, er war nicht nur ausgelöst worden durch den Zusammenbruch eines kirchenfeindlichen Systems. In meiner Seelsorgetätigkeit von 1934 bis 1945 in Saarbrücken, in Kail an der Mosel und in Trier habe ich viele Zeugnisse der Treue zur Kirche Christi und eine tiefe Frömmigkeit erleben dürfen, gerade auch von jungen Menschen. Leider ist bis heute die Geschichte des katholisch-kirchlichen Lebens in den Gemeinden unter der nationalsozialistischen Verfolgung nur sehr lückenhaft aufgezeichnet. Der um sie Wissende sah jedenfalls 1945 in dem in aller Öffentlichkeit aufbrechenden Bekenntnis zu Kirche und Glauben kein konjunkturbedingtes Phänomen, sondern das Wachsen dessen, was unter schweren Bedingungen gesät worden war.

Müßte ich mich nicht heute in der Rückerinnerung mei-

ner Freude an jenem Weihnachtstag schämen? Hatte denn damals neben Ekel, Trauer, Scham und Resignation über das Entsetzliche, das geschehen war, eine Regung der Freude Lebensrecht? Lebte ich als Priester in einem Wolkenkuckucksheim, oder sah ich im Trümmerfeld der Not nur die neugekommene Chance kirchlichen Machtzuwachses?

Wer unter dem Nationalsozialismus Priester war, hat das Furchtbare jener zwölf Jahre hautnah wie wenige erlebt. Dabei war die persönliche Bedrohung noch nicht einmal das am meisten Belastende. Mit bitterer Sorge sah man die wachsende Macht der Diktatur am Werk, die christlichen Grundwerte, Grundrechte und Grundhaltungen unseres Volkes zu zerstören und möglichst jeden zum Mittäter oder doch zum Mitläufer zu zwingen. Wieviel quälende Gewissensnot wurde dem Seelsorger in den Beichtstuhl getragen. Wie sehr litt er an seiner Ohnmacht gegenüber den Verbrechen an politisch Andersdenkenden, an Juden und Kriegsgefangenen. Auch ihn bewegte die Angst der Bombennächte. Ständig war man dem Leid von Familien nahe, deren Angehörige gefallen, vermißt, gefangen oder von der Gestapo bedroht waren. Das Elend der Flüchtlinge, der Ausgebombten und Heimkehrer stand nicht zuletzt vor der Pfarrhaustür ... Wie also sollten einem gerade als Priester die Erschütterungen der Trauer, des Mitleidens, der Scham und des Ekels erspart geblieben sein!

Und doch, trotz all dieser Erfahrungen, ich gestehe es, hatte ich am Weihnachtsfest 1945 Gründe zur Freude, zur Hoffnung und zur Zuversicht.

Warum? Nun, das lag auch in persönlichen Umständen. Es tat gut zu wissen, daß es keine Geheime Staatspolizei mehr gab und daß bei der Sonntagspredigt kein mitschreibender

Spitzel mehr zu befürchten war. Und es war schön, ohne Angst vor nächtlichem Bombenalarm am Abend einschlafen zu können. Ich war glücklich, daß das jüdische Mädchen Esther Sara, das ich seit 1943 in meiner Seelsorgestelle verborgen hatte, bald wieder unversehrt zu ihren Eltern, die in Berliner Verstecken überlebt hatten, zurückkehren konnte. Ich war froh, daß eine andere Berliner jüdische Familie, die monatelang in meinem Westerwälder Vaterhaus Zuflucht gefunden hatte, ebenfalls noch am Leben war. Das waren nur einige von vielen anderen persönlichen Gründen für mich, an jenem 24.12.1945 dankbar zu sein.

Viel bedeutungsvoller aber war mir die Gewißheit, daß Deutschland nun nicht weiter Anlaß zu einem alles zerstörenden Krieg geben konnte und daß es mit den Verbrechen des Nationalsozialismus aufhörte. Ich ahnte sehr wohl, welches Unmaß von Leid und Not über unserem Vaterland lag und welche Opfer, Sorgen und Lasten die Nachkriegszeit von uns allen abfordern würde. Aber es schien mir leichter, einem Volk anzugehören, das sühnend für die Untaten der Vergangenheit litt, als einem Volk, in dessen Namen anderen Völkern Untaten zugefügt werden.

Hinzu kam meine Erfahrung, daß viele Menschen in den zwölf Jahren unter Hitler der nationalsozialistischen Verführung und Gewalt widerstanden, den Verfolgten geholfen und ihre Hände frei von Blutschuld gehalten hatten. Sie stammten aus allen Berufs-, Bildungs- und Altersschichten. Viele von ihnen hatten überlebt. Ich wußte, daß sie ungebrochen überall im Land ans Werk gehen würden.

Und ich hatte die berechtigte Hoffnung, daß die Mehrzahl der Verführten, Verhetzten und im Zwang Mitgerissenen un-

ter dem grausamen Eindruck des von ihnen Mitverschuldeten zur Besinnung und Umkehr kommen würde.

Meine Predigt in der Mette stand unter dem Gedanken der Herbergssuche. Er drängte sich ja auf angesichts der geschehenen und noch zu erwartenden Vertreibung von Millionen aus ihrer Heimat, angesichts der geistigen und geistlichen Fehlorientierung vieler in die Irre Gegangenen.

Natürlich blieben einem damals Augenblicke des Verzagens und der Mutlosigkeit nicht erspart. Aber sie ließen sich bestehen im festen Vertrauen auf Gottes Beistand und auf die Millionen Christen der Weltkirche, die uns nicht im Stich lassen würden. In diesem Vertrauen bin ich niemals enttäuscht worden.

Wenn man im nachhinein bedenkt, wie minimal die Chancen für den sozialen, wirtschaftlichen und politischen Aufbau unseres zerschlagenen Vaterlandes waren, kommt einem die Tatkraft, die damals aufbrach, geradezu tollkühn vor. Das gilt nicht nur von der Energie einzelner, die sich und ihrer Familie unter Einsatz aller Kraft und Phantasie ein neues Heim und eine neue Existenzgrundlage schufen. Das betraf auch die zahllosen, unter den damaligen Umständen oft abenteuerlichen Vorstöße für eine neue Ordnung in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft.

Schon lange vor Kriegsende hatte ich einem Kreis von Laien angehört, dessen Mitglieder sich darüber Gedanken machten, wie es nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus weitergehen könnte. Natürlich fanden wie keine Patentrezepte für eine Situation, deren Ausmaße uns nur ungenügend vor Augen stehen konnten. Aber wir hatten die unerschütterliche Überzeugung, daß wir von dem Tag X an die

Grundgesetze der katholischen Soziallehre als Bausteine zum Fundament des Neubaus Deutschlands beitragen würden. Unser Vertrauen auf deren Zuverlässigkeit bewahrte uns vor Ratlosigkeit und Resignation.

An diesem Weihnachtstag 1945 war freilich an ihre Verwirklichung noch nicht zu denken. Wir waren ohnmächtig gegenüber den Plänen und Anordnungen der Besatzungsmächte. Jetzt war die Stunde der Caritas, das heißt der unmittelbaren, schnellen und unbürokratischen Hilfe für die menschliche Not in all ihren schrecklichen Formen. Wer diesen Caritaseinsatz in Gemeinden, Lagern, Heimen, Krankenhäusern und Bahnhofsmissionen miterfahren durfte, mußte neue Zuversicht auf das Wachsen einer *humanitas christiana* in unserem Volk gewinnen.

Als ich von Klüsserath nach Trier zurückfuhr, freute ich mich auf meine Aufgabe als akademischer Lehrer. Die Vorlesungen fanden in der Ecke eines Ganges im sonst zerstörten Priesterseminar statt. Die Studenten trugen meist zerschlossene Uniformen. Wir froren und hungerten miteinander und nichts von dem war vorhanden, was heute für das Funktionieren einer Hochschule selbstverständlich ist. Aber all das war nebensächlich gegenüber der Dankbarkeit, einer studentischen Jugend dienen zu dürfen, die Hunger nach Wahrheit und Wissen hatte.

Weihnachten 1945. Nein, ich kann es nicht leugnen, daß das in aller Sorge Tage der inneren Freude, der Dankbarkeit und der Zuversicht waren.

WALTHER LEISLER KIEP

Unter den deutschen Politikern, die in den letzten Jahren von sich reden machen, gibt es nicht nur einen »großen Klaren aus dem Norden« – wie geschickte Parteistrategen unter Anspielung auf die Kornbrennereien in Schleswig-Holstein für ihren Chef beanspruchen wollen.

Aus der Nachbarstadt Hamburg kommt nämlich noch ein anderer CDU-Parlamentarier, der sich ebenso durch eine hochaufgeschossene Figur wie durch einen kühlen Verstand auszeichnet: Walther Leisler Kiep. Weltoffenheit ist dem Hanseaten zu eigen, internationale Erfahrungen kann ihm niemand absprechen, als Kaufmann hat er sich ein gesundes finanzielles Polster verschafft. Auf die Attitüde des sportlichen »sonny boys«, der über Gräben und Zäune springt, verzichtet Kiep zum eigenen Vorteil mehr und mehr. Glücklicherweise – denn die Rolle des seriösen Finanzexperten steht ihm viel besser; der Mut, auch in kritischen Fragen der Außenpolitik einen eigenen Kopf zu beweisen, notfalls gegen den Parteistachel zu locken, trägt viel mehr zu Achtung und Popularität bei.

Kiep ist ein exzellenter Debattenredner. Wenn er allerdings dem Volk Honig ums Maul schmieren soll, tut er sich viel schwerer. Ich sehe ihn noch vor mir, als er vor ein paar Jahren auf der Nordseeinsel Juist Ostfriesen wie Kurgäste von sich und seiner Partei überzeugen wollte. Da nahm er ein keineswegs erfrischendes Bad im kalten Meer, goß einen Schnaps in sich hinein, stampfte mit schweren Gummistiefeln durch die staunende Menge und hätte doch viel lieber im Flanellanzug Argumente ausgetauscht. Er ist eine Größe unter Intellektuellen, kein Volkstribun.

Gespräch über alle Grenzen

Weihnachten 1945 war ein Weihnachten zwischen zwei Welten. Zwischen der Welt des Krieges, der Vernichtung, der Bombenangriffe, des Todes vieler Menschen, vieler Freunde und der noch nicht ganz zu glaubenden Botschaft von einem Neubeginn. Von einem Anfang, der über das reine Überleben hinausging. Weihnachten 1945 schimmerte die Hoffnung, daß viele, von denen man nach den Feindseligkeiten noch auf ein Lebenszeichen hoffte, daß viele von denen, die als vermißt gemeldet waren, nun doch vielleicht wieder auftauchen würden. Die Gewißheit, daß mein ältester Bruder gefallen war, die entscheidende Nachricht erreichte uns in den letzten Wochen vor dem Jahreswechsel 45/46. Mein anderer Bruder, der auch als U-Boot-Fahrer im Krieg war, kehrte schon im April 1945 gesund nach Hause zurück.

Die materielle Not, die überall in Deutschland herrschte, hatte vielen Menschen die Hoffnung auf eine lebenswerte Zukunft genommen. Der sehnstüchtige Gedanke an eine materiell gesicherte Zukunft, eine Zukunft in Freiheit, war der Gewißheit gewichen, daß es für dieses Land zu unseren Lebzeiten wohl kaum noch eine Zukunft geben würde. Auswanderungsgedanken beherrschten viele Menschen, und auch ich überlegte mir damals, ob nicht Südafrika ein Land sein könnte, wo man eine realistische Chance hätte.

Die politische Gesamtsituation im Winter 1945, im ersten tatsächlich zu feiernden Friedens-Weihnachten seit 1938, zeichnete sich noch nicht durch eine spannungsgeladene Atmosphäre zwischen den Großmächten aus. Für den normalen

Menschen war nicht sichtbar, daß sich nach der Großen Koalition gegen Adolf Hitler und seine Kriegs- und Eroberungspolitik unter den Siegern ein Gegensatz entwickeln würde, der in der letzten Konsequenz unser Land auf Jahrzehnte hinaus teilen und unser Volk voneinander trennen würde.

Gemeinsam war die Not, gemeinsam die Sorge um das tägliche Überleben. Millionen von Flüchtlingen aus dem Osten hatten ihr nacktes Leben, sonst nichts. Gemeinsam war die Sorge um Erhaltung oder Schaffung von einigermaßen bewohnbaren Räumen, von Kohle und Holz. Sämtliche Möglichkeiten, auf dem Lande das eine oder andere aus geretteten Beständen gegen Mehl, Eier oder Milch einzutauschen, wurden genutzt.

Mein Erlebnis war damals der Tausch von Reitstiefeln, weit auf dem Lande im Oberhessischen, gegen eine größere Menge Mehl. Ein weiteres Erlebnis war die schwierige Unternehmung, gegen einen recht gut erhaltenen Fotoapparat eine Gans einzutauschen. Und zwar mit der Maßgabe, daß der die Gans abgebende Bauer die Arbeit des Schlachtens dem Käufer überließ.

Hatte dann jemand eine Gans, eine Flasche Wein oder gar eine Flasche Cognac ergattert, dann wurde der Freundeskreis, die Familie zusammengetrommelt, und es entstand eine Gemeinsamkeit im Genießen des Erworbenen, wie wir sie uns heute wohl kaum noch vorstellen können. Überhaupt, die damalige Zeit war gekennzeichnet von einem großen, weit über die Grenzen einer strukturierten Gesellschaft hinausgehenden Dialog. Jeder sprach mit jedem. Jeder diskutierte mit jedem, Meinungen wurden offen geäußert. Menschen bekannten sich zu dem einen oder anderen und halfen einander

wie nie zuvor. Der Gedanke über das, was morgen sein würde, beherrschte die Diskussion und ich erinnere mich genau noch daran, daß damals die ersten Gespräche über die politische Zukunft begannen. In einer Zeit also, in der die ersten deutschen Regierungsstellen unter alliierter Oberhoheit eingerichtet wurden, in der auch von dann stattfindenden Kommunalwahlen gesprochen wurde. Zu diesem Zeitpunkt fanden gleichfalls die ersten Diskussionen über Parteien statt. Ich erinnere mich noch gut daran, daß damals eigentlich alle, mit denen man sprach, davon ausgingen, daß die SPD die Partei der Zukunft sein würde. Nur sie hätte eine Chance, die politische Mehrheit in einer Gemeinde, in einem Land und später sogar in Deutschland zu erlangen. Sie sei die große Partei, die aus den Anfechtungen des Dritten Reiches unbeschadet hervorgegangen sei. Die SPD sei eben ganz einfach deshalb zur politischen Führung berufen, weil der letzte freie Sprecher im Deutschen Reichstag in der Debatte um das Ermächtigungsgesetz Otto Wels hieß und der Fraktionsvorsitzende der SPD im sterbenden Deutschen Reichstag war. Freunde, denen ich heute noch oft begegne, erinnern sich an diese Diskussionen. In meinem Gästebuch steht noch ein Eintrag aus der damaligen Zeit im Winter 1945 von einem Freund, der inzwischen eine hohe Funktion in der Wirtschaft innehat, und der hinter seinem Namen die drei Buchstaben SPD und ein Ausrufezeichen hinzufügte.

Die Kirchen waren an Weihnachten 1945 überfüllt. Menschen, die die Kirche vergessen hatten, die ihr ferngeblieben waren, die sie nicht mehr besuchten, weil sie wußten, daß Kirchgang und Kirchbesuch nicht unbedingt mit dem Regime und der geforderten treuen Gesinnung vereinbar war.

Alle kamen in der Kirche zusammen, als der einzigen intakten und von Krieg und Drittem Reich nicht zerstörten Grundlage. Und in der Kirche, am Heiligen Abend 1945, haben viele im stillen dafür gedankt, daß sie noch einmal davongekommen waren, daß sie noch lebten, und haben gebetet um eine Zukunft, um eine neue Chance, einen neuen Anfang.

Weihnachten 1945, das war die Zeit, in der wir erste deutliche Zeichen des Mitgefühls, der Mitsorge und der Freundschaft aus den Vereinigten Staaten verspüren konnten. Zunächst waren die amerikanischen Soldaten bei uns als Sieger aufgetreten, die Häuser beschlagnahmten, die Gefangene wegführten, die im Rahmen des damals Üblichen Verhaftungen vornahmen, die Menschen aufgrund eines sehr schematischen Verfahrens von Positionen in der kommunalen Politik oder Wirtschaft ausschlossen. Aber dann zu Weihnachten 1945 wurde sichtbar, daß in Amerika auch ein starkes Gefühl des Mitleidens und der Bereitschaft zur Hilfe für die Deutschen bestand. Die Verwandten und Bekannten in Amerika waren die ersten, denen dann alsbald große Organisationen folgten. Den Absendern der Care-Pakete wird auf Jahre hinaus zu danken sein für die Tatsache, daß viele, die es sonst nicht geschafft hätten, überlebt haben. Die Quäker und andere wohltätige Organisationen aus Amerika kamen in das besiegte Deutschland und haben aktiv geholfen in der täglichen Not der Menschen. Und damals, in jener Zeit, ist der Grundstein gelegt worden für das Verständnis zwischen beiden Ländern und den Menschen beider Länder, das heute noch fort dauert. Ein Verständnis, das sich im Laufe der Jahre dann noch zu einer weitgehenden Übereinstimmung von Grundidealen und Grundüberzeugungen vertieft hat. Ein

Verständnis, das durch die Vereinigten Staaten bei der Blockade Berlins später im Jahre 1948 ebenso gefestigt wurde, wie durch das Entgegenreten der Vereinigten Staaten und unseren anderen westlichen Verbündeten gegenüber den ultimativen Forderungen der Sowjetunion im Herbst 1958.

Es ist vielleicht gut, daran zu erinnern, daß 1945 die Frage ganz offen war, ob eigentlich dieses Europa, und vor allem dieses Deutschland westlich, demokratisch, freiheitlich oder totalitär und kommunistisch sein würde. Zu erinnern ist an die Tatsachen, daß damals die einseitige Abrüstung – so würden wir heute sagen – der Vereinigten Staaten in vollem Gange war, daß die Vereinigten Staaten in wenigen Monaten eine gewaltige Armee von über drei Millionen Mann in Europa auf eine Zahl von wenigen Hunderttausend gesenkt hat, daß alle Zeichen dafür sprachen, daß Amerika auf eine dauernde militärische Präsenz in Europa verzichten würde, daß der Gedanke »to go home« im Vordergrund stand, Amerika den Krieg hinter sich hatte, erleichtert, erlöst, trauernd um seine Toten, aber entschlossen zu einer Rückkehr zu dem, was eigentlich amerikanische Politik immer im Vordergrund gesehen hat: amerikanische Innenpolitik. Und da gab es viele, die in den damaligen Diskussionen davon sprachen, nun könnte eine Phase zwischen Ost und West beginnen, in der eine enge Zusammenarbeit zwischen den Russen und den Deutschen, zwischen der Sowjetunion und dem Westen Europas anfängt. Dies alles in einer Zeit, in der die Spannung und die expansive Politik der Sowjetunion noch nicht ganz sichtbar war. Damals von einem westlichen Bündnis unter Einbeziehung Deutschlands zu sprechen, wäre wie eine pure Illusion und Phantasie erschienen.

Weihnachten 1945, das war auch die Zeit, in der in vielen deutschen Familien über die Dinge diskutiert wurde, die nach Ende des Krieges zu Tage getreten waren. Entdeckt durch die alliierten Streitkräfte, veröffentlicht durch die ersten Zeitungen, die damals erschienen, zu sehen in den Wochenschauen, in den Kinos, soweit solche wieder in Betrieb waren. Diese Diskussion des Entsetzens, des Grauens, aber zugleich auch des Unglaubens. Es kann doch wohl nicht wahr sein, sagten viele, daß sich alles dieses mitten unter uns abspielt hat. Damals ging die Geschichte der Bewohner Weimars durch die Zeitung, die von den Besetzten in das Konzentrationslager Buchenwald geführt wurden, um es zu besichtigen, und es nicht glauben konnten, daß wenige Kilometer von ihrer Stadt alles dies passiert war. Auschwitz wurde zu einem Namen, dem viele nur mit Schaudern und mit Unverständnis begegneten. Denn wie konnten Deutsche eine Todesfabrik errichten, in der Millionen von Juden und Polen umgebracht wurden; planmäßig umgebracht und nicht durch die Brutalität einzelner erschlagen, sondern durch ein fast industrielles System systematisch ausgerottet und vernichtet. Diskussionen, ob dies denn wahr sein konnte, wahr sein durfte, beschäftigten viele Menschen, trennte Familien voneinander. Das Grauen über die Vergangenheit war damals geteilt: gegenüber standen sich diejenigen, die am Krieg teilgenommen, die persönliche Opfer an Gesundheit gebracht, die Väter, Brüder und Männer verloren hatten und diejenigen, die aufgrund der Verbrechen dieses Systems die Frage zu stellen begannen, ob der Einsatz, die Pflicht- und Eiderfüllung, das dem Regime Dienen nicht auch ein Mitwirken war? Haben nicht jene, die dazu beigetragen haben – wenn auch in völliger

ger Unschuld –, dennoch unwissentlich einen Dienst geleistet? Und viel schlimmer noch: sind eigentlich nicht alle, die in diesem grauensvollen Krieg gefallen sind, umsonst gefallen – gestorben für eine furchtbare Sache? Ist nicht der Glaube an den Sieg in diesem Krieg, immer wieder gepredigt, im Grunde genommen ein Glaube an den Sieg des Bösen gewesen? Und ist nicht von daher gesehen die militärische Niederlage des Dritten Reichs, die Kapitulation Deutschlands am 8. Mai 1945, eine Erlösung und Befreiung, und kein Tag der nationalen Schmach und Schande?

Damals, um Weihnachten 1945 herum, begannen die Diskussionen in den Familien, den Freundeskreisen, unter jungen Menschen anhand erster Informationen über die deutsche Widerstandsbewegung. Die Frage also, wie jene zu beurteilen seien, die am 20. Juli 1944 den verzweifelten Versuch unternahmen, den Tyrannen zu ermorden. Wie die Geschwister Scholl und die Mitglieder der Gruppe Weiße Rose in München zu beurteilen seien, die mitten im Krieg auf den Unrechtscharakter des Regimes, die verhängnisvolle Richtung seiner Politik und auf die Tatsache des Verlustes von Moral und Ehre des deutschen Volkes mutig hinwiesen, sogar um den Preis ihres eigenen Lebens. Wir wissen, daß auch heute die Diskussion um den 20. Juli, um das Recht, ja auch um die moralische Pflicht zum Widerstand gegen eine Unrechtsregierung in unserem Lande kontrovers ausgetragen wird. Wir erleben dies in den Diskussionen mit Soldaten und Offizieren der Bundeswehr und anderen jungen Menschen; vielleicht haben wir es in den letzten Jahren versäumt, stärker auf den 20. Juli und jenen Widerstand hinzuweisen.

Ich verdanke meine ersten Erkenntnisse über den Wider-

stand der schrecklichen Tatsache, daß der Bruder meines Vaters – im Jahre 1943 verhaftet, von Freisler zum Tode verurteilt, im August 1944 hingerichtet – ein Mitglied einer solchen Gruppe war, die sich Gedanken machte über das wahre Deutschland; über das Deutschland, das überleben müßte, wenn die Deutschen je wieder eine Zukunft haben sollten. Eine Gruppe, überzeugt davon, daß Hitler der Antichrist und deshalb Widerstand gegen ihn christliches Gebot war. Aber ich weiß noch sehr wohl, wie schwer es mir gefallen ist zu verstehen, daß damals die Notwendigkeit zum Widerstand von Männern wie dem Bruder meines Vaters und vielen anderen offen ausgesprochen wurde. Wie schwer es mir fiel, auch am 20. Juli zu begreifen, daß hier nicht der kämpfenden Front der Dolch in den Rücken gestoßen wurde, sondern daß hier im Grunde ein letzter verzweifelter, viel zu später Versuch unternommen wurde, die Ehre Deutschlands zu retten.

Viele, die sich heute auf diesen Widerstand berufen, die aus ihm gewissermaßen ein Alibi für das gute Deutschland ableiten wollen, hatten vielleicht damals, beim ersten Hören vom 20. Juli, ähnliche Gefühle und Zweifel wie ich.

Ich erinnere mich an ein Gespräch um Weihnachten 1945 mit meinem Vater über die Frage, wie es eigentlich hatte so weit kommen können. Ich dachte damals an die Ereignisse des Röhm-Putsches vom 30. Juni 1934, über die erstmalig in den deutschen Zeitungen berichtet wurde. Und ich fragte meinen Vater, wie es möglich gewesen sei, daß seinerzeit so viele maßgebliche Deutsche, Militärs, Wirtschaftsführer, Journalisten, Wissenschaftler und andere diesen Unrechtsstaat nicht an seinem damaligen Handeln bereits erkannt hatten, als Hitler neben seinen SA-Rivalen Leute nach einer Liste

umbringen ließ, die vermutlich oder tatsächlich mit dem Putschversuch der SA nichts zu tun hatten. Wie konnten Männer zulassen, daß in diesem Deutschland willkürlich erschossen und gemordet wurde? Wie konnte es geschehen, daß hinterher alle schwiegen und diese Aktionen gut hießen? Zu einem Zeitpunkt, als das Regime bei weitem noch nicht so gefestigt war, daß es nicht ein entschlossenes Nein aller Bürger hätte berücksichtigen müssen.

Der größte Vorzug, das größte Privileg, heute hier in Freiheit zu leben, besteht darin, daß zur Aufrechterhaltung der Freiheit nicht Widerstand bis zum Tode, sondern nur Zivilcourage notwendig ist. Dies zeigt, daß die Erkenntnis von Unrecht und der deutliche Hinweis darauf, daß jemandem Unrecht geschieht, ein ausreichendes Korrektiv in einer freiheitlich verfaßten Gesellschaft darstellt. Diesen Mut zu allen Zeiten aufzubringen, ist eigentlich das einzige, was von uns an besonders hervorstechenden Leistungen und Opfern verlangt wird.

Weihnachten 1945, das war die Zeit, als die Entnazifizierung begann, wie es damals hieß. Die Alliierten hatten durch Gesetze, je nach Besatzungszone unterschiedlich, die Entnazifizierung eingeleitet.

Die Amerikaner, den Deutschen in ihrem Perfektionismus nicht unähnlich, beglückten Millionen von Menschen mit vielseitigen Fragebogen, in denen alle Stationen des eigenen Lebens genau angegeben und beschrieben werden mußten. Angeschlossen war ein Katalog von Organisationen, denen man während der Zeit von 1933-1945 angehört haben konnte und die dort verzeichnet werden mußten. Das ging von ernsthaften Fragen nach SS, SA und NSDAP bis zu Fragen nach

Taubenzüchtervereinen und Sportvereinigungen. Im Spruchkammerverfahren wurden sodann Millionen von Menschen nach einzelnen Kategorien eingestuft: Mitläufer, Belastete, Schuldige und Entlastete. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß damals einer unserer früheren Lehrer, der Deutsch unterrichtete, zu einem Freund und mir kam und erzählte, daß seine berufliche Tätigkeit davon abhängt, ob er in seinem Spruchkammerverfahren entlastende Argumente durch Zeugenberichte vortragen könnte. Uns beiden fiel schnell ein, daß er in einer ganz bestimmten Weise, und nur so war das überhaupt möglich, im Deutschunterricht auf Schriftsteller hingewiesen hatte, die damals zu den Verfemten und Verbotenen gehörten; insbesondere auf Stefan Zweig. Nachdem ich später in der Bibliothek meiner Eltern Bücher von Stefan Zweig fand, habe ich dank seines Hinweises Stefan Zweig gelesen, obwohl er damals verboten war. Diese Tatsache wurde von uns vor der Spruchkammer in großer Breite dargestellt und reichte aus, um diesem Deutschlehrer die Wiederaufnahme seines Berufes zu ermöglichen.

Heute, im Jahre 1981, denke ich geradezu mit Wehmut zurück an eine Zeit, in der das Gespräch über alle Grenzen, alle Hemmungen und alles Trennende hinweg in einer Weise möglich war, die wir gegenwärtig oft vermissen. Gerade heute leiden wir unter der Unfähigkeit, grenzüberschreitende Gespräche, grenzüberschreitende Diskussionen, Gedankenaustausch zu führen. Wir laufen Gefahr, uns in der Welt von heute immer nur im eigenen Kreis zu bewegen. Wir kommen allzu häufig nur mit Gleichgesinnten und Gleichgestimmten zusammen, während das Gespräch über die Grenzen hinweg zu kurz kommt. Wir müssen uns fragen, ob eine freiheitliche

Gesellschaft mit dem notwendigen Maß an Solidarität handeln kann, wenn nicht der Austausch und die Kenntnis vom anderen wieder verstärkt wird. Die Zusammenkünfte in unserer heutigen Gesellschaft erinnern immer mehr an Parteitage, wo nur noch die, die sich einer bestimmten Richtung, einem bestimmten Stand, einer bestimmten Berufsgruppierung zugeordnet fühlen, sich treffen und über ihre Themen sprechen.

Weihnachten ist der Tag, an dem Christen der Geburt des Erlösers gedenken. Weihnachten ist das Fest der Hoffnung auf diese Erlösung durch einen menschengewordenen Sohn Gottes, und vielleicht war dieser Glaube nie stärker, vielleicht war diese Hoffnung der Menschen nie größer als an jenem Weihnachten 1945.

HEINZ KÜHN

Es gibt wohl nur wenige Politiker, die so druckreif sprechen und die auserlesene Sätze dann auch noch so volltönend vortragen können wie Heinz Kühn. Als wir vor einem Vierteljahrhundert zum ersten Mal und im wahrsten Sinne des Wortes aufeinanderstießen – er als Verwaltungsrat des Westdeutschen Rundfunks und ich als einer der Sprecher des neugegründeten Redakteursausschusses, war ich von seiner Fabulier- und Formulierkunst so beeindruckt, daß es mir lange Zeit die Sprache verschlug. Das war ein ärgerlicher Fehler, denn damals trennten uns Welten. Heinz Kühn konnte oder wollte nicht hinnehmen, daß öffentlich-rechtliche Journalisten plötzlich aufmuckten und ohne jede in einem Gesetz festgesetzte Berechtigung ihren Aufsichtsgremien widersprachen. Inzwischen ist auf beiden Seiten ein Wandel eingetreten, Heinz Kühn achtet den Wunsch nach Mitbestimmung, wir haben bewiesen, daß auch Redakteure, die einen eigenen Kopf haben, rhetorisch mit Messer und Gabel essen können.

Noch bei einer anderen Gelegenheit überreichte der Alt-Ministerpräsident mir eine Kostprobe einer sorgfältig geschulten Dialektik. Es war, als wieder einmal ein Nachfolger für Heinz Kühn in einem seiner zahllosen Staatsämter gesucht wurde. Auf meine Frage, wen er denn als geeignet ansehe, ihn abzulösen, machte Kühn eine weitausholende Armbewegung und ließ dann vernehmen: »Ich stehe auf dem höchsten Berg meines Landes und halte Ausschau. Und was sehe ich: Nichts!«

Heimkehr aus dem Exil

»Wie es zugehen wird in Deutschland am Ende des Frevels, das mag man nicht ausdenken.« Es war Weihnachten 1940 im amerikanischen Exil, der Krieg hatte den Amoklauf seiner Zerstörungswalze noch gar nicht recht in Bewegung gesetzt, als Thomas Mann den Deutschen, deren Mehrheit es nicht hören wollte, diese Prophetie über den Rundfunk der Vereinigten Staaten warnend entgegenrief. Heute, kaum drei Dutzend Jahre nach dem Ende Hitlers, haben die meisten ihre Erinnerungen an jene Zeit mit einer soliden Kordel ganz fest verschnürt im hintersten Keller ihres Bewußtseins in der dunkelsten Ecke des Vergessens abgelegt, schon eher verscharrt, damit niemand sie hervorzerre. Wie könnte es auch anders sein, wo doch das menschliche Erinnerungsvermögen die Eigenschaft hat, Bedrückendes, sei es Schuld oder Leid, vergessen zu machen und nur Erfolgreiches und Erfreuliches zu bewahren. Zudem: fast die Hälfte unseres Volkes ist erst nach Hitlers Tod geboren, wie sollte sie sich erinnern? Und auch die papiernen Erinnerungen der Geschichtsbücher sind ihnen zumeist vorenthalten worden.

Mehr als zehn Weihnachten hatte ich fern der Heimat in der Fremde des Exils verbracht, irgendwo in der Tschechoslowakei, in der Schweiz, in Belgien, so dicht an die deutschen Grenzen gepreßt, wie es nur irgend möglich war, denn unsere Lebensaufgabe in jener Zeit war es, als politisch aktive Emigranten, den Geist demokratischer Freiheit nach Deutschland hineinzuhauchen, nachdem Hitler ihn im Vaterland erstickt hatte; unsere Aufgabe war es, der deutschen

Freiheit eine Stimme zu geben, nach Deutschland hinein und in die Welt hinaus, nachdem das Dritte Reich sie in der Heimat zum Verstummen gebracht hatte.

Carl Zuckmayer hat den Weg ins Exil »the journey of no return« genannt. In der Tat, wer das Schicksal der Emigration erfährt, den verändert die Fremde, so wie sich die Heimat verändert hat in den Jahren seines Fernseins. Wie in allen Emigrationen der europäischen Geschichte, so ging es auch uns, die wir die Emigration nicht als Auswanderung, als Suche nach einer neuen Heimat begriffen, die wir vielmehr das politische Exil als Aufgabe an der Heimat und als Wartesaal in die Heimat gewählt hatten; uns war die Fremde nicht heimatlich geworden. Aber war uns die Heimat nicht fremd geworden, mehr noch: würde uns die Heimat nicht als fremd geworden empfinden?

Wir hatten unser Schicksal erlebt, das Schicksal einer Minderheit der vielen zehntausende politisch Exilierter, um ihrer demokratischen Gesinnung willen aus Deutschland Vertriebener oder Entkommener, aber eben einer Minderheit. Sicher, auf ihre Art vom Schicksal gebeutelt, mittel- und arbeitslos, unerwünscht und gejagt. Und zu dieser materiellen Not kam die seelische. Wer nie in die Heimatlosigkeit geworfen wurde, der kann das Wort Heinrich Heines nicht verstehen: »Denk' ich an Deutschland in der Nacht, dann bin ich um den Schlaf gebracht.« Oder Victor Hugos heimatwehes Wort, daß man die Erde der Heimat nicht an den Schuhsohlen tröstend mit in die Fremde nehmen kann.

Das Schicksal der Mehrheit in der Heimat war anders, nicht minder schwer, wenn auch für die meisten zunächst leichter, und dann für immer mehr von ihnen schwerer von

Jahr zu Jahr, als der Krieg seinen Blutzoll forderte und sie das Gebäude ihrer Illusionen Stockwerk um Stockwerk einstürzen sahen, so wie in den Städten Straße um Straße im Bombenhagel der Alliierten zusammenstürzte.

Dies alles ging mir durch den Sinn, als ich im Wagen eines Schweizer Freundes, der das Schweizer-Arbeiter-Hilfswerk gegen den Hunger in Deutschland organisierte, endlich im späten Dezember 1945 über die zerbombten Straßen von der belgischen Grenze nach Köln rumpelte. Auf der Rückkehr aus dem Exil erlebte ich diese Straße wohl ähnlich wie genau hundert Jahre früher, 1845, mein Kölner Landsmann Karl Heinzen, Journalist auch er, sie als Flüchtling des Vormärz auf seinem Wege ins belgische Exil in einem Büchlein beschrieben hat, das ich auf dem Brüsseler Flohmarkt gefunden habe: »Wer an schlechter Verdauung leidet und der Leibeschütterung bedarf, dem empfehle ich die Chaussee von Düren nach Köln.« Uns war die Straße nicht mehr so ungemütlich wegen ihres von Kriegswirkungen verursachten schlechten Zustandes, sondern der schlechten Aussichten wegen, von herumstreunenden »displaced persons« überfallen zu werden, die in der Dunkelheit auf Beute ausgingen und die wenigen Zivilfahrzeuge bevorzugten. Mein Gepäck bestand allerdings nur aus einem Koffer, aber sehr viel mehr besaß ich auch nicht.

Ich kam aus Belgien, wo nun der Reichtum an Lebensmitteln aus den amerikanischen Liberty-Schiffen auf die Quais des Antwerpener Hafens geworfen wurde und die Fensterauslagen in den Städten dieses pantagruelisch-breughelschen Eßfreuden zugeneigten Volkes überquollen von all dem, was für uns noch viele Jahre Kostbarkeiten bleiben sollten. Die Ame-

rikaner lieferten nun an Belgien für die Guthaben, die die exilierte belgische Regierung für die Kupfer- und Uranlieferungen aus dem afrikanischen Kongo an die USA angehäuft hatte und die sich nun in Kaffee und Kakao, Büchsenmilch und Ölsardinen und all die langentbehrten Herrlichkeiten entluden, die die Belgier im Hunger der Besatzungszeit so sehr hatten missen müssen.

Wir hatten den Steckrübenhunger der Belgier mitgemacht und nun war ich in den Hunger der deutschen Heimat zurückgekehrt. Der Hunger war ostwärts gewandert und ich mit ihm, denn die Heimat brauchte uns, so glaubten wir, so hofften wir, und so war es denn auch. Sie brauchte die, die in dieser Zeit der Selbstisolierung des Dritten Reiches Welterfahrung und Weltvertrauen gewonnen hatten und so, wie wir, lange Jahre im Namen des freien und unterdrückten Deutschland gesprochen hatten, und die nun im Auftrage der auferstandenen deutschen Demokratie in die Welt hinausrufen und hineinargumentieren konnten, daß es keine deutsche Kollektivschuld gebe. So wie es nie in der Geschichte die Kollektivschuld eines Volkes gegeben hat, es vielmehr, wie es Manès Sperber Jahre später in einem seiner Bücher gesagt hat, in jedem Volk Hitlers und Stalins gebe, und es nur darauf ankomme, diese von der Macht fernzuhalten und sich nicht selbst in ihre Macht zu begeben. Es gibt keine guten und schlechten Völker, sondern nur gute und schlechte Menschen in allen Völkern. Aber wer wollte leugnen, daß viele, die in unserem Volke heute den Pontius Pilatus mimten, im moralischen Sinne Schuld hatten? Wer wollte aber auch leugnen, daß viele europäische Regierungen, die ebensosehr den Pontius Pilatus mimten, Schuld am Entstehen des Na-

tionalsozialismus hatten? Der Faschismus Hitlers ist nicht nur ein deutscher, sondern ein internationaler Verbrechenstatbestand gewesen, und die Schuld an seinem Entstehen und seiner Fortdauer in jenen Jahren des europäischen Schreckens war bei denen nicht gering, die uns nach dem Kriege nicht nur ein neues Versailles, sondern eher noch ein Karthago bereiten wollten. Die Alliierten wußten sehr wohl, warum sie die politische Emigration erst spät in die Heimat zurückkehren lassen wollten, anders als die Sowjets, die ihre domestizierten Emigranten mitbrachten. Es war nicht zuletzt die Furcht vor der Offenheit und Kenntnis derjenigen, die ihnen stets in Emigration und Krieg unabhängig und mahnend gegenübergestanden hatten.

Als einer der ersten kam ich kurz vor Weihnachten 1945 in die Heimat zurück, nach vielen vergeblichen Versuchen, meine Heimkehr zu beschleunigen. Belgische Offiziere, die auf Urlaub nach Brüssel kamen, und belgische Konzentrationshäftlinge, die aus den Schinderhütten der Nazis heimkehrten, warnten mich immer wieder, doch lieber noch zu warten. Aber ich ließ nur meine Frau und unseren einjährigen Sohn in der Obhut der deutschen und belgischen Gefährten, mit denen wir in den schweren Jahren der Illegalität beieinander waren, und der jungen belgischen Freunde, mit denen ich in der Zusammenarbeit an einer Zeitschrift verbunden war, heute Universitätsprofessor, Staatssekretär, Brüsseler Bürgermeister, Generaldirektor der Europäischen Gemeinschaft – sie tragen alle ihre Verantwortung.

Spät in der Nacht kamen wir in dem vaterstädtischen Trümmerhaufen, der von Köln übrig geblieben war, an, irgendwo an der Peripherie in einer der wenigen unzerstörten

Wohnungen, die einem Freund gehörte. Und am Morgen stapfte ich über die regennassen, glitschigen Trampelpfade in Richtung des Mietshauses im Kölner Norden, in dem meine Eltern überlebt hatten.

Mein Wiedersehen mit den Eltern war nicht ohne Dramatik. Den Vater hatte ich seit fast zwölf Jahren nicht wiedergesehen, seitdem ich, sozialdemokratischer Studenten- und Reichsbannerführer, vor der Gestapo flüchten mußte. Und nun lag er fast gelähmt im Bett. Die Mutter hatte ich 1936 ein letztes Mal gesehen, als ich mit falschem Paß als Kurier im Rheinland war, um die illegalen Fäden zwischen Emigration draußen und Illegalität drinnen zu knüpfen. Nach den Regeln der Konspiration durfte es dabei keine privaten Begegnungen geben. Aber meine Mutter hatte meine Freunde so sehr darum gebeten, und sie hatte meinewegen das Verhör im KZ Brauweiler der Gestapo ertragen müssen. Übrigens ebenso wie Adenauer hier eingesperrt war, so daß heute ihre beiden Bilder dort im Erinnerungsraum nebeneinander angebracht sind. Wir sahen uns damals nur wenige Sekunden, von den beiden Ufern des Rheins einander auf der Dombrücke entgegenkommend, gingen wir im Dunkeln, ein paar ermutigende Worte murmelnd, aneinander vorbei.

Nun waren beide krank und zermürbt, durch die Ereignisse gezeichnet, aber glücklich. Natürlich konnte ich, das Arbeitermietshaus war unversehrt geblieben, den Mansardenver-schlag mit aufstoßbarem kleinen Mansardenfenster wiederbeziehen, den ich mir in der Werkstudentenzeit als Studentenbude zurechtgezimmert hatte. Und so feierten wir Weihnachten 1945 wiedervereint, wenn auch Frau und Kind noch in der Fremde. Meine Brüsseler Freunde hatten mir ein komfor-

tables Lebensmittelpaket geschickt, mit der beliebtesten Währung jener Zeit vollgestopft: Zigaretten. Für den Nichtraucher willkommene Tauschwährung. Es war die Zeit der großen Wanderschaft, wo Taschenuhren und Wanduhren für ein paar Lucky Strikes über den großen Teich nach Amerika, und Teppiche in die Scheunen der Bauern in der Eifel wanderten für ein paar Eier und einen Batzen Butter. Was generationenlang als Familienbesitz gehütet worden war, geriet so ins ungeahnte Wandern.

Wir hatten dank der belgischen Freunde ein Weihnachtsessen, wie mir keines je wieder geschmeckt hat. So scheint es mir wenigstens in der Erinnerung. Es gab eine gute Suppe mit spärlicher Einlage, aber doch ein paar Fettaugen. Dann Bratkartoffeln – welche Wonne! – mit zwar wenig Fett, aber einer Scheibe Cornedbeef-Beilage. Und zum Schluß eine Ölsardine auf eine gebutterte Brotscheibe für jeden von uns drei. Und dann noch eine Tasse guten Bohnenkaffee. Welch' abenteuerliche Zusammenstellung, aber Welch' lukullisches Festessen! Dazu hatten wir ein kleines zusammenklappbares papierenes Weihnachtsbäumchen, mit ein paar schmächtigen Miniaturkerzlein, wie man es den Soldaten in den Schnee Rußlands oder in die Bunker des Atlantiks geschickt hatte.

Die Gespräche waren weniger weihnachtlich. Sie gingen um die Zukunft. Bei Vater und Mutter gab es keinen Blick zurück im Zorn, bei allem, was sie erlebt und erlitten hatten. Mein Vater, ein alter Sozialdemokrat, dachte an die Fabriken, die es wieder aufzubauen galt, und an dies und das, was in der neuen Demokratie besser gemacht werden müsse als in der alten. Meine Mutter dachte nur an den Enkel, dessen Bild mit blanken Augen und ebensolchem Po sie immer wieder

erneut in die Hand nahm und immer wieder erneut Fragen stellte, die sie schon dutzendmal gestellt und beantwortet erhalten hatte, als wenn sie aus den Bodenfalten meines Gedächtnisses noch etwas hervorzaubern müsse, was ich ihr bislang vorenthalten hätte. Es wurde der längste Weihnachtsabend meines Lebens, aber es war der erste wieder in der Heimat nach so vielen Weihnachten in der Fremde.

Schon der nächste Tag wurde, wie jeder in dieser Zeit, zu einem Tag der Wiederbegegnung mit Freunden, der Wiederauferstehung aus Trümmern. Für uns Sozialdemokraten waren es immer Stunden heute nicht mehr vorstellbarer Freude, wenn sich alte Freunde, aus Konzentrationslagern und Gefängnissen kommend, aus der äußeren Emigration des Widerstandes oder der inneren Emigration der Verweigerung in ihrer Wiedersehensfreude umarmten. Da hatte das Wort »Genosse«, das heute so sehr entleert scheint, noch seinen ganzen brüderlichen Sinn, – das Wort, das aus dem niederdeutschen »genôte« kommt, den in Sieg und Not verlässlich Vereinten.

Die Deutschen, die zuzeiten stolz darauf waren, die besten Soldaten Europas zu sein, und die noch viel mehr Anlaß zu Stolz haben würden, wenn sie mehr Grund hätten, sich die besten Zivilisten zu nennen, fanden aus ihrer Lethargie und Passivität bald wieder zu ihren von der Welt gerühmten Tugenden zurück: Arbeitswille und Disziplin. Die alten Konturen der Stadt begannen sich wieder aus den Trümmern herauszubilden, freigeschaufelt von zupackenden Gemeinschaftsaktionen der Bürger. Die Straßenbahnen fraßen sich aus den unversehrten Vororten in die Trümmerberge der Innenstadt. Die Elektrizität flackerte wieder mit vielen Blackouts durch

die Straßen und Wohnungen der Stadt. Die ersten Zeitungen, zweimal wöchentlich auf schlechtem Papier und wenigen Seiten, begannen auch wieder den Blick in die Welt zu öffnen und die politische Meinungslandschaft zu strukturieren: Christdemokraten und Sozialdemokraten, Kommunisten und Liberale und was es da sonst noch gab. Die Botanisiertrommel der Pläne war vollgestopft. Viele Ideen, die heute noch aktuell sind. Darunter auch meine von einem »Europäischen Gemeinschaftsdienst«, der an die Stelle des nationalen Wehrdienstes treten sollte, oder zumindest neben ihn, die Hälfte der Zeit im Heimatland, die andere Hälfte in einem europäischen Lande eigener Wahl abzuleisten, halb Arbeitsdienst in den Trümmern, halb Erziehungsbegegnung zwischen den Völkern. Utopie? Es war ein bekannter Franzose, der gesagt hat: »Die Utopien von heute sind die Realitäten von morgen.«

Mit Feder und Schaufel versuchten wir, in den Jahren nach 1945 die geistigen und materiellen Trümmer aus den Straßen und Köpfen beiseite zu räumen. Aus den Straßen ist immer leichter als aus den Köpfen! Das neue Haus, das das deutsche Volk sich aus den Trümmern zu bauen begann, sollte es nur neuen Mörtel in alte Fugen geben? Sollte es nur eine Erneuerung der Fassade sein und die Bausubstanz dahinter nur wiederaufgerichtet werden? Oder sollte es nicht vielmehr, worum die Besten in allen demokratischen Parteien sich bemühten, ein den Erfordernissen freien Lebens gemäßer Neubau werden? Ob uns dies gelungen ist, die wir Ende 1945, also um die Weihnachtszeit 1945 damit begannen, das steht heute, drei Dutzend Jahre danach, im Urteil der deutschen Generationen, die damals ihr Leben begannen.

SIEGFRIED LENZ

Musterknabe der deutschen Literatur, – so haben wohlmeinende Kritiker den ostpreußischen Erzähler Siegfried Lenz genannt, der sich nun schon seit Jahren in einem dänischen Bauernhaus zäh und beharrlich um immer neue Antworten auf die Herausforderungen der Zeit bemüht.

Siegfried Lenz gehört ohne Zweifel zu den populärsten Schriftstellern, über die Deutschland derzeit verfügt, seine Romane und Erzählungen haben Millionenauflagen, sein Name fehlt weder in Schulbüchern noch in den vielen Lexika über Prominente. Dieser Ruhm hat ihn aber nicht überheblich oder gar arrogant gemacht, er bleibt am liebsten im Hintergrund, wenn literarische Lorbeeren verteilt werden.

Siegfried Lenz ist aber auch ein sehr politischer Mensch, nicht nur der Bundeskanzler gehört zu seinen persönlichen Freunden. Er mischt überall mit, wenn es gilt, Stellung zu beziehen, er sagt, jeder Bürger sei verpflichtet, sich um das politische Geschehen besorgt zu zeigen. So engagiert Lenz sich in der aktiven Friedenspolitik, so kämpft er um soziale Gerechtigkeit.

Siegfried Lenz will einen menschenfreundlichen Pakt mit dem Leser. Er nennt den Erfolg einen Zuwachs an Freiheit. Es spricht für seine Bescheidenheit, wenn ihm als Ziel vorschwebt, Geschichten schreiben zu können, die sein Publikum nicht unbetroffen lassen.

Eine Art Bescherung

Damals lebten wir in einer Baracke mit Tarnanstrich, sieben Familien in sieben Räumen, und von den alten Jegelkas trennte uns nur eine Wand aus zerknittertem Packpapier. Wie eine Ansammlung von reglosen Schiffen lagen die Baracken in der verschneiten Ebene, leichte, hölzerne, transportable Bauwerke, kühn konzipiert von den Architekten des 20. Jahrhunderts, Gemeinschaftswasserleitung, Gemeinschaftstoilette, dazu von außen ein Tarnanstrich: weiße gezackte Zungen, dunkelgrüne hochschlagende Flammen, rostrote, ungleichschenkelige Dreiecke -: gegen Sicht waren wir sehr gut geschützt. Nachdem die Feuerwerker verschwunden waren, die hier während der letzten Kriegsjahre getarnt an einer Mehrzweck-Mine gefeilt hatten, machten sie die Baracken zu einem Auffanglager, zweigten ein Rinnsal von dem großen Treck ab und ließen die Baracken einfach volllaufen, bis jeder Winkel ausgenutzt war. Auch Mama wurde hier aufgefangen wie all die andern, die das Trapez der Geschichte verfehlt hatten; wir erhielten einen der sieben Räume und dekorierten ihn mit den Sachen, die Mama während der ganzen Flucht mitgeschleppt hatte: mit dem Elchgeweih, dem riesigen Küchenwecker und dem Vogelbauer, in dem sie jetzt Papiere aufbewahrte.

Wir hatten soviel zu tun, um satt zu werden, warm zu werden, daß wir uns um kein Datum kümmerten, und wir hätten auch nichts von Weihnachten gemerkt, wenn nicht Fred zurückgekommen wäre aus dem Donezbecken. Nur weil sie ihn zu Weihnachten aus der Gefangenschaft entlassen hat-

ten, wußten wir, daß es uns bevorstand; doch obwohl wir es nun wußten, erwähnten wir es nie, forschten nicht heimlich nach Wünschen, handelten nicht lieb hinterm Rücken. Fred machte sich ein Lager aus Zeitungspapier, deckte sich mit seiner erdgrauen Wattejacke zu und schlief Weihnachten entgegen, vier Tage und vier Nächte, während Mama und ich frierend herumgingen und verhalten mit den alten Jegelkas zankten, um für Fred Ruhe zu schaffen. Als uns der Heilige Abend ereilt hatte, war immer noch kein Wort über Weihnachten gefallen, doch jetzt stand Fred auf, hauchte die Eisblumen vom Fenster, blickte lange über die traurige Landschaft Schleswig-Holsteins und zu dem rötlichen Himmel über der Stadt; dann ging er hinaus, rasierte sich über dem Gemeinschaftsausguß, und als er zurückkam, sagte er: »Ich fahr mal in die Stadt rüber.«

Gegen Mittag spürte ich, daß Mama mich am liebsten rausgeschickt hätte, doch sie sagte nichts, und da nahm ich mir einen der kratzigen Zuckersäcke, verschwand heimlich, stapfte durch den Schnee zum Bahndamm, stieg den Bahndamm hinauf, dort wo die Steigung beginnt und die Züge langsamer fahren. Hinter einem Baum, einem harzverkrusteten Fichtenstamm, wartete ich. Es begann heftig zu schneien, und die Schienen blinkten matt in der Dämmerung. Ich trampelte, um die Füße warm zu bekommen, denn es war wichtig für den Sprung auf den fahrenden Zug; der Fuß mußte den Sprung kalkulieren, verantworten: mit einem gefühllosen Fuß war man verraten wie der kleine Kakulka, der sich enorm verschätzte und es bezahlen mußte.

Den D-Zug, der wie ein Büffel durch das Schneetreiben donnerte, ließ ich in Ruhe, aber der Güterzug dann: von wei-

tem schon hörte ich ihn rattern, schlingern, und ich kam hinter dem Baum hervor, machte mich fertig zum Sprung. Ich fühlte mich nicht sehr sicher, denn ich hatte kein verlässliches Gefühl im Sprungbein, doch ich war entschlossen, den Güterzug anzugreifen. Und da kam er heran: eine schwarze, drohende Stirn, die durch das Schneegestöber stieß, die Lokomotive, der Tender, auf dem die Kohlen lagen, die uns Wärme bringen sollten an den Weihnachtstagen. Ich streckte die Hände aus, suchte nach dem Gestänge; in diesem Augenblick hörte ich den Ruf des Heizers, sah sein Gesicht, oder vielmehr das Weiße seiner Augen, das Weiße seiner Zähne, und ich entdeckte den gewaltigen Kohlenbrocken, den er über dem Kopf hielt und jetzt zu mir hinabschleuderte. Der Heizer wußte, daß wir manchmal an der Steigung des Bahndamms warteten, wenn die Kohlenzüge kamen: diesmal hatte er auf uns gewartet.

Ich schob den gewaltigen Brocken in den Zuckersack, rutschte den Bahndamm hinab, stapfte durch den Schnee zu den getarnten Baracken und blieb zwischen den Erlen stehen, als ein Schatten den Lehmweg herunterkam. Es war Fred. »Schnell«, sagte er, »ich kann nicht solange draußen bleiben.«

Er zeigte auf eine Zigarrenkiste; der Deckel hatte eine Anzahl von Luftlöchern, und im Kasten kratzte und scharrte und flatterte es. Gemeinsam betraten wir die Baracke, schoben uns zu unserem Apartment. »Woher kommst du«, fragte ich Fred. »Vom Schwarzen Markt«, sagte er, »das ist eine sehr gute Einrichtung.«

In unserm Raum hatte sich etwas verändert. Es war da eine ganz gewisse Verwandlung erfolgt. Auf einer Bierflasche steckte eine Kerze, und das Elchgeweih, das Mama als we-

sentliches Fluchtgepäck mitgeschleppt hatte, war mit Tannengrün behängt. Auch an den Wänden hing Tannengrün, nur der Küchenwecker war nackt und ungeschmückt – vielleicht, weil man kein Tannengrün an ihm befestigen konnte. Aber es hatte sich noch mehr verändert, und ich brauchte eine Weile, bis ich merkte, daß der Vogelbauer fehlte. »Wo ist denn der Käfig«, fragte Fred. »Hier«, sagte Mama, und ließ uns in einen Topf blicken, in dem ein weißliches Stück Speck lag, »ich habe den Käfig eingetauscht gegen den Braten. Das ist mein Geschenk.« – »Und das ist mein Geschenk«, sagte Fred und gab Mama die Zigarrenkiste, in der es kratzte und scharrte und flatterte. Vorsichtig öffnete Mama die Kiste, doch nicht vorsichtig genug; denn als sie den Deckel lüftete, schoß ein Dompfaff heraus, kurvte durch den Raum und ließ sich erschöpft auf dem Küchenwecker nieder.

Jetzt wandten sich beide mir zu, blickten auf den Sack, forschend, räuberisch, und da erlöste ich sie aus der Ungewißheit und ließ mein dreißigpfündiges Geschenk herausplumpsen.

Später zerschlug ich den Kohlebrocken mit dem Hammer. Wir heizten ein, daß der Kanonenofen glühte und das Packpapier, das uns von den alten Jegelkas trennte, zu knistern begann vor Hitze; und dann brachte Mama den geschmorten, glasigen Speck auf den Tisch: schweigend aßen wir, mit fettigen Mündern: nur unser Seufzen war zu hören, mit dem wir die Wärme in uns aufnahmen, ein tiefes, neiderregendes Seufzen über die unermeßliche Wohltat, die uns geschah, und Fred zog seine erdbraune Wattejacke aus, ich den Marinepullover, so daß wir schließlich nur im Hemd dasitzen konnten – winters in einer Baracke im Hemd! – und auch

jetzt noch die Wärme spürten, die unsere Gesichter rötete, das Blut in den Fingern klopfen ließ. Und dies vor allem spüre ich, wenn ich an das Weihnachten von damals denke: die erbeutete Wärme, und ich höre Mama sagen: »Daß sich keiner, ihr Lorbasse, unterstehen mecht', das Fensterche aufzumachen oder de Tier: den schmeiß ich eijenhändig raus, daß er Weihnachten haben kann mit de Fixe, pschakref.«

RICHARD LÖWENTHAL

Viele fühlen sich aufgerufen, ihre Erkenntnisse und ihre Ansichten über den Weltkommunismus mit allen seinen Spielarten zu Papier zu bringen. Das klingt dann sehr beeindruckend, von tiefem Sachverstand getragen und ist doch häufig genug nur Schaum-schlägerei.

Richard Löwenthal aber kann sich darauf stützen, daß seine Prognosen über die Entwicklung in der Sowjetunion und anderen kommunistischen Staaten fundiertes Wissen erkennen lassen, sich einmal früher, einmal später als richtig erweisen.

Löwenthal hat Deutschland im Dritten Reich verlassen müssen; er ist nach der Kapitulation als britischer Staatsbürger zurückgekehrt – ich habe kaum jemals einen Emigranten getroffen, der sich so viel an kritischer Liebe zu seiner Heimat bewahrt hätte wie er. Heute ist Richard Löwenthal ein gesuchter Referent bei Seminaren und ein gefürchteter Diskutierer. Oft genug war ich Augenzeuge, wenn der kleine, unscheinbare Mann mitten in heftigem Wort und Widerwort einzuschlafen schien, bis er sich ruckartig aus seiner fast liegenden Haltung aufrichtete und ein ganzes Bündel von Geistesblitzen auf den Widersacher abschloß. Wer sich dann nicht zu wehren wußte, wurde zu einer Figur des Jammers degradiert. Mit Löwenthal zu rechten ist nicht leicht – ihm zuzuhören ein Genuß.

»Denk' ich an Deutschland« von England aus

Weihnachten 1945 war ich noch in London: Ich war schon vor dem Kriege als Vertreter der deutschen sozialdemokratischen Widerstandsgruppe »Neu Beginnen« dorthin gekommen und hatte die ganzen Kriegsjahre dort verbracht – die späteren Jahre schon als britischer Journalist. Im Laufe des Krieges hatte ich mich entschieden, nicht wieder in die aktive deutsche Politik zurückzukehren. Aber ich fühlte mich auch weiterhin mit meinen persönlichen und politischen Freunden aus der deutschen Illegalität eng verbunden, besonders denen in Berlin, und stand schon vor Weihnachten wieder in Korrespondenz mit ihnen. Auf der anderen Seite hatte ich England auf Grund der Erlebnisse der Kriegszeit bewundern und lieben gelernt, und ich hatte auch dort viele neue Freunde, zumal unter den mehr internationalistisch gesinnten Mitgliedern der Labour Party.

Einer von ihnen war der spätere Secretary for Commonwealth Affairs in der Labour-Regierung, Patrick Gordon-Walker, der schon vor dem Kriege wiederholt als Kurier zwischen dem Auslandsbüro unserer Gruppe und den »Illegalen« in Hitlerdeutschland gereist war, und im Kriege die deutsche »Arbeitersendung« des BBC leitete; ein anderer war Austen Albu, der später als hoher politischer Funktionär der britischen Kontrollkommission in Deutschland für die britische Zone jene Mischung von Einmannwahlkreisen und Verhältniswahlrecht angeregt hat, die seither eine der anerkannten Stärken der zweiten deutschen Demokratie geworden ist. Auch mit dem Verleger und Humanisten Victor Gollancz

war ich gut bekannt, der sich im Kriege mutig der Verteufelung der ganzen deutschen Geschichte durch Lord Vansittart und den Visionen eines »karthaginischen« Friedens widersetzte und sich nach dem Kriege mit der gleichen Leidenschaft für Hilfsaktionen zugunsten der hungernden Deutschen einsetzte, mit der er während des Krieges für die Zulassung der von Vernichtung bedrohten europäischen Juden in das britisch kontrollierte Palästina eingetreten war.

Aus den ersten Weihnachtstagen nach Kriegsende erinnere ich mich so an kein bestimmtes einzelnes Erlebnis, wohl aber an die Stimmung, in der ich sie verbrachte: Mit Sorgen um das verwüstete, verelendete, besetzte, geteilte Deutschland – und mit großen – zu großen – Hoffnungen auf das neue England, das zum ersten Mal in seiner Geschichte von einer klaren Mehrheit der Labour Party regiert wurde.

Ich will zuerst von meinen englischen Erfahrungen und Hoffnungen sprechen – ein Thema, das in diesem Buch sicher etwas aus dem Rahmen fällt. Ich war tief beeindruckt von der Haltung Englands und der Engländer im Kriege – von der Selbstverständlichkeit, mit der sie den Kampf fortgesetzt hatten, als sie nach dem Zusammenbruch Frankreichs und dem Abzug ihrer geschlagenen Truppen und vor dem Einfall Hitlers in Rußland und seiner Kriegserklärung an Amerika allein standen und alle Welt ihre Lage als hoffnungslos ansah. Beeindruckt war ich auch von der Freiheit einer öffentlichen Meinung, deren Kritik es möglich machte, daß ausgerechnet in dieser Zeit der Isolierung die generelle Internierung der »feindlichen Ausländer«, die ein widerstrebender Innenminister (Herbert Morrison) erst im Mai 1940 nach der deutschen Besetzung Hollands und Belgiens verfügt hatte,

bereits im Juli desselben Jahres, als alle Welt die deutsche Invasion erwartete, durch eine ganze Serie von Ausnahmebestimmungen zugunsten der deutschen und österreichischen Hitlergegner revidiert wurde. Tatsächlich hatten wir politische Emigranten auch während des ganzen Krieges in englischen Zeitschriften schreiben und den unter dem Eindruck von Hitlers Besetzung des größten Teils Kontinentaleuropas und von seinen Bomben entstandenen Zielvorstellungen einer Niederhaltung Deutschlands auf ewige Zeiten entgegenzutreten können. Auch die spätere, verhängnisvolle Politik des uneingeschränkten Bombenkrieges gegen Deutschland, gegen die ich damals ebenfalls schrieb, hat diese grundlegenden Eindrücke von der Festigkeit des englischen Selbstvertrauens, der Freiheitsliebe und der tief verwurzelten Humanität des englischen Volkes, nicht verwischen können: England ist in diesen Jahren zu meiner zweiten Heimat geworden.

England hat für seine Schlüsselrolle im Widerstand gegen die Unterwerfung Europas unter Hitlers Tyrannei und für seine Teilnahme am alliierten Sieg mit einem totalen Verlust seiner überseeischen Guthaben und einer entsprechenden dauernden Schwächung seiner weltweiten Wirtschaftsmacht bezahlt. Der Sommer 1945 brachte dann den Erdrutsch zugunsten der Labour Party und den Versuch einer völlig neuen Politik. Das Wichtigste daran waren nicht die viel umstrittenen Nationalisierungen, sondern vier andere Dinge: Der Entschluß, das Elend der Massenarbeitslosigkeit aus den Vorkriegsjahren nie wieder zuzulassen, nachdem die Kriegswirtschaft die Möglichkeit der Vollbeschäftigung gezeigt hatte; die großzügige Entscheidung, einen staatlichen Health Service für alle einzuführen, über die begrenzte Zahl der Versi-

cherten weit hinaus; die gewaltige Anstrengung, die durch den Verlust der Auslandsguthaben schwer erschütterte Zahlungsbilanz durch eine jahrelang durchgeführte Politik der »Austerity«, also des Konsumverzichts, auch nach den materiellen Opfern der Kriegszeit wiederherzustellen; und die Wendung zur freiwilligen Freigabe des Kolonialreiches, beginnend mit dem indischen Subkontinent, womit England allen anderen Imperien ein kühnes Beispiel setzte. All das war Weihnachten 1945 noch nicht durchgeführt, aber zeichnete sich klar als die Politik der Nachkriegsregierung ab. In einer Situation, in der auf die Befreiung Europas von Hitler bereits der Beginn der gewaltsamen Sowjetisierung Osteuropas durch Stalin gefolgt war, setzte ich so große Hoffnungen auf die Rolle, die das neue England in der Gestaltung eines zugleich politisch freien und sozial fortschrittlichen Westeuropas spielen würde. Ich habe diese Hoffnung auf eine britisch geführte europäische »Dritte Kraft« zwischen Amerika und Rußland noch in meinem 1946 unter meinem Kriegspseudonym Paul Sering erschienenen und »Meinen überlebenden Freunden in Deutschland« gewidmeten Buch ›Jenseits des Kapitalismus‹ begründet, – und in der Einführung zur Neuausgabe von 1977 die Gründe dargestellt, warum sie sich als trügerisch erwiesen hat. Das geschlagene Deutschland war an diesen ersten Nachkriegsweihnachten noch nicht in zwei Staaten, dafür aber in vier Besatzungszonen geteilt. Es litt nicht nur unter Zerstörung und Not, die jene besser schildern können, die an Ort und Stelle waren, von denen ich aber auch in London schon ein erschreckendes Bild hatte, sondern auch an internationaler Verfemung und an der auf ein Minimum geschrumpften Möglichkeit zu selbständiger politischer Gestal-

tung: ›Erobert, nicht befreit‹, lautete der zutreffende Titel der ersten Schrift, die der frühere Auslandsleiter unserer Gruppe, Paul Hagen (recte Karl Frank), aus Amerika an unsere deutschen Freunde sandte. Von meinen Freunden aus der Londoner Emigration hatten Erich Ollenhauer und Fritz Heine vom Parteivorstand und Erwin Schöttle von unserer Gruppe, die sich wie alle linkssozialistischen Gruppen zum Aufgehen in der wiedererstehenden deutschen Sozialdemokratie entschlossen hatten, bereits die Erlaubnis zur Rückkehr in die britische Besatzungszone erhalten und die Zusammenarbeit mit Kurt Schumacher in Hannover aufgenommen. Von den Freunden aus der Berliner Illegalität war Fritz Erler in der französischen Zone aus dem Zuchthaus befreit und zum Landrat ernannt worden. Die meisten meiner Berliner Freunde aber standen, kaum der nationalsozialistischen Diktatur entronnen, in den Reihen der wiedererstandenen Berliner Sozialdemokratie im Kampf gegen die Gefahr einer neuen kommunistischen Diktatur: Seit November 1945, als Wahlen in Österreich und Ungarn die Schwäche der ungarischen Kommunisten deutlich und die der österreichischen dramatisch gezeigt hatten, war Stalin entschlossen, in seinem deutschen Machtbereich keine ähnliche Entwicklung zuzulassen – und der Druck zur Vereinigung der deutschen Sozialdemokraten mit den Kommunisten unter deren Kontrolle hatte in Berlin und der sowjetischen Besatzungszone schon begonnen. Im damals noch ungeteilt von den vier Mächten regierten, dafür aber auch in den Westsektoren von sowjetischen Entführungen bedrohten Berlin standen meine Berliner Freunde – ich nenne hier nur den früh verstorbenen Kurt Schmidt und den späteren Landesvorsitzenden und langjährigen Bun-

destagsabgeordneten Kurt Mattick – auf exponiertem Posten in der Abwehr dieser neuen Gleichschaltung. Diejenigen von uns, die noch draußen waren, waren über diese Vorgänge informiert und konnten von England und Amerika aus helfen. Neben der materiellen Hilfe durch Pakete, die sich neben der damaligen großzügigen Hilfsaktion von Victor Gollancz für die Besiegten natürlich bescheiden ausnahm, aber dafür speziell an die Überlebenden des alten und die Vorposten des neuen Widerstandes gerichtet war, halfen wir nach Kräften durch aufklärende Publizität in den westlichen Ländern, deren Öffentlichkeit erst allmählich der von Stalin drohenden neuen Gefahr bewußt wurde, und durch Information an unsere Freunde in Berlin und den Westzonen über die Lage im Ausland. Einige von uns waren englische oder amerikanische Funktionäre im Dienst der Besatzungsverwaltung geworden und konnten bei Dienstreisen oder längeren Aufenthalten in Berlin die Verbindung mit den alten Freunden wiederherstellen, ihnen helfen, die zunächst trostlose Isolierung zu überwinden, Information, Kontakte mit den örtlichen Dienststellen und dadurch auch einen gewissen Schutz bieten; ich nenne hier nur Werner Klatt, der damals in der englischen Ernährungsverwaltung arbeitete, und Horst Mendershausen, der mit einem amerikanischen Surveyteam zur nachträglichen Untersuchung der Wirkung des Bombenkrieges auf die deutsche Rüstungsproduktion nach Deutschland kam. Noch wichtiger als die Hilfe dieser im Westen eingebürgerten früheren politischen Emigranten war das Verständnis und Verantwortungsgefühl von geborenen Engländern und Amerikanern, die wir draußen kennengelernt hatten und die nun in wichtigen Positionen in der Besatzungsverwaltung saßen, wie

Louis Wiesner als Leiter der amerikanischen Labour Division in Berlin und Austen Albu in der politischen Spitze der Kontrollkommission der britischen Zone. Inmitten all dieser Vorgänge war meine Teilnahme an den Entwicklungen in Deutschland zu Weihnachten 1945 durchaus aktiv – doch Sorge war ihr bestimmender Grundton.

Weder meine Hoffnungen noch meine Sorgen aus jenen Weihnachtstagen haben sich so bestätigt. England hat nach großen anfänglichen Leistungen seine wirtschaftlichen Probleme nicht auf die Dauer gemeistert, und nach anfänglichem großen Interesse an einer engen westeuropäischen Zusammenarbeit eine wiederkehrende Tendenz gezeigt, sich an den Rand Europas zurückzuziehen. Mein damaliger Glaube an eine »Dritte Kraft« des europäischen demokratischen Sozialismus unter englischer Führung zwischen Amerika und Rußland hat sich als Illusion erwiesen – nicht nur wegen der Schwäche Englands, sondern wegen der raschen Verschärfung des amerikanisch-sowjetischen Gegensatzes, die alle Demokraten in eine gemeinsame Front zwangen und den demokratischen Sozialisten nur eine politische Lebenschance als linker Flügel des demokratischen Lagers ließ. Das endgültig geteilte Deutschland hat auf dem weitaus größeren Teil seines Territoriums nicht nur die Not der Anfangsjahre überwunden, sondern eine starke, lebensfähige Demokratie aufgebaut, und West-Berlin hat sich als Teil dieses demokratischen Deutschlands behauptet, wie die große Mehrzahl aller Berliner es gern getan hätte. Ich selbst bin zuerst als britischer Korrespondent, später als Universitätslehrer nach Deutschland zurückgekehrt, und lebe seit nunmehr zwanzig Jahren wieder in meiner ersten und letzten Heimatstadt – Berlin.

LOLA MÜTHEL

Die »Hoppla – jetzt komme ich«-Mentalität ist unter deutschen Schauspielern weitverbreitet. Sie können alles, sie sind auf jedem Gebiet zu Haus – doch ihr Anspruch, von der Öffentlichkeit gehgt und getätschelt zu werden, steht oft im krassen Widerspruch zu ihrer Leistungshöhe.

Welch angenehme Überraschung, wenn man auf der Suche nach einem aussagekräftigen Beitrag aus der Theaterwelt zu diesem Buch dann auf eine Frau stößt, der durchaus Selbstzweifel zu eigen sind, die ihre Grenzen als Schriftstellerin sehr eng zieht und die sich dennoch einer für sie fremden Aufgabe stellt. Lola Müthel ist eine der ganz großen deutschen Schauspielerinnen; in vielen Jahrzehnten hat sie unvergeßliche Rollen geformt, von der »Maria Stuart« bis hin zur Miss Vanessi in »Kiss me, Kate« – was für ein Bogen. Ihre Bandbreite wird jedoch verständlich, wenn man bedenkt, wen »die Müthel« zum künstlerischen Vater hatte – keinen Geringeren als Gustaf Gründgens.

Lola Müthel hat lange gezögert, bis sie Ja zu meiner Bitte sagte. Ihr Stil ist eigenwillig, doch jede Änderung ihres Textes – so sagte sie – sei ihr recht. Aber das war gar nicht nötig. Was sie aufgeschrieben hat, ist gleichermaßen lesenswert wie ein Beweis dafür, daß sich wirkliche Könner auch durch Bescheidenheit auszeichnen.

Eine Schauspielerin in Deutschland

Patch-Work – so heißen die schönen Decken, zusammengesetzte bunte Flecken, alle verschieden, auch in der Größe, dennoch ergeben sie ein Ganzes. So kommt mir mein Leben vor, und dieses Bild wird stärker, wenn es plötzlich heißt: »Erinnern Sie sich, bitte!« – Vielleicht ist dieses Gefühl, dieser Eindruck des eigenen Lebens ein Symptom meiner Generation, das durch die politischen Ereignisse bedingt ist. Wir bestehen aus Teilen unterbrochenen Lebens, abgebrochenen und wieder angefangenen Entwicklungen: suchen – finden – verlieren – wieder finden.

Oft völlig entwurzelt, in andere Städte und häufig andere Länder katapultiert: eine Art Emigration auch für Menschen, die nicht im politischen Sinn Emigranten sein mußten. Ein Schicksal, ein Bumerang: Nachwirkungen dieses letzten schrecklichen Krieges.

So nehme ich also aus dieser »Decke Leben« einen Flecken heraus, und – ihn betrachtend – beginnt die Erinnerung; sie setzt mit der Schließung der deutschen Theater im Sommer 1944 ein. Das war die große Zäsur.

Wir probierten am Preußischen Staatstheater Berlin ›Dame Kobold‹, Regie: K. H. Stroux, da hieß es mitten in der Probe: »Aus – die Theater machen zu!« Was das bedeutete, kann man sich vorstellen. Ich war als blutjunges Mädchen, als jüngstes Mitglied, an dieses herrliche Haus engagiert worden – nach kurzer Schauspielschulaausbildung an gleicher Stätte. Gustaf Gründgens nahm mich an seine schützende, fördernde Hand; ich gedieh und war glücklich, in einem herrlichen Ensemble

zu spielen, meinen geliebten Beruf ausüben zu können. Das Gefühl der unbedingten Zugehörigkeit zu diesem Ensemble hat sich bis heute in mir als Maßstab erhalten. Etwas Analoges habe ich nie wiedergefunden. Die vielleicht ungerechte Überhöhung dieses Gefühls war sicher durch die Zeitumstände erklärbar. Denn: Wir waren eine Insel in einem Meer, das immer wütender wurde. Der Krieg brach aus, Berlin zitterte unter den Bomben, und wir wußten oft nicht, ob wir uns am nächsten Tag wieder vollzählig efinden würden. Aber wir spielten, spielten weiter, Abend für Abend, und die Menschen gingen ins Theater – unter Gefahr ihres Lebens.

1944 – wie schon erwähnt – wurden die Theater geschlossen. Als ich am nächsten Tag zu Gustaf Gründgens ging und ihn fragte, was ich tun solle, stand er – mir unvergeßlich – zum Fenster gewandt und sagte leise: »Bist du immer noch da?« Das war das Stichwort zum endgültigen Aufbruch, schon Jahre zuvor war ich des öfteren gemahnt, ja gedrängt worden, meine Zelte in Berlin abzubrechen.

Denn: 1942 hatte ich den Schweizer Erik Helgar geheiratet, einen Sänger, der, überzeugt von der nahenden Katastrophe des Dritten Reiches, es für seine Pflicht hielt, mich zur Auswanderung in die Schweiz zu bewegen. 1943 hatten wir im November unsere erste Wohnung durch Bombenangriffe verloren. Das hätte schon damals der letzte Anstoß sein können – heute würde ich sagen, sein müssen. Aber ich war nicht zu bewegen, Eltern, Beruf und das Ensemble, das mich in Armen hielt, zu verlassen. Bis zu dem Moment, in dem Gründgens mich freigab.

Das war allerdings leichter gesagt als getan. Auch als Schweizerin, die ich durch meine Heirat geworden war,

brauchte ich einen überzeugenden Grund, um Deutschland den Rücken kehren zu können.

Benvenuto Hauptmann – ein Sohn Gerhart Hauptmanns – schickte mich zu Professor Sauerbruch, dem Chef der Charité, der während der Bombennächte chirurgischen Dienst im Bunker Bahnhof Zoo tat. Sauerbruch sah mich, betastete meinen Hals und schnarrte preußisch knapp: »Schilddrüse – klar – was?« und schrieb. Ich hatte mein Attest und konnte in die Schweiz reisen.

Natürlich hatte ich die Hoffnung, in der Schweiz, in Zürich, Theater zu spielen. Wir waren ja ohne materielle Existenz. Aber das erwies sich als völlig unmöglich, und eine schlimme Zeit begann. Einmal: Ich war schwanger. Und außerdem hatte ich mir selbst ein Bein gestellt bei einer Begebenheit, die mit meinem Besuch im Züricher Schauspielhaus zusammenhing. Ich sah eine Vorstellung von Franz Werfels Stück ›Jakobowsky und der Oberst‹. Ich war perplex, wie harmlos man sich in der Schweiz SS-Männer vorstellte. Sie wurden ins Grotteske verzerrt und zeigten kaum noch Spuren ihrer mörderischen Gefährlichkeit. Das wirkte auf mich wie ein Schock. Ich lachte laut auf. Als einzige im Saal. Die Folge war, daß die Kollegen sich ausgelacht fühlten, mir wurde der Zutritt zum Haus des damals berühmtesten Ensembles deutscher Zunge verwehrt. Die Reaktion des fast ausschließlich aus Emigranten bestehenden Ensembles war nur zu verständlich. Ich kam aus Nazi-Deutschland. Damals wäre es vergebliche Liebesmüh gewesen, den von Hitler Vertriebenen mein Lachen als Schockreaktion zu erklären. Die Welt war aus den Fugen. Zudem trug ich den Namen meines Vaters. Ich konnte folglich nicht erwarten, jemals auf dieser Bühne aufzutre-

ten; obwohl mein Vater – ich darf das heute offen sagen – unendlich viel Gutes getan hat. Er war bis Ende des Krieges Burgtheaterdirektor in Wien und hatte unter anderem seine schützende Hand über die jüdische Witwe von Josef Kainz gehalten.

An ein Arbeiten in meinem Beruf war also nicht zu denken. Mein damaliger Mann konnte, obgleich gebürtiger Schweizer, kaum Fuß fassen, wir wohnten in einer kleinen Pension in Zürich und hatten es sehr schwer. Von meiner Heimat und meinen Eltern getrennt lebend, in einem Land, dessen Sprache nicht die meine war, brachte ich im Mai 1945 meine Tochter Angela zur Welt. Da wir keine eigene Wohnung hatten, mußte ich mein Kind gleich nach der Geburt in ein Kinderheim geben. Ich wurde vor allem aus seelischen Gründen krank und begann zu resignieren. Keine Nachricht aus Deutschland, meine Mutter war zusammen mit ihrer Mutter nach Bad Wörishofen evakuiert worden, mein Vater lebte in einer verzweifelten Lage in Wien. Ja – und da kam das große Wunder. Ein Anruf vom Stadttheater in Konstanz. »Wollen Sie die ›Iphigenie‹ bei uns spielen?« Und ob ich das wollte! Ich nahm mir in einem kleinen Hotel in Kreuzlingen ein Zimmer – gerade vis-à-vis von Konstanz – wurde Grenzgängerin mit Tagesscheinen, fuhr zu den Proben und spielte schließlich Weihnachten 1945 die ›Iphigenie‹ auf deutschem Boden. Endlich, nach einer langen, schmerzlichen Pause vor einem Publikum, das in Mäntel gehüllt und frierend im kalten Theater, so intensiv und dankbar zuhörte wie wohl kein anderes zuvor. »Das (verlorene) Land der Griechen« (sprich und denke: der Deutschen) »mit der Seele suchend« stand ich auf der Bühne, und nicht nur ich, auch das Publikum. Die

Menschen unten im Zuschauerraum begriffen im Innersten getroffen den Inhalt dieser Dichtung der Menschlichkeit. Und als ich mit der Erzählung der Iphigenie begann: »Vernimm, ich bin aus Tantalus' Geschlecht«, da konnte ich selbst kaum weitersprechen. Nach einer längeren Pause faßte ich mich und fuhr fort, die ungeheuerlichen Greuel dieses fluchbeladenen Geschlechts zu schildern.

Totenstille herrschte unten im Publikum, und es war, als hätte ich gesagt: »Ich bin eine Deutsche.«

Zurückblickend erscheint mir diese Zeitspanne als wesentlichste in meinem Leben, als ein Wiederbeginn. War man sich einander je so nah, im gemeinsamen Verständnis über die wirklichen Werte unseres Lebens? Ich glaube, nie zuvor, nie mehr danach.

So war dieses Weihnachten das schönste in meinem Leben. Ich durfte wieder das sein, was ich bis heute bin und immer war – eine Schauspielerin in Deutschland.

LEONIE OSSOWSKI

Es fällt schwer zu glauben, daß Leonie Ossowski ihre Karriere als Schriftstellerin mit dem Verfassen von Kurzgeschichten begonnen hat, die sie über eine Agentur an Kundenzeitschriften verkaufte. Aber doch ist es so: schwarz auf weiß zu lesen in manchem angesehenen Nachschlagewerk. Aber das ist lange her, heute gehört Leonie Ossowski zu jenen nicht gerade zahlreichen Autorinnen, die sich und ihre Arbeit ganz in den Dienst einer für sie wichtigen Sache gestellt haben. Für sie heißt die Sache: Verständnis wecken für die jugendlichen Randgruppen der Gesellschaft, für die »negativen Typen«, die nach ihrer Meinung keine mitleidende Hand brauchen, sondern die Provokation zur Selbsthilfe. Wie sich Leonie Ossowski das vorstellt, hat ihr Jugendroman ›Die große Flatter‹ bewiesen, der später als Fernsehfilm eine große Gemeinde erreichte. Die Schriftstellerin weiß, wovon sie erzählt, ihre Erfahrungen als Bewährungshelferin, als Mitglied eines Gefängnisbeirates und Mitbegründerin eines Wohnkollektivs für Strafentlassene Jugendliche sind die Grundlage von Büchern, Filmen und Hörspielen. Was das soll? Nach ihren eigenen Worten: Information über die Gesellschaft, Schilderung des Generationenkonflikts ohne Haß, Aufzählung der Schwierigkeiten in Schule und Ausbildung, ohne daß die Heranwachsenden das Handtuch werfen.

Leonie Ossowskis Beitrag zu unserem Buch hat andere, ganz persönliche Eindrücke zum Inhalt. Doch auch sie gehören zum Gesamtbild dieser Frau.

Das Weihnachtessen

Es war die letzte gemeinsame Mahlzeit, die wir im Dezember 1945 einnahmen. Ab nun – so hatte es die Baronin und Gutsherrin angeordnet – sollte jede Familie für sich kochen. Der Grund: Frau Lechmann, eine der Flüchtlingsfrauen, hatte klammheimlich das Gewicht einiger fertig zubereiteter Bouletten auf der Briefwaage überprüft und für zu knapp befunden. Das hatte die Baronin bemerkt, und obwohl sich Herr Lechmann für das Verhalten seiner Frau entschuldigte, machte sie kurzen Prozeß. Fräulein Lechmann hingegen hielt zur Baronin, führte seit Jahren die Gutsküche, und nur deshalb hatten die Eltern hier ihr Unterkommen gefunden. Frau Milckau mischte sich nicht ein, war still und bescheiden, froh, wenn sich niemand über die Tischmanieren ihrer drei ständig schmatzenden Söhne beschwerte. Ich weiß nicht mehr, ob sie mit der Baronin verwandt war oder nur ihre Männer im gleichen Regiment standen. Frau Milckau stammte wie mein Mann und ich aus dem Osten, war aus Freiburg in Schlesien, was sie betonte und nicht mit Freiburg im Breisgau verwechselt haben wollte. Der baltische Graf, der Name ist mir entfallen, hatte seit dem Verlassen seiner Heimat den weitesten Weg hinter sich gebracht. Zuerst, so berichtete er, war er bei einer Verwandten im Thüringschen untergekröchen. Aber als sich die Amerikaner im Sommer des Jahres zurückzogen und das Land von den Russen besetzt wurde, hatte sich der Graf abermals auf und davon gemacht. Ohne jegliches Gepäck soll er gekommen sein, in der Hand nur ein Netz mit heimatlichen Saatkartoffeln, die er, ob der

hervorragenden Qualität, für sein Kapital hielt. Aber niemand wollte sie haben, zumindest nicht für den Preis, sie zu pflanzen, die Ernte mit dem Grafen zu teilen, wiederum zu pflanzen, abermals zu teilen und so fort. So blieben dem Grafen seine Saatkartoffeln, von denen niemand wußte, wo er sie aufbewahrte, erhalten. Auch wenn Frau Lechmann das Gerücht schürte, er hätte sie längst aufgegessen, kam der Graf immer wieder darauf zu sprechen. Er behauptete sogar, die Baronin hätte ihr Interesse an seinen Kartoffeln bekundet, denn schließlich habe sie ihn hier aufgenommen und damit auch das seltene Saatgut im Haus.

»Wenn wir es nicht wären«, hatte die Lechmann als Antwort parat, »hätten die Behörden der Baronin andere Flüchtlinge ins Haus gesetzt.« Mit seinen ollen Kartoffeln habe das jedenfalls nichts zu tun.

Unrecht hatte die Lechmann nicht, aber den alten Grafen kränkten derartige Äußerungen, mit denen Frau Lechmann unterschiedslos alle Flüchtlinge über einen Kamm schor. Frau Milckau hatte das Gespräch mitgehört und eilends der Baronin wiedererzählt. Mißstimmung trat auf und hatte zur Folge, daß die Gemeinschaftsverpflegung endgültig eingestellt wurde.

Bisher hatten mein Mann und ich mit unserem vier Monate alten Sohn, der acht Tage vor meinem zwanzigsten Geburtstag zur Welt kam, in einem Zimmer gewohnt. Jetzt bekamen wir ein weiteres Zimmer, in das ein rostrot gestrichener eiserner Küchenherd gestellt wurde, auf dem ich kochen sollte. Seit dem Einzug auf dem Gutshof hatten wir dankbar von dem Angebot Gebrauch gemacht, am Tisch der Baronin mitessen zu dürfen. Damit war's jetzt vorbei, dafür hatte die Lechmann gesorgt.

Während der Henkersmahlzeit wollte so recht kein Gespräch aufkommen. Der baltische Graf und ich aßen uns satt. Beide des Kochens unkundig, wußten wir nicht, was wir anderntags jeder auf seinem Herd zusammenschmurgeln würden. Was wir jetzt auf den Tellern hatten, schmeckte in jedem Fall besser. Hingegen ließ der Appetit von Frau Lechmann zu wünschen übrig und sofort geriet Fräulein Lechmann bei uns anderen in den Verdacht, ihrer Mutter heimlich Besseres zuzustecken. Oh du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit, wir wußten Bescheid. Die Baronin, vom eigenen, kurzfristigen Entschluß bedrückt, uns Flüchtlinge nicht mehr zu beköstigen, war um Ausgleich bemüht. Sie wies Fräulein Lechmann an, jedem von uns ein Schüsselchen Mehl, zwei Eier und etwas Milch zu geben. Für das Fett, so sagte sie, und für den Zucker müßten wir selbst aufkommen, wollten wir einen Kuchen backen. Der alte Graf wog sein Schüsselchen mit Mehl und Eiern in der Hand, sah von Frau Lechmann zu Frau Milckau, von der zur Baronin und dann zu mir.

»Hier«, sagte er vertrauensvoll lächelnd, »ich gebe Ihnen meine Ration. Backen Sie für mich mit, ich habe sogar noch Margarine für Sie.« Ich bedankte mich höflich, und mein Mann lud den baltischen Grafen ein, den Weihnachtsabend bei uns zu verbringen.

Der Vormittag des Weihnachtstages verlief nicht anders als andere Tage auch. Ich war nicht traurig. Dankbar mit Mann und Kind eine dauernde Bleibe gefunden zu haben, stellten wir keine weiteren Ansprüche, kümmerten uns nicht einmal um einen Baum und bemühten uns, keine Erinnerungen an früher aufkommen zu lassen. Das war leichter gesagt als ge-

tan. Die für jede Weihnachtszeit typische Hektik blieb auch in diesem Haus und in diesem Jahr nicht aus. Überall wurde geputzt. Aus Frau Lechmanns Küche roch es nach frischen Plätzchen, daß einem das Wasser im Mund zusammenlief. Die Milckausöhne mühten sich im Treppenhaus mit der Fertigstellung eines Vogelhäuschens ab, das sie ihrer Mutter am Abend schenken wollten. In der Gutsküche wurden zwei Hühner gerupft, und die Baronin teilte ihren Christbaumschmuck unter allen Hausbewohnern auf, wobei ihr der baltische Graf behilflich war, das gebrauchte Lametta entknotete und mit dem Daumennagel glatt strich.

»Für Sie«, sagte die Baronin und überreichte mir einen Schuhkarton mit Kerzenhaltern und Kugeln, »wer Kinder hat, bekommt mehr!«

»Aber wir haben keinen Baum«, antwortete ich verlegen. »Keinen Baum?« Die Baronin betrachtete das Kind auf meinem Arm und schüttelte den Kopf, schon bereit, den Weihnachtsschmuck wieder einzukassieren, da fuhr der baltische Graf dazwischen.

»Den Baum zu besorgen übernehme ich«, sagte er und fing sich einen skeptischen Blick der Baronin ein, deren Wald knapp fünfhundert Meter vom Gutshaus entfernt lag.

Am Nachmittag fuhr mein Mann ins Dorf, um, die Feststimmung nutzend, Fleisch zu organisieren. Als Tauschware nahm er Zigaretten mit, die wiederum gegen Seife getauscht worden waren, von der ich nicht mehr weiß, wo er sie her hatte. Kaum war ich allein, klopfte es und der baltische Graf stand vor der Tür, in der einen Hand ein Stück Margarine, in der anderen ein Tännchen. Mit einem Blick erfaßte ich die Armseligkeit des Bäumchens, die Krümmung des Stammes

und die auf der einen Seite fehlenden Zweige. Ehrlich gesagt, dieser mickrige Baum machte mir wenig Freude. Ich wollte ihn nicht. Aber der Graf, stolz auf die Tatsache, erstmals geklaut zu haben, nahm von meiner Enttäuschung keine Notiz. Einmal zum Diebstahl fest entschlossen, hatte er sich über die Vorahnungen der Baronin hinweggesetzt und die Tanne im nahe gelegenen Wald abgeholt. Jetzt drängte er an mir vorbei in die Wohnung. Noch nie hatte ich den Grafen so lebhaft gesehen, so geschäftig. Ich mußte ihn bitten, leise zu sein, um meinen Sohn nicht zu wecken. Also suchte er flüsternd einen Platz für den Baum, stellte ihn in einem Kochtopf so geschickt in die Ecke, daß sich die fehlenden Zweige als günstig erwiesen. Mit Hilfe eines Zwirnsfadens und einer Reißzwecke wurde ein Kippen des Baumes verhindert, das Schmücken konnte beginnen. »Lametta«, sagte der Graf, »möglichst viel Lametta. Bei uns zu Hause hing es in fingerdicken Bündeln von den Zweigen.«

»Bei uns«, erwiderte ich langsam, »bestrafte mein Vater das Klauen von Christbäumen mit Geld.«

»Natürlich – wenn man erwischt wurde«, stimmte der Graf zu. Ich machte mich jetzt an die Kugeln, zog fehlende Fäden durch die Ösen oder kratzte das Wachs vom Vorjahr ab.

»Haben Sie Angst gehabt, von der Baronin ertappt zu werden?« Der Graf winkte ab, meinte, gemessen an dem, was sie besäße und wir nicht, sei diese Tanne nicht der Rede wert. Ein Standpunkt, gab ich zu bedenken, den wohl die Weihnachtsbaumdiebe im Forst meines Vaters und dem des Grafen auch vertreten hätten.

»Immerhin«, sagte der Graf nach einer Pause, »der Baum hier wäre jeder vernünftigen Durchforstung zum Opfer gefallen.«

»Unsere Leute«, muckte ich plötzlich auf, »die klauten, wenn sie klauten, nur das Beste vom Besten.«

Nicht daß der Graf beleidigt war, aber seine Stimmung ließ nach, und er sah traurig aus. Erst als mein Sohn, vom Nachmittagsschlaf aufgewacht, dem buntgeschmückten Bäumchen zujauchzte, wurde der alte Herr wieder besserer Laune. »Na also«, sagte er und wiederholte, »na also.« Ich bereitete den Teig für den Kuchen und heizte den Ofen.

Nach Einbruch der Dunkelheit kam mein Mann aus dem Dorf zurück und legte drei Schweineschnitzel auf den Tisch. Der Graf und ich waren sprachlos. Keiner von uns konnte sich darauf besinnen, wann er zuletzt ein Schnitzel gegessen hatte, und bis zum Abend steigerte sich unsere Stimmung zur Ausgelassenheit.

Der baltische Graf, ganz perplex, daß auch ihm eines der Fleischstücke zugedacht war, ließ sich nicht lumpen, verschwand in seinem Zimmer und kam mit einem Netz voll Kartoffeln wieder zurück. »Das sind sie«, flüsterte er, als ob der Kleine noch schlief, und reichte mir die schrumpeligen Knollen über den Tisch, »meine Kartoffeln, mein Kapital, wie Sie wissen.«

Ich sah mir die welken Erdfrüchte an, die Flecken der abgepuhlten Augen, fühlte die Nachgiebigkeit unter der Schale, bedankte mich aber und setzte letztes Hab und Gut des baltischen Grafen mit Wasser und Salz auf das Feuer.

Die Schnitzel? Ich hatte noch nie in meinem Leben Schnitzel gebraten. Als schlesische Landwirtstochter wußte ich zwar mit Pferden und Traktor umzugehen, nicht aber mit dem Kochlöffel. Also schlüpfte ich hinüber in die Gutsküche, um dort zu erfragen, wie das kostbare Fleisch zuzubereiten

sei. Frau Lechmann ging hier der Tochter zur Hand, wischte den Boden und machte sich nützlich.

»Schnitzel«, fragten beide wie aus einem Mund, »richtige Schnitzel?« Ich bejahte verlegen und bat um ein Rezept.

»Würzen«, sagte Lechmann betont sachlich, »und auf jeder Seite zwanzig Minuten braten!«

Dankend und ein gesegnetes Fest wünschend, verließ ich Mutter und Tochter.

Der Kuchen war bereits im Ofen, der baltische Graf trug den Kleinen auf dem Arm, zeigte dem Kind Kugeln und Kerzen, vor allem aber Lametta, das in breiten Strähnen von den mageren Zweigen hing. Bald würde der Kuchen fertig sein. Die Kartoffeln waren schon gar, mußten abgegossen werden, um auszukühlen, denn wir wollten sie braten. Gegen meinen Willen stimmte ich nun doch ein Weihnachtslied an, das Kind und die Männer hörten zu.

Nach der vorgeschriebenen Backzeit sah ich in den Ofen. Der Kuchen hatte sich nicht gehoben, blieb kompakt und lehmartig in der Form sitzen und versprach weder locker noch leicht zu werden. Ich gab ihm weitere zehn Minuten Hitze. Nun zeigte er tiefe Bräune und war kaum aus dem Blech zu lösen, lag schließlich rund, warm und schwer in meiner Hand, zum Werfen eher geeignet als zum Essen. Ich hatte das Backpulver vergessen.

»Macht nichts«, sagte der Graf und zwang meinem Mann ein Lächeln ab, »aus Schaden wird man klug.«

Ich machte mich an die Zubereitung der Schnitzel, die Bratkartoffeln schmorten bereits in der Pfanne. Ich mischte Talg, Margarine und ein Löffelchen Butterschmalz, ließ das Fett heiß werden und legte das Fleisch hinein. Was für ein

Duft. Vergessen war die Heimat, die Christbäume, die geklauten und die eigenen, der verdorbene Kuchen. Wir dachten nicht mehr an Traditionen und Bräuche, wir hatten nur noch Appetit.

Mein Mann deckte den Tisch und der Graf zündete die Kerzen an. Stille und heilige Nacht, die ersten zwanzig Minuten waren rum. Der Geruch des Fleisches hatte an Schärfe zugenommen, die Größe hingegen schien um die Hälfte kleiner geworden zu sein. Ich war einem bösen Scherz auf den Leim gegangen. Nicht nur der Kuchen, auch das Fleisch war jetzt ungenießbar, lag sohlenförmig und schwarz in der Pfanne. Mein Mann riß die Fenster auf, nicht bereit, mich zu trösten. Ich heulte vor Scham und Zorn, bis der Graf endlich Worte des Zuspruchs fand.

»Noch bleibt uns mein Kapital«, sagte er, ging zum Herd, holte die Bratkartoffeln und teilte sie redlich in drei Teile.

KLAUS PIPER

Es ist noch gar nicht so lange her, da saßen wir uns in einem Kölner Hotel gegenüber, bei einem der inzwischen oft lästig gewordenen Frühstücksgespräche – der in Jahren denkende Verleger Klaus Piper und der an den Tag gebundene Journalist. Wir wußten beide am Anfang nicht so recht, was wir miteinander anfangen sollten. Der eine war von seiner Presseabteilung darauf gestoßen worden, gutes Wetter für den Verlag zu machen und zugleich mögliche Fähigkeiten seines Tischgastes als Autor abzuklopfen. Der andere hatte zwar guten Willen in diese Morgenstunde mitgebracht, war aber doch voller Befürchtung, sich einen Monolog anhören, eine bei Verlegern nicht unübliche Suada über ihr Programm (Pardon!) verdauen zu müssen. Doch es kam ganz anders. Es wurde eine Unterhaltung ohne jedes Protokoll, mit schnellem Themenwechsel, eine Mischung von Plauderei und sehr ernsthaftem Meinungs Austausch. Zum Schluß hatten wir beide wohl vergessen, warum wir eigentlich zusammengekommen waren.

Danach habe ich gelernt, Klaus Piper und seine Auffassung von der Arbeit eines Verlegers zu begreifen. Sein Haus ist für ihn nicht nur ein Dienstleistungsunternehmen, er nennt den Verlag wohl zu Recht eine geistige Organisation. Er ruht in der Tradition eines altehrwürdigen Familienbetriebes, ist aber aufgeschlossen für manches Wagnis, Piper ein Synonym für seltene Bandbreite – geleitet von einem modern denkenden Mann, den Liebenswertigkeit ebenso auszeichnet wie ein profundes Wissen. Er führt den geistigen Kampf, den er bei anderen vermißt.

1945. Einige Reflexionen, damals und heute

Ich will keine Weihnachtsgeschichte erzählen, sondern versuchen, mir darüber klar zu werden, wie ich die erste Zeit nach der Kapitulation erlebte – und was sich mir heute, 36 Jahre später, als wichtig und nachwirkend zeigt. Die Erinnerung ist wie ein Sieb. Das meiste fällt durch, löst sich im Stoff des weitergehenden Lebens auf. Anderes bleibt, kommt nicht zur Ruhe – Erlebnisse, Fragen, Forderungen. Dem Erinnerungsvermögen und der Gestaltungskraft des Erzählers ist es gegeben, das Handeln und Fühlen von Menschen unmittelbar-finderisch darzustellen. Ich will einige Reflexionen über die erste Zeit nach dem Kriegsende – die Befreiung, den Neubeginn – anstellen.

Ich weiß nicht, ob Psychohistoriker ausrechnen könnten, wie viele Deutsche den militärischen Zusammenbruch im Frühjahr 1945 herbeigesehnt hatten, damit all die unzähligen Leiden und Opfer ein Ende fänden und die Nazidiktatur beseitigt würde, und bei wie vielen anderen Deutschen die endgültige Niederlage eine tiefe Verstörung anrichtete, weil sie ihren Glauben an den Führer in Stücke schlug. Sicher war die Kapitulation nicht nur für mich und die Menschen meines Lebenskreises, sondern für die allermeisten Deutschen die Stunde des großen Aufatmens. Auch die Trauer um die Opfer, auch Angst vor der unsicheren Zukunft konnte diesem schönen, durchdringenden Gefühl nichts von seiner Kraft nehmen. Dies bei mir, ich bin sicher, noch am Ende meines Lebens nicht geschwundene Gefühl war belastet durch Trauer um die Gefallenen und Vermißten, durch Angst und Un-

gewißheit. Die wiedergeschenkte Freiheit aber, die Chance, wieder in einer offenen Gesellschaft leben und arbeiten zu können, war überwältigend. Nicht mehr das geflüsterte Austauschen von Nachrichten, nicht mehr das gespaltene Doppelleben: »Wahrheit«, Sich-Bekennen und leidenschaftlich-offenes Diskutieren nur im engsten Kreis von Familie und Freunden, überall »außen« aber die graue Mimikry von Vorsicht, ekelhaftneutralem Verhalten, um zu überleben für die Zeit danach. Da ich nicht kriegsverwendungsfähig und mein Vater bei schlechter Gesundheit war, oblag mir im Krieg die Leitung des Verlags. Meine Tätigkeit war im Krieg zum Schluß immer mehr darauf beschränkt gewesen, das mir Anvertraute bloß noch zu erhalten. Täglich mußten kleine oder große Katastrophen, die die Herstellung der Bücher blockierten, abgewehrt werden.

Die »Stunde Null« erlebte ich im bayerischen Voralpenland, wohin ich meine Familie vor den Bombenangriffen in Sicherheit gebracht hatte. Die militärische Niederlage war seit vielen Monaten unwiderrufflich vorgezeichnet. Der Fall von Stalingrad 1943 war das Menetekel gewesen: die Hybris eines Hitler-Großdeutschen Sieges über die ganze Welt mußte in Trümmern enden. Wie aber würde sich das Ende vollziehen? Chaos, Plünderung, Rachezüge von DPs (»displaced persons«), von Fremdarbeitern, KZlern? Oder Wahnsinnstaten der SS in der letzten Stunde – ein letztes Um-sich-Schlagen der Naziführung als Strafaktion gegen das eigene Volk, das sich als undankbar erwiesen hatte, weil es sich nicht in toto mit dem Regime in den Abgrund reißen lassen wollte?

Untaten waren noch in den letzten Stunden des Dritten Reichs, bevor die amerikanischen Panzer einrückten, gesche-

hen. Mißbrauchte 15- und 16jährige »Werwölfe« erschossen angesehene Bürger, die auf der »Liste« standen, oder die zu früh die weiße Fahne gehißt hatten. Das große Chaos brach nicht aus. Keine Gewalttaten von Massen marodierender Zwangsarbeiter oder Kriegsgefangener. Sie waren alle viel zu schwach, viel zu entkräftet. Was mir als geradezu unheimlicher Vorgang im Gedächtnis geblieben ist: Der NS-Staat tritt ab, seine Repräsentanten sind scheinbar wie vom Erdboden verschluckt, und im selben Augenblick sind die militärischen Sieger da. »Nahtlos« löst das Besatzungsregime der Sieger die Herrschaft der Verlierer ab. Die Maschinerie der Weltgeschichte funktioniert so perfekt, daß es keine »Pause« gibt. Eine neue Ordnung wird unverzüglich in Angriff genommen. Nein, wir Deutsche haben uns nicht selbst befreit. Die überlegene militärische und ökonomische Kraft der Mächte, die sich gegen Hitler-Deutschland verbündet hatten, zerschlugen die deutsche Wehrmacht und den nationalsozialistischen Herrschaftsapparat. Konnte der Krieg des verblendeten Aggressors anders ausgehen? Der kommunistische Glaubensruf (die Frage seiner heutigen Kraft und Aktualität will ich hier nicht berühren) zielte immerhin auf Vereinigung, auf eine Mitte: Proletarier aller Länder, vereinigt euch! Hitlers treibende Idee war abstoßend, zentrifugal: Bekämpft, unterjocht, vernichtet, wenn die germanische Rasse die Welt beherrschen soll, alle ihre Gegner: Juden, Demokraten, Plutokraten, Kommunisten, Christen – Untermenschen überall. Die Kriegserklärung an alle »anderen« schmiedete sie mit mechanischer Notwendigkeit zum Bündnis gegen den Kriegserklärer zusammen. Daß auch Hitler fragwürdige Verbündete hatte, die Achsenmächte (Italien, Japan), ist letztlich nur eine

Abweichung beim geschichtlichen Vollzug. Sie widerspricht nicht dem gesetzlichen Vorgang.

Im Buch der Geschichte hatte Adolf Hitler für das germanische Großreich ein Kapitel von 1000 Jahren vorgesehen. Jetzt, nach nur 12 Jahren, war unwiderruflich der Schlußstrich gezogen. Nicht mehr das Starren, wenn auch voll Hoffnung, in das Dunkel einer unbekannteren Zukunft. Wenn ich heute durch die Straßen Münchens gehe, mit der Zuverlässigkeit seiner Häuser, dem mich tragenden Fluidum der großen, menschlichen Stadt, ziehen manchmal wie in einer zweiten optischen Ebene der Erinnerung Bilder von damals, von 1945, an mir vorüber – Häuserstümpfe, Häßlichkeit, Zerstörung, Bilder der Sinnlosigkeit. Karl Valentin, so berichtet eine Anekdote, kam in der Ludwigstraße des Wegs daher. Am demolierten Siegestor bemühte sich ein Kran, zunächst einmal die größten Trümmer wegzuschaffen. Einer in der Gruppe der Schaulustigen erkannte den großen Komiker und fragte ihn: »Herr Valentin, was sagen Sie denn zu dem desolaten Zustand, in dem unser Siegestor jetzt dasteht?« Valentin darauf: »Es ist halt schad', daß es so wenig verwendet worden ist – das Siegestor!« Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert, auf die kürzeste Formel gebracht.

Sommer 1945. Wie überall, so wurde auch im Piper Verlag geplant, »organisiert« (der allgültige terminus technicus), improvisiert, – um wieder neue Bücher drucken zu können. Eine bizarre buchtechnische Erinnerung aus der Zeit, als es mit dem Büchermachen wieder soweit war (ein Jahr später). Dostojewski, der schon in der Erschütterung nach dem Ersten Weltkrieg so viele deutsche Leser bewegt hatte, mußte mit Vorrang wieder lieferbar gemacht werden. Mir lag vor allem

an seinen großen Romanen ›Die Dämonen‹ und ›Der Idiot‹. Aber wo das Papier herbekommen? Schließlich wurde uns für den Druck der beiden Werke Dünndruckpapier freigegeben, das im Druckhaus des ›Völkischen Beobachters‹ für Nachdruck von Hitlers ›Mein Kampf‹ bestimmt gewesen war. Diese Nachauflagen waren durch den Spruch des Weltgerichts überflüssig geworden.

Um wieder neue Bücher machen zu können, benötigten Verlage wie die Presse eine Lizenz der Militärregierung. Die Erteilung der Lizenz wurde vom Ergebnis eines ziemlich skrupulösen Prüfungsverfahrens, auch mit psychologischen Tests verbundenen »screening«, erteilt. Zu diesem Zweck sollten sich Reinhard Piper senior, mein Vater, und Klaus Piper junior im Screening-Center Bad Orb einfinden. Die Reise im offenen Jeep, 400 Kilometer lang von München aus, wäre für meinen Vater ein großes Risiko gewesen. Auf meine Bitte verzichtete man auf ihn und begnügte sich mit mir. Mein freundlich-sachlicher, psychoanalytisch geschulter Hauptbefrager (meiner Erinnerung nach ein Professor Cohn aus New York) insistierte, von mir Gründe zu erfahren, warum ich nicht Mitglied der NSDAP gewesen sei. Ich versuchte ihm zu erklären, daß nicht nur persönliche Veranlagung und Überzeugung das politische Verhalten in der Nazizeit bestimmte, sondern daß mindestens ebenso der biographische Ausgangspunkt bestimmend war. Ich erklärte, die soziale und geistige Welt, in der ich aufgewachsen war, hätte mich geprägt, mir bestimmte Instinkte, Richtpunkte, Werte mitgegeben. In einem zivilen, demokratisch eingefärbten Elternhaus wie dem meinen »konnte« man kein Nationalsozialist werden. Aber ich sei auch kein Held gewesen, hätte mich an keinem Attentats-

versuch beteiligt. Bescheidenen Widerstand, dessen ich mich nicht berühren dürfe, hätte ich – und viele meinesgleichen – geleistet, einfach durch Widerstehen, Sich-Entziehen gegenüber Verführungen und Anträgen, die ich nicht für vertretbar hielt. Das war übrigens im Dritten Reich weitaus mehr, als Kleinmütige glaubten, möglich. Damals schon, und auch manchmal heute kommt mir der Gedanke: Wie hätte ich mich verhalten, wie persönlich, wie als Verleger, wenn Hitler den Krieg gewonnen hätte? Es ist eine absurde Frage, denn ein Hitler, der den Krieg gewonnen hätte, hätte von vorneherein ein ganz anderer Hitler sein müssen als der wirkliche, historische Hitler, der als einmalig negatives Produkt von Genetik und Metaphysik am 20. April 1889 zur Welt kam und das Spiel katastrophal verlor, bis zur Selbstvernichtung. Ich versuchte beim screening in Bad Orb dem beauftragten Erforscher meiner Persönlichkeit klarzumachen, daß er und seine Kollegen soziale Herkunft und überlieferte Gesinnungen gerade dann berechtigt ins Kalkül ziehen sollten, wenn z.B. ein Lehrer aus kleinbürgerlich-deutschnationalen Verhältnissen vor ihnen stünde. Ein solcher Lehrer (um nur dieses eine Beispiel zu nennen) sei ja sehr oft nicht deshalb Mitglied der NSDAP geworden, um sich in opportunistischer Absicht Vorteile zu verschaffen, sondern einfach aus der Angst um seine Stellung, seine materielle Existenz und die seiner Familie. Hiermit bezog ich mich auf die überall begonnenen Entnazifizierungsverfahren, im Vergleich zu denen die Verfahren für die Erteilung von Verlagslizenzen nur einen kleinen Kreis von Menschen betrafen, und dies meist schon unter positiven politischen Voraussetzungen.

Das Lizenzverfahren der westlichen Militärregierungen hat

sich bewährt. Die Führung der Verlage und Zeitungen wurde Verlegern und Herausgebern anvertraut, deren demokratischer, antitotalitärer Haltung man sicher sein konnte. Und so fanden in der Bundesrepublik in den entscheidenden Aufbaujahren nach 1945 nazistische Ressentiments und reaktionäre Tendenzen keine Chance öffentlicher Wirkung.

Die noch nicht aufgearbeitete Frage im Rückblick auf 1945 und die Wegstrecke, die wir seitdem zurücklegten, ist: Haben wir Deutsche versagt, indem wir die Chance der inneren Erneuerung nicht wirklich wahrnahmen, die guten Vorsätze vergaßen, unsere Kräfte ausschließlich an das materielle Wiederhochkommen drangabten? Philosophen, Theologen, Schriftsteller haben uns so fragend ins Gewissen geredet.

Es ist wahr – viele Vorsätze, sich der wiedergeschenkten Freiheit würdig zu erweisen, aus dem Geschehenen zu lernen, das Leben einfacher, besser, gereinigter anzupacken, sind durch das Streben nach Erfolg und Wohlstand gefährdet und oft verdrängt worden. Trotzdem haben wir Deutsche gelernt, hat unser gesellschaftlich-politisches Denken Fortschritte gemacht. Die wahnwitzige Verzerrung der Begriffe Nation, Volk, Gemeinschaft durch Hitler und die Seinen hat die Deutschen – eine allerdings furchtbare Lektion – »nach vorne« gestoßen. Die politische Weltanschauung der Deutschen ist heute nicht mehr dieselbe wie vor 36 Jahren und erst recht nicht die von vor 50 oder 60 Jahren. Doktrin und Epoche des Nationalsozialismus werden für immer durch eine einzigartige Pervertierung aller Werte gebrandmarkt sein. Durch wahnwitzige Versprechungen haben Hitler und seine Mitführer den »Idealismus« von Millionen Deutschen zynisch ausgebeutet – die Bereitschaft und das Bedürfnis, sich für über-

persönliche Ziele einzusetzen, Opfer zu bringen. »Gemeinwohl vor Eigennutz«, »Arbeit macht frei« – es waren Etiketten für Machtwillen und Menschenvernichtung.

Das Böse zeugt manchmal auch Gutes. Der Nationalsozialismus hat – darf man es ein historisches Verdienst nennen? – durch die Hypertrophie des Nationalismus dem nationalen Chauvinismus, der mir aus vielen Eindrücken und Begegnungen meiner Jugendzeit vor Augen steht, den Todesstoß versetzt. Der Mythos der Nation als ausschließlicher, allen anderen Werten absolut überlegener Begriff hat nach einer kurzen Geschichte von nicht einmal 200 Jahren seine Macht verloren. Ein Franzose, ein Italiener, ein Deutscher ist nicht mehr bis zur intellektuellen Bewußtlosigkeit betrunken davon, daß er eine bestimmte, seine Sprache spricht. Die Nationalstaaten als Lebensformen, als angestammte Sicherheit, heimatpendende Ordnungsgebilde sind – es ist kein Widerspruch zur eingetretenen ideologischen Götterdämmerung – in der sich allmählich formierenden Weltgesellschaft wirksamer geworden als gute Europäer und Internationalisten es nach dem Zweiten Weltkrieg annahmen. Wir erleben es auch im sozialistischen Lager, gegenwärtig höchst bedeutungsvoll am Beispiel von Polen, wie stark das Eigenleben und Selbstbewußtsein der Nationen, genährt von tausend Wurzeln gemeinsamen historischen Erlebens, geblieben sind. Die aggressive, mystische Selbstüberheblichkeit des Nationalismus ist gebrochen, nicht nur im geteilten Deutschland.

Eine deutsche Frage, die nicht aufgearbeitet ist und es gar nicht sein kann, ist die der Schuld an den Verbrechen des Nazi-Regimes. Auch meine Kinder und Enkel erfaßte das Entsetzen, als sie ›Holocaust‹ sahen und zu »Zeugen« der

Vernichtung der Juden wurden. Ich kann das Wissen, daß ich ein verantwortlicher Erwachsener war, als die Nazis Millionen von wehrlosen Menschen umbrachten, bis zum Ende meiner Lebenszeit nicht aus meinem Denken verdrängen.

Als nach dem Krieg erst die ganze Furchtbarkeit des Geschehens offenkundig wurde, gab es nicht wenige Stimmen in der Welt, die den Schuldspruch über alle Deutschen fällten. Den Vorwurf der Kollektivschuld erhoben berühmte Schriftsteller des Auslandes, wie die Norwegerin Sigrid Undset. Andere, die gerechter dachten, widersprachen. Der große katholische Schriftsteller Georges Bernanos warnte seine französischen Landsleute, sie sollten sich nicht pharisäerhaft auf die »Résistance« berufen, sich selbst von aller Schuld freisprechen und die Deutschen verdammen. Bernanos wußte und sagte es, daß Unmenschlichkeit und Völkerhaß nicht nur historische, vertikale Wurzeln haben, sondern daß auch die horizontale Wahrheit gilt. Mit dem nationalsozialistischen Deutschland sei es wie mit einem menschlichen Körper geschehen, an dessen schwächstem Organ die latent überall vorhandene Krankheit ausbricht. Die historische Verspätung Deutschlands bis hin zu den Anfälligkeiten der wilhelminischen Ära und der krisengeschüttelten, tödlich bedrohten Weimarer Republik zeigen: es gibt einen negativen Entwicklungsstrang in der deutschen Geschichte. Aber, und dies wollte Bernanos sagen, das Zerschlagen der alten Ordnungen, die Auflösung der Traditionen und Normen überall hatte eine epochale Instabilität und gesellschaftlich-politische Krankheitsbereitschaft herbeigeführt, die das schwächste Glied, Deutschland, am stärksten traf. Deutschland wäre dem Diktator und seinen atavistischen Ideen nicht so restlos ausgeliefert gewesen, wenn

seine nationale Identität gesünder, selbstverständlicher gewesen wäre.

Karl Jaspers hat zur ›Schuldfrage‹ unter diesem Titel 1946 eine von der Anstrengung des Wahrheitswillens geprägte Schrift veröffentlicht. Das kleine, unlängst wieder neu aufgelegte Buch fand (ich hoffe, nicht sagen zu müssen: kennzeichnenderweise) nur einen begrenzten Leserkreis. Der zentrale Punkt der Jasperschen Untersuchung ist die Unterscheidung von Schuld und Haftung. Schuldig geworden sind die Täter, die Anteil an den Verbrechen hatten. Die Haftung gilt für alle Deutschen, nicht nur für die erwachsenen deutschen Zeitgenossen der Nazi-Herrschaft, sondern auch für die nachrückende deutsche Generation. Auch hier, in der Haftung, muß ein Generationen-Vertrag gelten. Die jungen, gerade 20jährigen Deutschen, die im U-Boot U-96 Dienst hatten und von ihrem obersten Befehlshaber in längst aussichtslos gewordene Aktionen hineingetrieben wurden – wir werden in Buchheims ›Boot‹ zu Zeugen ihrer fast unmenschlichen Erlebnisse, sie konnten und können nicht unter den Richterspruch einer Kollektivschuld fallen. Aber auch sie, die blutjungen Männer der U-Boot-Besatzung 1941, waren nicht außerhalb aller Verantwortung. Auch sie hafteten und haften mit. Sie waren nicht blinde Monaden, willenlose Partikel im Katarakt des Geschehens. Sie waren Menschen, die auch im extremsten Zwang von Befehlen und Bomben unter der Bedingung menschlicher Freiheit standen.

Die deutsche Frage – nach dem, was in den 12 Jahren vor 1945 geschah, und was wir seitdem bedachten und erlebten, wird uns nicht loslassen. Ist etwa doch die deutsche Geschichte von Anfang an »verdorben« gewesen, von einem me-

taphysischen, bösen Kern infiziert? Geistig-seelische Erkrankung aus der Wurzel einer geschichtlichen Erbsünde ist ein zentrales Motiv im Roman ›Doktor Faustus‹ von Thomas Mann. Dagegen hat, bald nach dem Krieg, Hans Egon Holthusen in seinem Essay ›Die Welt ohne Transzendenz‹ leidenschaftlich polemisiert.

Wir sollen die deutsche Geschichte uns zu erhellen suchen, Fehlentwicklungen, unheilvolle Weichenstellungen feststellen, die entwickelten Instrumente von soziologischer und psychologischer Analyse einsetzen. Wir sollen uns dabei aber bewußt bleiben, daß wir immer nur zu Teilerkenntnissen, Stückwahrheiten gelangen werden, nie aber zu der endgültigen, ganzen Wahrheit. Eine Schuldkette zu konstruieren, die endlos, gnadenlos durch die Generationen hindurchginge, das wäre alttestamentarisches Denken, von dem wir uns frei machen müssen. Es gibt Verantwortung, Haftung, Zusammenhang. Es gibt keine schlüssige Kausalkette, von der aus das Urteil über den Werdegang der Völker und Staaten zu sprechen ist.

Eine Lehre von 1945 für unsere Gegenwart, für die Zukunft? Ich bin optimistisch und glaube, daß die Deutschen die Lektion der Freiheit nicht nur passiv empfangen haben, sondern daß sie es wissen und lebendig in sich tragen: die Freiheit ist ein verletzliches Gut. Wir müssen die Institutionen und Spielregeln, die sie bedingen und schützen, hoch halten, und Gefahren, die sie bedrohen, wachsam wahrnehmen. Dann können wir hoffen und fähig sein für die Aufgaben, die uns in Deutschland und in der Welt jetzt und künftig gestellt sind. Dann haben wir auch die Chance, von den unerhörten Möglichkeiten, die Wissenschaft und Kunst, die

Dichter, Denker und Künstler (ihr Anwalt und Promotor ist der Verleger) bereitstellen, Gebrauch zu machen.

Ich mache noch einen Schritt von 1945 nach 1981. Die Ratlosigkeit, Desorientierung vieler junger Menschen – ihre Zahl scheint ständig zuzunehmen –, die von vielen unter ihnen als lebensbedrohend empfundene Sinnlosigkeit, ist eine große Gefahr und Sorge. Es kann uns Älteren kaum eine Entlastung sein, daß junge Menschen nicht nur in Deutschland, sondern in vielen Ländern der Welt sich fragen: Wozu lebe ich? Was soll das alles? Wie gepackt, gestärkt, fühlten wir damals noch Jungen uns, als wir, mit allerbescheidensten Mitteln inszeniert, 1945/46 im Theater Thornton Wilders ›Wir sind noch einmal davongekommen‹ sahen oder Karl Amadeus Hartmanns Oper ›Simplizissimus‹. Auch hieraus eine Lektion: daß mit einfachen Mitteln oft viel mehr zu erreichen ist, Stärkeres als mit dem ins Maßlose gewachsenen äußeren Aufwand, den wir inzwischen treiben.

Sinnleere, Glaubensverlust, Unzufriedenheit im Überfluß, Sorge um die Erhaltung des Friedens und des Gleichgewichts der Mächte als dessen Bedingung – Themen, die uns für heute und morgen aufgegeben sind. Sie waren 1945 noch nicht da oder bereiteten sich unterirdisch gerade erst vor.

Trotzdem: Unsere Geschichte wird mit jenem entscheidenden Einschnitt des Jahrhunderts, der »1945« heißt, immer verbunden bleiben.

ANNEMARIE RENGER

Es gibt Menschen, die sind zum Dienen geboren, sie sehen ihre einzige Aufgabe darin, anderen zum Erfolg zu verhelfen. Sie verschleißen sich in dieser freiwillig übernommenen Aufgabe, im Laufe der Jahre werden sie unfähig, für sich selbst tätig zu werden. Ihre Zahl ist Legion, um so größer der Respekt vor denjenigen, die dann doch noch selbstbewußt zur Spitze streben, andere zu ihren Helfern machen. Einer der wenigen Menschen, denen das gelungen ist, heißt Annemarie Renger; das Amt eines der Vizepräsidenten des Deutschen Bundestages spricht für eine erfolgreiche Spätkarriere. Und es ist nicht unwahrscheinlich, daß noch höhere Aufgaben für sie reserviert sind.

Annemarie Renger liebt das Leben, eine gesellige Runde braucht nicht nach ihr zu rufen, sie kommt von allein. Aber das beeinträchtigt keineswegs den Ernst und die Intensität ihrer politischen Arbeit. Sie ist nicht eine Frau, die auf Wahlversammlungen durch Lautstärke beeindruckt, wenn sie das doch versucht, ist ihre Glaubwürdigkeit eingeschränkt. Wenn sie aber im Parlament präsiidiert, wenn sie aufgefordert wird, Auseinanderstrebendes aneinanderzubinden, dann entwickelt Annemarie Renger eine Zielstrebigkeit, die Hochachtung verdient. Und unvergessen sollte jedem Augenzeugen bleiben, wie gelassen sie damals die vorprogrammierte Niederlage bei der Wahl des neuen Bundespräsidenten getragen hat, eine persönliche Enttäuschung, klaglos hingenommen für die Partei.

Die erste Friedensweihnacht – zur Zukunft entschlossen

Weihnachten 1945, die erste Friedensweihnacht, ist in meiner Erinnerung voll von widersprüchlichen Stimmungen und Gefühlen. Ich kann diese Tage nicht von der Kriegsweihnacht 1944 in Berlin lösen. Sie gehört zu den dunkelsten Stunden meines Lebens. Mein Mann, meine Brüder, viele Freunde waren gefallen oder in Kriegsgefangenschaft. Die ständigen Bombenangriffe, die Zerstörungen rundum, begleitet von der schrillen Propaganda der Nazis über die Greuel, die uns bevorstünden, und von den kühlen BBC-Nachrichten vom Vorrücken der russischen Panzer – all das kam zusammen. Ich wußte damals mit meinem kleinen Sohn nicht, wie es weitergehen würde. Daß man solche Belastungen überhaupt aushalten konnte, ist, wenn ich darüber nachdenke, nur damit zu erklären, daß es sich nicht um ein besonderes, sondern um ein massenhaftes Schicksal handelte, durch das die persönliche Trauer abstumpfte.

Ein Jahr später, Weihnachten 1945, waren diese Wunden und Bedrängnisse natürlich nicht verschwunden, aber mein Leben hatte eine andere Richtung und eine große Aufgabe erhalten, die mich erfüllte: meine Arbeit bei Dr. Kurt Schumacher in Hannover. Ich stamme aus einer sozialdemokratischen Familie und hatte nach dem Verschwinden der Nazi-Diktatur das Gefühl der Heimat und der Überzeugungsgemeinschaft in der SPD wiedergewonnen. Meine subjektiven Empfindungen waren deshalb ganz verschieden von denen vieler Menschen in Deutschland, die – verstrickt in die man-

nigfaltigen Grade der Nazi-Kumpanei und des Mitläufertums – betäubt waren und unter denen sich angesichts der Verbrechen, die nun zum Vorschein kamen, eine weithin lähmende Hoffnungslosigkeit ausbreitete. Schumacher selbst hatte in seinen Überlegungen zum Wiederaufbau vom Sommer 1945 erklärt, daß die Deutschen in der schwersten Periode ihrer Geschichte stünden, in mancher Hinsicht peinvoller und hoffnungsloser als nach dem Dreißigjährigen Krieg: »Sie haben außerhalb der Menschheit gelebt.«

Natürlich waren für mich Weihnachten 1945 die deprimierenden äußeren Umstände ebenso, wie sie sich für fast alle darstellten. Ich glaube, daß man seine Lebensverhältnisse und Entwicklungen nur sehr bedingt zielgerecht steuern und planen kann, weil der Zufall zu großen Anteil hat. Aber in den Wirren des zu Ende gegangenen Krieges regierte diese Macht noch stärker als unter normalen Umständen.

Daß ich Weihnachten in Hannover beging, hing damit zusammen, daß Kurt Schumacher nach seiner ersten Entlassung aus dem KZ Dachau nicht an seine alte politische Wirkungsstätte Stuttgart zurückkehren durfte und statt dessen in diese Stadt ausweichen mußte, in der er bei seiner Schwester Aufnahme finden konnte. So wurde Hannover für die unmittelbare Nachkriegszeit die politische Hauptstadt Deutschlands. Mich selbst hatte es Anfang 1945 in eine kleine Stadt in der Lüneburger Heide verschlagen, wo ich in einem Reservelazarett in der Küche aushelfen konnte. Dort wurde mir nach dem Einmarsch der Engländer ein letztes Mal vor Augen geführt, was die Nazis mit dem deutschen Volk angerichtet hatten, als die verwundeten Soldaten in die Kriegsgefangenschaft gehen mußten. Es gibt Augenblicke, wo man bis ins Herz

hinein nationale Zusammengehörigkeit und Verbundenheit spürt. Ich habe das damals erfahren. Im ›Hannoverschen Kurier‹ las ich im Frühjahr eine Rede Schumachers, in der er von der Verpflichtung und dem Anspruch der demokratischen Kräfte auf Mitgestaltung beim Neuaufbau sprach. Ich war von der aufrüttelnden Sprache ungeheuer beeindruckt. Sie traf mit meinem eigenen Wunsch, mich unmittelbar und nach Kräften an dieser großen Aufgabe zu beteiligen, zusammen. Ich fuhr mit einem klapprigen Fahrrad nach Soltau zu meinem Vater, der als führender Funktionär des Arbeitersports vor 1933 enge Beziehungen zum Parteivorstand und zur Reichstagsfraktion hatte, der Kurt Schumacher kannte und ihn zum Kreis um die Reichstagsabgeordneten Mierendorff und Haubach rechnete, die den Nazis stets mit kompromißloser Schärfe entgegengetreten waren. Ich bewarb mich also bei Schumacher, stellte mich vor und wurde sofort eingestellt.

Kurt Schumacher war ein unerbittlicher Arbeiter, den seine Entschlossenheit und die Klarheit seiner Vorstellungen zum Parteiführer prädestinierten. Von seiner Gestalt, die wie ein Abbild des zerschlagenen Deutschland wirkte, ging für alle Mitarbeiter eine Faszination und Motivation aus, die Einsatz bis zur Erschöpfung möglich machte. An sich hatte ich vor, die Weihnachtstage mit meinem sechsjährigen Sohn, meiner Schwester und deren beiden kleinen Kindern in unserem möblierten Zimmer in Ruhe und mit den äußerst bescheidenen armseligen Möglichkeiten zu verbringen, den die allgemeine Lage und mein 220-Mark-Gehalt, das ganz vom Spendeneingang für die Partei abhing, gestatteten. Völlig unerwartet erschien am Heiligen Abend Kurt Schumacher bei uns, unter seinem Arm ein Care-Paket und eine Flasche

Rum. Bei allem Vertrauen, das ich mir bei ihm in der kurzen Zeit hatte erwerben können – er hörte gerne meine Meinung, die er Volkesstimme nannte –, war ich aber doch ziemlich verlegen. Wir hatten kaum einen Stuhl anzubieten. Auch die Kinder waren nicht gerade erbaut. Aber der Rum wärmte uns Erwachsene in der Kälte des Zimmers und löste ein wenig die Befangenheit gegenüber dem großen Mann.

Als dann der erste Weihnachtstag anbrach, war es mit der Familienidylle endgültig vorbei. Frühmorgens erschien der Fahrer mit dem einzigen Auto, über das die Partei verfügte, einem ehrwürdigen Modell Typ »Adler«, das oft liegenblieb und auch sonst wenig Freude bereitete, weil es amerikanische und britische Militärpolizei zu Kontrollen geradezu anzog. Mit diesem Gefährt ging es ins Büro, das mich in seinem absolut unfreundlichen Zustand an den Raum erinnerte, von dem aus Philip Marlowe in den von Schumacher so geliebten Kriminalromanen von Chandler seine Detektivarbeit verrichtete. Es handelte sich um ein kleines Zimmer am Ende des dunklen Ganges einer Parterrewohnung und mußte früher als Speicherraum benutzt worden sein. Ein Fenster ging zu einem Hinterhof und war mit Eisenstangen versehen. Eine billige Chaiselongue, ein Schreibtisch mit zwei Stühlen sowie ein Eisenofen bildeten das Inventar, letzterer ein Prachtstück, weil er im Gegensatz zu unseren möblierten Zimmern mit Kokskohle geheizt wurde, die unermüdliche Parteifreunde immer aufzutreiben wußten. Auch Milch und Butter wurden unter großen Mühen ständig organisiert, um das Magenleiden des Chefs zu lindern, das er sich als Folge eines Hungerstreiks im KZ Dachau zugezogen hatte, als die Bewachungsmannschaften den einarmigen Mann, Invaliden des Ersten

Weltkriegs und Träger des Eisernen Kreuzes, gezwungen hatten, Steine auf einen Hügel hinauf und wieder herunterzuschleppen. Einen dauernden Appell an den inneren Schweinehund im Menschen hatte Schumacher den Nationalsozialismus schon 1932 genannt! Leider waren andere Freunde mit dem gleichen Eifer um Zigaretten und Kaffee bemüht, den Schumacher tiefschwarz und in Mengen trank, was seine Schmerzen wiederum verschlimmerte.

An jenem Weihnachtsmorgen ging Schumacher schon unruhig auf und ab, man spürte seine innere Spannung. »Der Grotewohl schafft es nicht«, rief er mir entgegen, »wir müssen etwas tun, damit die Welle der Einheitspartei nicht nach Westdeutschland überschwappt.« Es ging um die einer Entscheidung zutreibende Frage, ob und wie sich die SPD den in Berlin und in der Sowjetischen Besatzungszone immer stärker werdenden Pressionen der Besatzungsmacht zur Vereinigung von Sozialdemokraten und Kommunisten noch entziehen könne. Schumachers Haltung stand seit langem fest. Für ihn waren die Kommunisten am Zusammenbruch der Weimarer Republik ebenso schuld wie die Nazis und die Schwarz-Weiß-Roten. Er hatte sich deshalb selbst im KZ von ihnen ferngehalten, weil jede Vertrauensbasis fehlte.

Schon auf der historischen Konferenz von Wennigsen im Oktober 1945, zu der Schumacher Sozialdemokraten aus den drei Westzonen und der Ostzone einschließlich Berlin zusammengeführt hatte, war bei ihm der Eindruck entstanden, daß Grotewohl als Vertreter des Zentralaussschusses der SPD in Berlin der Einheitsfronttaktik der Kommunisten und ihrer Befehlsgeber aus der sowjetischen Besatzungsmacht nicht gewachsen war. Er hatte durchschaut, daß die Kommunisten,

die gegen ihr Erwarten kaum Zulauf fanden, sich unter dem Mythos der Einheit der Arbeiterbewegung Blutzufuhr verschaffen wollten, um auf diese Weise ihre stalinistische Diktatur über das Proletariat in ganz Deutschland ausüben zu können. Eine Woche vor Weihnachten, am 15. Dezember 1945, schrieb er: »Es ist nun einmal Tatsache, daß die große Arbeiterpartei in dieser historischen Epoche nicht kommen kann. Daran ist nicht ein Mangel an gutem Willen schuld, sondern die Tatsache der außenpolitischen Abhängigkeit der Kommunisten. In dem Augenblick, in dem nicht nur äußerlich und taktisch, sondern auch innerlich die Absetzung von dem rotlackierten Imperialismus und der Legende vom ›Roten Oktober‹ zu Ende gegangen ist, ist die Einigung der Linken möglich, vorher nicht.«

Zwar hatte Grotewohl in Wennigsen versprochen, lieber die SPD in Berlin und der Ostzone aufzulösen, als sie in die Zwangsvereinigung zu führen. Weihnachten aber häuften sich die Meldungen darüber, daß dort die Verschmelzungen schon im Gange waren; und das war der Anlaß für Schumacher, am 1. Weihnachtstag zu handeln. Er diktierte mir den Text einer EntschlieÙung, die dann am 3. und 4. Januar 1946 auf seinen Antrag auf einer Konferenz der Sozialdemokratischen Partei der Britischen Besatzungszone und am 6. Januar in der amerikanischen Zone nahezu einstimmig beschlossen wurde. Ihr Inhalt bestand darin, daß der Zentralausschuß in Berlin nur für die östliche Besatzungszone sprechen könne, daß aber in den West-Zonen die Haltung der SPD nur durch eigene Entscheidungen bestimmt werde. Die in Berlin oder in der östlichen Zone getroffenen Vereinbarungen von SPD und KPD seien allein durch die machtpolitischen Gegeben-

heiten dort bestimmt und gegen den Willen der Mitglieder der SPD erfolgt. Die Möglichkeit für eine Einigung aller Arbeitenden sei so lange nicht gegeben, wie die Beteiligten »nicht volle tatsächliche geistige und politische Unabhängigkeit von jeder ausländischen Macht bewiesen«.

Man muß die Art erlebt haben, wie er diesen außerordentlichen Schritt vollzog, wie er druckreif formulierte und wie er auf einer Schreibmaschinenseite die praktisch-organisatorische Maßnahme mit der knappen politischen Begründung verband. Es gab keine Formelkompromisse, falsche Zugeständnisse, kein schlaues Offenhalten. Wenn Kurt Schumacher diese Entschließung wie andere Entscheidungen durchsetzte, so hatte das nichts mit autoritärem Verhalten zu tun. Allerdings hielt er auch nichts von der Form des ewigen unverbindlichen Gesprächs, das heute als Ausweis von Dialogfähigkeit und politischer Reife zur Tugend schlechthin stilisiert wird. Seine Überzeugungskraft rührte aus seinen analytischen Fähigkeiten, seiner konstruktiven Gabe, seinem Erfahrungsreichtum und aus dem Willen, das einmal für richtig Erkante mit der Autorität des geborenen Menschenführers durchzusetzen. Er hat dann auch in den Monaten nach Weihnachten außerordentliche Energien entfaltet, vor allem in den Westzonen Berlins, und damit den neuen Ansturm einer totalitären Partei und Ideologie auf Deutschland über die sowjetische Zone hinaus abgewehrt. Weihnachten 1945, die erste Friedens Weihnacht, war also der Auftakt eines großen Kampfes. Es war die Ruhe, die dem Sturm vorausgeht, und so habe ich, die ich in einer dienenden Funktion dabei sein durfte, diese Tage in Erinnerung behalten.

LUISE RINSER

Sie ist eine Frau in reiferen Jahren, aber zwei Drittel ihrer Leser sind jünger als dreiundzwanzig. Sie ist eine Frau, die immer wieder gegen Gewalt als Mittel der Politik auftritt, aber sie ist gleichermaßen fähig zum Mitgefühl für Gewalttäter.

Sie ist eine Frau, die viele Freunde hat, aber auch die Zahl ihrer Kritiker und Feinde ist beträchtlich. Sie ist eine recht streitbare Frau, aber wenn man sie nach ihrem Weltbild fragt, dann kommt die überraschende Antwort: Entscheidend für alles ist die Liebe.

Dieser Mensch in seinem Widerspruch ist Luise Rinser, Schriftstellerin von hohen Graden, in ihrem jetzt siebzigjährigen Leben immer wieder gebeutelt und seelisch geschunden, aber von ungebrochenem Optimismus, mit dem selbstgewählten Auftrag, anderen – den Schwachen und Gestrauchelten – Lebenshilfe zu gewähren. Diese Aufgabe erfüllt Luise Rinser nicht nur in ihren Erzählungen, Romanen und Tagebüchern, sie ist auch eine Reisende in Sachen Seelsorge, die von ihr häufig sehr politisch ausgelegt wird. Und da ist sie verletzbar, Anfeindungen nimmt sie nicht gelassen hin, sie reagiert erbittert.

Hat Luise Rinser ein erfülltes Leben?

Ihre Antwort: Ich denke nicht über mein Alter nach, weil ich viel zuviel Arbeit habe. Ich bin sogar gespannt auf den Tod, denn es interessiert mich, was anschließend kommt.

Von der Liebe zum Menschen

Friede auf Erden ... Ja, das schon, für Europa wenigstens. Politisch gesagt, war's kein Friede, sondern nur der Waffenstillstand. Also kein Krieg mehr, keine Bomben, keine Todesnachrichten von den Fronten. Das war schon viel. Und keine KZ-Morde mehr, kein Hitler mehr, keine Gestapo, keine Angst vor Denunzianten. Das war schon Glück. Aber Friede?

Ich lebte in dem kleinen Dorf Kichanschöring an der Salzach. Ich war als »Evakuierte« aus Rostock gekommen, auf dem Umweg über Schlesien, ich hatte nach langem Suchen eine Bleibe gefunden in meiner oberbayerischen Heimat: Ein Häuschen, dessen Besitzer im Krieg gefallen oder »vermißt« war und das seit Jahren leer stand. Es lag eine halbe Stunde vom Dorf entfernt hinter einem Wald, der »Totenhözl« hieß. Weit und breit keine Nachbarn, das Haus nebenan stand noch einige Zeit leer. Mein Häuschen (es gehörte nicht mir, natürlich, wie hätte ich ein Haus kaufen können, arm wie ich war), es war armselig: ohne elektrischen Strom, ohne laufendes Wasser, mit einem Pumpbrunnen und einem Abort außerhalb des Hauses. Als ich einzog, wuchs der Schimmel an den Wänden, und Mäusemumien und Haufen vertrockneter Fliegen lagen auf dem Boden. Seit dem Herbst 1942 wohnte ich dort. 1944 war ich von dort aus ins Gefängnis Traunstein gekommen. Trübe Erinnerungen.

Und Weihnacht 1945? Wie wird's gewesen sein? Ich habe keine besondere Erinnerung daran, aber die Gesamtlage weiß ich sehr wohl noch. Wir alle waren arm, also auch ich, das

war nichts Besonderes. Das Besondere für mich war: Ich war *frei*. Kein Gestapomann schlich mehr ums Haus, kein Denunziant war zu fürchten, ich war »vom Gesetz nicht betroffen«, das heißt: Ich war nicht in der NSDAP gewesen und hatte in nichts mit Hitler paktiert. Ich war von den Ärzten, welche mit den Amis ins Dorf gekommen waren, nach dem Gefängnischock gesund gepflegt worden mit allerlei Spritzen, es ging mir ganz gut soweit. Aber alles andere ... Wir hatten keine Kohlen mehr, wir mußten uns den Torf selbst stechen im Moor, aber dann war er frisch und feucht, er brannte nicht, er schwelte nur und wärmte kaum. Wir sammelten Tannenzapfen im Wald, die heizten den Torf an, und wir stahlen Holz im Staatswald, zitternd, denn darauf hatten die Amis hohe Strafen gesetzt, das Holz gehörte ihnen, alles gehörte jetzt ihnen, Mädchen und junge Frauen auch, die für Nylonstrümpfe und Schokolade (die für die Kinder) ihnen ein bißchen Liebe gewährten, manche verlobten sich auch, und sie gingen dann, später, mit in die USA, vielleicht aus Liebe, meist aber, um dem deutschen Elend zu entfliehen, und die amerikanische Staatsbürgerschaft war damals die Garantie für Sicherheit und Wohlstand.

Der Winter 1945 war nicht der schlimmste, der kam erst ein Jahr später. 1945 war der Schwarzmarkt noch nicht in voller Blüte, da gab's bei den Bauern noch manches zu haben, wenn man etwas zum Tausch anbieten konnte: Silberbestecke, feine Wäsche, Radios oder auch ein Klavier, das dann ungebraucht herumstand, aber ein Zeichen für Wohlstand war. Ich hatte nichts zum Tauschen und damals noch wenig Geld, erst 1946 verdiente ich gut beim Rundfunk und bei der »Neuen Zeitung«. Es war schwer für mich, fünf Leute zu ernähren:

meine beiden kleinen Söhne, mich und zwei Berliner Ausgebombte. Ich ging »hamstern« zu den Bauern, stundenweit, und kam heim mit einem Ei, einem Tütchen Mehl, einem Stück Brot. Im Garten hatten wir Kartoffeln gepflanzt, aber die fraßen zumeist die Feldmäuse. Einmal, das kann vor Weihnachten 45 gewesen sein, hörte man, es gebe in der Kreisstadt Laufen Heringe ohne Lebensmittelkarten.

Ich radelte hin bei Eis und Schnee, und als ich ankam, war kein Hering mehr da. Ich weiß nicht mehr, ob es Weihnachten 1945 war, daß unser Hausarzt und mein Freund geworden, der Doktor Friton, wie der Weihnachtsmann ankam und aus seiner großen Tasche Köstlichkeiten hervorzog: Brot, ein Stück Rauchfleisch, ein Tütchen Bohnenkaffee, ein bißchen Butter und kleine rote Äpfel (unvergessen), die wir dann als Schmuck an den Christbaum hängten, den wir aus dem Staatswald gestohlen hatten. Vermutlich war's 1945. Sicher hat mir auch meine Tante Marie, die Besitzerin der damals noch winzigen Limonadenfabrik, etwas zu essen gebracht, was sie im Tausch für die beliebten »Kracherl«, die giftfarbigen Süßstoff-Limonaden, von den Bauern bekam. Wir hatten zu essen, wir hatten ein Dach überm Kopf, der Torf im Küchenherd wärmte gerade genügend, wir saßen beim schwachen Licht der kleinen Petroleumlampe mit niedrig geschraubtem Docht (Öl war ganz knapp), und wir waren auf eine sonderbare Art glücklich. Kein Krieg mehr, kein Hitler-spuk mehr.

Was redeten wir? Ich kann es mir denken, aber ich brauche es nicht zu erfinden, es steht schwarz auf weiß in meinem ›Gefängnistagebuch‹, das ich damals aus dem Stenogramm von den Rändern der alten Zeitungen, die wir im Gefängnis

als Klopapier bekamen, ins reine schrieb, damit es dann in Druck gehen konnte, es war eins der allerersten Bücher, die nach dem Krieg erschienen. Da steht mein kurzer Briefwechsel mit der Frau meines Denunzianten. Diese Frau hatte mir geschrieben im Sommer 45, ihr Mann sitze im Lager gefangen und kehre wohl nie wieder heim, sie selbst sei aus dem Schuldienst entlassen. Sie meinte, ich sei es gewesen, die sie beide der Ami-Polizei übergeben habe. Ich schrieb ihr zurück (so steht's auch im Gefängnistagebuch), daß ich nicht an Rache denke. »Ich habe Eure Begeisterung für Krieg und NS bekämpft, weil ich alles verabscheue, was aus Gewalt und Haß geboren ist. Wie könnte ich jetzt das selbst tun, was ich an Euch bekämpfte? ... Nun laß uns Schluß machen mit Haß, Blut und Tod. Was wir wollen (wir, die Überlebenden, die, die wirklich etwas gelernt haben in diesen schrecklichen Jahren), das ist Friede und Menschlichkeit.« Der Brief ist datiert vom 12. Oktober 1945, dem Jahrestag meiner Verhaftung.

Das also war wohl der Inhalt unserer Gespräche, denn auch der Doktor Friton war NS-Gegner gewesen, das hatte uns verbunden in den Kriegsjahren. Jetzt verband uns weiter die Hoffnung auf die Zukunft. Was erhofften wir?

In Goethes »Hermann und Dorothea« steht im 9. Gesang das, was wir damals erlebten und was im 18. Jahrhundert die aus dem katholischen Salzburg vertriebenen Protestanten erlebt hatten, und was Goethe in seine Lebensgegenwart versetzte: Die Flucht der linksrheinischen Bevölkerung während der Revolutionskriege.

»Nur ein Fremdling«, sagt man mit Recht, »ist der Mensch hier auf Erden. / Mehr ein Fremdling als jemals ist nun ein jeder geworden. / Uns gehört der Boden nicht mehr, es wan-

dern die Schätze / Gold und Silber schmilzt aus den alten heiligen Formen, / alles regt sich, als wollte die Welt, die gestaltete, rückwärts / lösen in Chaos und Nacht sich auf und neu gestalten / ... und finden dereinst wir uns wieder über den Trümmern der Welt, so sind wir erneute Geschöpfe.«

Das war's: Das Gefühl, alles sei im Umbruch, alles Alte sei zertrümmert, und über den Trümmern fanden die Überlebenden sich als erneute Geschöpfe, im Feuer geprüft und gereinigt.

Im Herbst 45 fuhr ich zum erstenmal nach München, zur Mitarbeit an der ›Neuen Zeitung‹ gerufen. Sooft ich von da an nach München kam, traf ich mich mit alten und neuen Freunden zu langen Gesprächen. Was alles planten und begannen wir damals! Wir trafen uns in zerbombten Häusern, in ungeheizten Räumen, ein jeder von uns brachte etwas mit: ein paar Kekse, ein paar Ami-Zigaretten, ein Stück Brikett, ein bißchen selbstgesammelten Tee. Wir glaubten so fest an die neue Zeit, wir waren so voller Zuversicht und Mut. Es gab auch Amerikaner von der Militärregierung, die uns bei der »re-education« halfen.

War aber wirklich eine neue Zeit angebrochen? Besäße ich nicht die Fotokopien meiner Briefe an Hermann Hesse aus den Jahren nach dem Krieg, so könnte ich mich jetzt der freundlichen Illusion überlassen, damals sei tatsächlich ein neues Zeitalter angebrochen, eine Zeit des Friedens, der Freiheit, der Menschlichkeit ... Schon ein Jahr später konnte der Münchner Polizeipräsident in einer öffentlichen Rede sagen: »Wer die Magenfrage löst, der hat die Frage der Demokratie gelöst.« Das heißt: Gebt den Deutschen zu essen, gebt die Möglichkeit, wieder zu Wohlstand zu kommen, und sie wer-

den gefügig sein, nämlich den USA. So wartete man denn die Lösung des Währungsproblems ab. Ich weiß das aus einem meiner Briefe an Hesse (1946), in dem ich schrieb, ich habe mich in einer Rede in München für die damals herumstreuende elternlos gewordene Jugend einsetzen wollen, damit sie Heime bekäme, worauf man mir sagte, man könne nichts tun, ehe das Währungsproblem gelöst sei. Nun, es wurde 1948 gelöst, die US-Dollars strömten ins Land, und der Wohlstand begann, an dem wir heute leiden. 1945 ahnten wir noch die Möglichkeit eines alternativen Lebens: Nicht Geld und Besitz und auch nicht der technische Fortschritt und der wirtschaftliche Konkurrenzkampf, sondern der Geist, nämlich der Geist des Friedens, der Brüderlichkeit bestimmte unser Leben. Wir hatten eine Vorstellung von dem, was Sozialismus sein soll: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Aber unsere Ideen erstickten unter dem »Fortschritt«, unter dem Leistungszwang, unter dem wachsenden Reichtum. Denke ich an unsere nächste Zukunft, so spüre ich keine Angst vor dem, was uns da abverlangt werden wird: die Armut. Ich habe sie 1945 erlebt, und es ließ sich mit ihr leben, schwer, das wohl, aber auch schön, denn sie lehrte uns, den Menschen mehr zu lieben als den Besitz.

WALTER SCHEEL

Walter Scheel ist sicher nur zum Teil das, was viele eine rheinische Frohnatur nennen. Sie lassen sich zu diesem oberflächlichen Urteil durch die äußere Erscheinung dieses Mannes mit einem Lebenslauf voller Höhepunkte, aber auch Einbrüche verleiten. Sie werden getäuscht durch die tiefeingeschnittenen Lachfalten, durch die sich fröhlich kringelnden Löckchen, durch seine betonte Eleganz in der Kleidung.

Walter Scheel hat aber viel mehr zu bieten als Witze und Witzchen. Wen er ins Vertrauen zieht, der merkt sehr schnell, welch tiefer Ernst, aber auch welch nur durch Ironie gemilderte Bitterkeit in dem einstigen Bundespräsidenten steckt. Er hat sich derzeit viel aufgeladen, seine Ehrenämter in den unterschiedlichsten Lebensgebieten sind Legion, er ist in Gefahr, sich zu verschleifen. Aber wer ihn als publikumswirksames Aushängeschild mißbrauchen will – und da gibt es viele, die solche Pläne hegen –, wird sein blaues Wunder erleben. Scheel sieht sich keineswegs am Ende seiner politischen Karriere, da gibt es noch sehr Wesentliches, was er zu ordnen gedenkt. Wenn ihm eine Anrede nicht schmeckt, dann ist es der Titel: Herr Altbundespräsident. Auf dem Abstellgleis des politischen Pensionärs ist sein Lebenszug noch keineswegs eingelaufen.

Walter Scheels Beitrag zu diesem Sammelband ist nur kurz. Schade, er hätte viel zu erzählen. So warten viele, hoffentlich nicht vergeblich, auf eine bald folgende Fortsetzung.

Ohne Angst vor der Zukunft

Weihnachten – das Fest der Freude und des Friedens, der Hoffnung und der Liebe, des Glaubens und der Vergebung.

Hat je ein Weihnachten diese Werte so lebendig gemacht wie damals 1945?

Nur noch für die Älteren unter uns ist dieses Weihnachten 1945 persönliche Erinnerung, traurige Erinnerung, aber in manchem auch wehmütige Erinnerung. Da war die übergroße Freude, daß zu diesem Fest die Familie wieder zusammengefunden hatte, die Freude, aus einem versteckten Winkel ein kleines Geschenk hervorzusuchen, eingewickelt in sorgfältig glatt gestrichenem Papier. Da war der Glaube, der vielen Verzweifelten half, die Trauer über die im Krieg Gebliebenen zu tragen, da war das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Gemeinschaft, die in der Not füreinander eintrat.

1974 habe ich in meiner Weihnachtsansprache gesagt: »... wir wissen nicht, wie es weitergehen wird. Deshalb sind wir beunruhigt.« Auch 1945 wußte von uns keiner, wie es weitergehen würde. Die Zukunft war mehr als ungewiß, aber wir kannten keine Angst vor der Zukunft. Wir waren nicht beunruhigt, denn die Zukunft war all unsere Hoffnung. Die Zukunft würde Frieden heißen, und wir waren beherrscht von dem Gedanken, wie wir diesen Frieden gestalten würden.

Das Volk, das bedingungslos kapitulieren mußte, das drohte, ein Spielball der Besatzungsmächte zu werden, suchte sich sein Ziel für seine Zukunft selbst. Dieses Ziel konnte nur sein, sich und sein Land materiell, aber auch geistig, in Ordnung zu bringen. Die Niederlage war zum Tor der Freiheit

geworden. Die vorangegangenen zwölf Jahre NS-Regime hatten uns etwas sehr Wesentliches gelehrt, nämlich das Bewußtsein für ein Gemeinwesen, das den Bürgern ein Höchstmaß an persönlicher Freiheit, an Mitwirkungsmöglichkeiten bei politischen Entscheidungen garantiert, das die aktive Mitwirkung aller – insbesondere auch der damaligen jungen Generation, die ja nach dem Krieg erstmals mit Politik in Berührung kam – bedurfte.

Und wir hatten aus dem Krieg gelernt, daß das Leben in Frieden mit unseren Nachbarn das kostbarste Gut ist. Wir wußten 1945, daß Frieden, innerer und äußerer, jeden Tag von neuem umgesetzt werden muß.

Die Ausgangslage war 1945 alles andere als einfach. Wir mußten z. T. unter unwürdigen Bedingungen für unsere freiheitliche Verfassung ringen. Aber das Wissen um die Verantwortung, die wir gegenüber unserer Zukunft tragen, hat uns die Kraft gegeben, für dieses Ziel zäh zu kämpfen.

Heute können wir mit Stolz feststellen, daß wir eine demokratische Ordnung aufgebaut haben, die mehr ist als eine Ordnungsform, die wirtschaftlichen Wohlstand sichert. Der Bürger weiß um den hohen Wert der persönlichen Freiheit und der Mitwirkung bei politischen Entscheidungen. Er ist bereit, sie zu verteidigen, auch wenn die Wirtschaft mal nicht so funktioniert, wie er es gerade gern hätte.

Wie sehen dies die Jüngeren, die schon in Zeiten des Friedens und der Freiheit geboren, in unserem Rechts- und Sozialstaat groß geworden sind? Wir haben sie vor der Erfahrung des Krieges, der Diktatur und der Unfreiheit bewahren können. Sie kennen diese Schrecken aus dem Geschichtsunterricht, aus dem Fernsehen, aus der Zeitung, dem Film. Sie set-

zen sich intensiv mit dieser Zeit auseinander, sie wollen diese Fehler nicht wiederholen.

Aber gibt es ein ebenso tiefes Nachdenken über die Zeit nach 1945, über die Zeit des Kämpfens und Ringens für unsere freiheitliche Verfassung, die nun viel älter ist, als es das sogenannte Tausendjährige Reich je wurde? Unsere jüngste Geschichte, die mit 1945 beginnt, kann uns heute, wo wir allenthalben Ziellosigkeit beklagen, ein lebendiges Vorbild sein.

FRANZ WÖRDEMANN

Wer aus Münster kommt und dann noch der Sohn eines Schulmeisters ist, der kann doch eigentlich nur ein westfälischer Muffelkopf sein.

Franz Wördemann hat auch gelegentlich die Attitüden, die seinen Landsleuten nachgesagt werden: zielbewußt bis hin zum Starrsinn, trotzig und voller Mißmut, wenn er sich gelackmeiert fühlt. Doch diese von ihm selbst gepflegte rauhe Schale ist leicht aufzubrechen. Wer sein Vertrauen gewinnt, dem schließt er auch seine geheimsten Gedanken und Überlegungen auf. Dem Freund ist er der beste Freund, den man sich wünschen kann.

Franz Wördemann hat es sich nie leicht gemacht. Er blieb auch in seiner Zeit als Chefredakteur des ›Münchner Merkur‹ unbeugsam, als ihm Wendigkeit ein bequemes Leben ermöglicht hätte. Er sagt seine Meinung, er läßt Gegenargumente gelten, aber wenn ihm die Linie nicht paßt, dann schmeißt er lieber den ganzen Krempel hin, als daß er Konzessionen macht, die ihm unsympathisch sind. Er ist eben doch ein richtiger Westfale, auch wenn er jetzt in der bayerischen Diaspora lebt. Was mir an diesem Mann imponiert, ist sein ausgeprägtes Engagement für die Jugend, für die Förderung des journalistischen Nachwuchses. Während andere sich nur Gedanken darüber machen, wie sie die Zeit als Pensionär am angenehmsten verbringen können, will Franz Wördemann noch einen ganzen Berg von Ratschlägen an die folgende Generation weitergeben.

Weihnachten 1945. Vergeblicher Versuch, einen Punkt zu vermessen

Den Einladungsbrief des Verlages las ich auf der Sonnenburg.

Ich war dort, im Südtiroler Pustertal, um einige Sommertage Rast zu machen, in die ladinischen Hochtäler hinaufzublicken, wohl auch, um von der Äbtissin zu träumen. Sie hieß Verena von Stuben. Um 1450 stand sie einem mächtigen Klosterstift der Tiroler Adelstöchter vor, eben dieser Sonnenburg, und wehrte sich von hier aus gegen den Kardinal und Bischof im nahen Brixen, den landfremden Moselaner Nikolaus von Cues. Ihn trieb es, durch einen provozierten Streit um weltliche Rechte und geistliche Pflichten der Sonnenburgischen Adels- und Kirchentöchter die Machtinteressen seines Papstes gegen die weltliche Herrschaft im Tirol beiderseits des Brenners durchzusetzen. Der Cusaner welkt noch in den Folianten der Philosophie und Theologie. Vom Herzog Sigmund in Innsbruck spricht niemand mehr. Verena, die Äbtissin, lebt. Nicht allein im Echo luftig geschwungener Räume der wiederhergerichteten Klosterburg. Sie ist ganz lebendig in der Erinnerung des weiten Tales und seiner Menschen. Verena ist nicht tot.

Dort, auf dem Felskopf über der Rienz, las ich den Brief des Verlages. Er bat mich, meine Weihnacht 1945 zu beschreiben. Denn diese Weihnacht sei ja, meinte der Verlag, »zum ersten Mal seit Jahren wieder ein Fest des Friedens, ein Fest der Hoffnung« gewesen.

Wirklich? War es so?

Wenn ich vom Felskopf der Sonnenburg nach Osten ins

Tal blicke, sehe ich Rechteckslinien aus grauen Steinen in den Uferwiesen der Rienz. Dahinter liegt das Dorf St. Lorenzen; auf italienisch heißt es San Lorenzo di Sebato. Die Steinlinien sind Fundamentreste der römischen Militärstation Sebatum. Das Manipel, die Kohorte in Sebatum, hat die Straße des Imperiums gesichert, die hier vorbeilief, die nördliche Via Claudia. Sie kam von Aquileia, ging durch das Tal und stieg über die Berge ins südliche Deutschland.

Alle zogen sie über die Via Claudia. Römer, Ladinler, Goten, Bajuwaren, Venezianer, die Italiener, Deutschen und Franzosen; die Könige, Kaufleute, Landsknechte, die Bauern, Pfaffen und Gaukler, die farbenprächtigen Karawanen der Macht und die des Reichtums, die hungrigen Helden und die geprügelten Hunde. Sebatum hat ihre Wege gesichert. Sebatum lebt. Es sichert heute, selbstverständlich wie eh, die Karawanen knallbunter Ski-Helden auf dem Wege nach Cortina und Corvara, Italiener, Deutsche und Franzosen. Mit Tankstellen und Gaststätten. Das ist nur äußerlich. Sebatum selbst hat nichts von seiner Geschichte verloren, nicht einen Tag.

In der abendlich-dunstigen Talwärme wurden Sebatums Steine undeutlicher. Da habe ich auf den Verlagsbrief eine Notiz gekritzelt: »Weihnachten 1945 – Moment totaler Geschichtslosigkeit?«

War es wirklich so?

Die Notiz liegt vor mir. Aber nun, da ich an das genaue Beschreiben herangehen soll, macht sie sich verdächtig. Ist sie nicht bloß eine zu groß geratene Geste des Wortes? Und dann die Gefahr, daß sie als Umschreibung der Stunde Null verstanden werden könnte, von der ja auch der Verlagsbrief spricht: »... *damals in der Stunde Null, die nicht nur Zusam-*

menbruch bedeutete, sondern Hoffnung und Wiederbeginn.«
Das ist zuviel. Zuviel weggelassen, zuviel vorweggenommen.

Ich zwingen mich zur Erinnerung. Sie kommt nicht von selbst. Einzelheiten sind verschwommen. Ich weiß nicht einmal mehr, wie der Winter 1945-1946 im westfälischen Münster, meiner Heimatstadt, wirklich war. Im Zweifelsfall wie immer, schwarz, naß und ärgerlich.

Vielleicht hilft es, vorerst nicht das Erinnerte, sondern das Erinnern genauer zu benennen. In dieser Minute ist Erinnern ein Vorgang in Grau. Aber Grau bedeutet nicht nur Verschwimmen von Klarheit und Kontur, Grau kennzeichnet Erschöpfung.

In der Tat wird Erschöpfung im Zurückdenken zum ersten festen Merkmal meiner Weihnacht 1945. Und das heißt soviel wie Ergebung in den Stillstand. Da war, für mich, nichts von Ende. Da war, für mich, noch nichts von Anfang und Neubeginn.

Das Abgleiten in Erschöpfung und Stillstand muß also beschrieben werden. Ich vermute, daß dies zum Beschreiben des Zerbrechens und Verschwindens jeglicher Form und Sicherung werden wird.

Münster, meine Heimatstadt, hatte kein Gesicht mehr.

An einem heißen Spätsommertag 1945 stand ich da, wo einst der Hauptbahnhof stand. Der topographische Punkt Bahnhof war dadurch ausgewiesen, daß hier immer noch, auf wunderbare Weise, Schienenstränge zusammenliefen.

Ich war ein Schatten, ausgemergelt und krank, mit den Reststücken einer Heeresuniform behangen, dennoch reich ausgestattet, da ich schwergenagelte Bergschuhe an den nackten Füßen trug. Daß das jetzt Reichtum war, wußte ich noch

nicht. Ich wußte gar nichts von der Welt, in die ich zurückkam. Ein knapp zweiundzwanzigjähriger Leutnant, durch Zufall aus russischer Gefangenschaft »entlassen«, war halb bewußtlos, körperlich fast aufgezehrt, von Stettin über Berlin, den Harz, die Grüne Grenze, dann nach Norden und wieder nach Westen einbiegend, entlang der alten Reichsstraße 1 – kaum gewahrend, daß sie es war – nach Münster gewankt. Alpträumwandlerisch und von nichts Kenntnis nehmend.

Ich stand am Bahnhof und die Stadt hatte kein Gesicht mehr. Was in meiner Vorstellung noch immer Straßen waren, die sich durch die Mitte der Stadt in ihren nordwestlichen Teil zogen, wo wir wohnten, war nur noch rollendes Hügelgelände von Schutt und Haustrümmern. Ich habe, glaube ich, viele Stunden gebraucht, den kurzen Weg zu finden.

Von den nächsten Wochen weiß ich nichts mehr. Danach habe ich erfahren, daß wenige Menschen – meine Tanten, meine Mutter, ein alter Arzt aus der Nachbarschaft – mein Leben gerettet haben. Sie machten Unmögliches möglich: Sie besorgten jeden Tag, unter unsäglicher Mühe, aus entfernten Dörfern etwas Milch, mal einen Viertelliter, mal einen halben, dann und wann gar einen ganzen Liter. Aber täglich.

Als ich aus der langen Dämmerung wieder auftauchte, war vieles, was ich in den Monaten des Jahres 1945 erlebt hatte, aus dem Gedächtnis gewischt. Später erst sind die Erinnerungen wiedergekommen, anfangs als Schemen, dann als Bilder mit Farben und Gesichtern und Stimmen. Aber das Bild der Stadt ohne Gesicht war gleich wieder da. Lange hat es mich verfolgt, bis tief in den Winter hinein, als ich mich, wie ich meinte, an Schutt und Trümmer und zerrissenes Gehäuse längst gewöhnt hatte.

Das berührt mich noch heute seltsam. Wie ist es möglich, daß jemand, der jahrelang durch zerstörte Dörfer und Städte des Balkans, Rußlands und Polens gezogen war, in ihnen kampiert und seinen Dienst getan, oft genug als Beteiligter mitten in Brand und Bersten gestanden hatte, von der Larve einer einzigen Stadt so verfolgt wird? (Um den vorgeschriebenen Zeitpunkt des Erzählens nicht zu vergessen: ... verfolgt wurde, bis in die dunkle und naßkalte Lautlosigkeit der Weihnacht 1945.) Daß es die »Heimat« war, reicht als Erklärung nicht aus, denn der Vorrat an solch schlichtem Gefühl war lange schon und für geraume Zeit ausgeschöpft.

So habe ich es mir zurechtgelegt: Da kommt ein Mann (der noch gar keiner war) aus einer Zeit, in der zum Ende nichts mehr vom anderen sich unterschied. Die Ereignisse wie auch die Räume ihres Geschehens verschwammen ineinander, hatten keine Eigenständigkeit mehr und waren bar jeder Markierung und Orientierung. Denn es war zuviel gewesen. Der Mann, der noch keiner war, kommt also aus dieser Zeit an einen Ort, der in den Jahren seiner Kindheit und frühen Jugend ungefragt, in allen seinen Teilen selbstverständliche Orientierung dargeboten hatte. So selbstverständlich und ohne Unterlaß, daß er sie nie bewußt wahrnahm; er hatte nur einfach in einem übersichtlichen und begreifbaren Netz von Festigkeit gelebt. Er brauchte keinen Wegweiser, keine Straßenschilder, um zu wissen, wo es entlangging. Das war einfach alles da, Elternhaus, Schule, Plätze, Gärten, Rathaus, Bürgerhäuser, Adelshöfe, Schloß und Dom. Als er angekommen war, nach seiner Alptraumwanderung, da waren die Festigkeiten nicht mehr da – und das, was noch war, stand ausgehöhlt, zerfetzt und vom Schutt bis zur Unkenntlichkeit ver mummt.

Nicht die Zerstörung der Schönheit hat mich am Tag der Heimkehr stumm und leer gemacht, sondern das simple Nicht-mehr-da-Sein von kürzlich noch gelebter Selbstverständlichkeit. Das Sicherheitsnetz von Kenntlichkeit und Regel war nicht zerrissen, es war einfach verschwunden.

Ich muß vom Dom erzählen. Einige Wochen nach Rückkehr und Krankheit ging ich in die Stadtmitte, auf zwei Stöcke gestützt und, wie ich vermute, mit müden Augen. Das war kein schöner Tag; das Erlebnis der Stunde am Hauptbahnhof wiederholte sich. Vor dem Dom ist mir zum erstenmal eine Ahnung vom Grund der Leere gekommen, die ich mit mir umhertrug und in der ich mich bewegte. Sie war etwas gänzlich anderes als die blasse Schwäche, als jenes Empfinden von Abwesenheit, wie man es nach langer körperlicher Krankheit beim ersten schüchternen Gang nach draußen spürt (das kam noch hinzu).

Den Dom von Münster sah ich wieder, als Clemens August von Galen, Bischof der Stadt, gerade zum Kardinal ernannt, feierlich von Rom zurückkam. Das war ein großes Ereignis; das erste, das ich bewußt wieder wahrnahm. Auf dem Domplatz hatten Bulldozer der britischen Besatzungstruppen den Schutt zu einer primitiven Rampe zusammengeschoben und festgewalzt. Auf der Rampe, ein oder zwei Meter über der Menschenmasse, standen britische Generale und Obristen, kühle Distanz in den Gesichtern, und die neue deutsche Stadt- und Provinzobrigkeit in zusammengeklauten schwarzen Jacken und Hosen, die erkennbar viel zu weit waren, und auf den Köpfen borstige, glanzlos gewordene Zylinder, die tief über die Ohren rutschten: ein Spektakel der hilflosesten Ärmlichkeit. Das habe ich nicht vergessen; es ist wie eine

Momentaufnahme geblieben, aber berührt hat es mich damals kaum. Denn das eigentliche Geschehen – wenigstens für mich in jener Minute – stand hinter der Galerie der Uniformträger und den aufgereihten städtischen Kleidermännern: Der Dom war kaputt.

(Das habe ich jetzt gerade so hingeschrieben – »kaputt«. Seltsam, daß ich ein schmales und billiges Wort nehme ... »kaputt« sind Kleinigkeiten, Spielzeug, Taschenuhren, Stuhlbeine. Aber eine Kathedrale? Ist das mechanisch gegriffene kleine Wort noch heute der Versuch, das Bedrückende wegzudrücken?)

Der Dom – ein Bau von gewaltigen Maßen und robuster Stärke war einfach zerbrochen. Turmstümpfe ohne Kopf, tonnenschwere Brocken des meterdicken Mauerwerks umhergeschleudert, Stützpfiler aus der Erdverankerung gedrückt und über dem zerschlagenen Rumpf eine stumme Traurigkeit, die von den Hochrufen der auf dem Platz versammelten Graugesichter auch nicht entfernt berührt wurde. Vielleicht spürt man das nur, wenn man zu Füßen und im mächtigen Schatten eines solchen Bauwerks aufgewachsen ist. Wiederum war es nicht der Tod der Schönheit, der mich still gemacht hat. Der Verlust der Eleganz des Rathauses und der barocken Adelshöfe hat mich weniger bewegt – nein, erneut war es die Konfrontierung mit dem Nicht-mehr-da-Sein einer Selbstverständlichkeit, die im Fall des Doms wie im Fall der Stadt Sicherheit geheißen hatte. Für das Kind und den Jungen war unvorstellbar gewesen, der Gedanke gar nicht denkbar, daß diese feste Burg, die die Jahrhunderte, den Veitstanz der Wiedertäufer, die Beschießung durch die eigenen bischöflichen Fürsten und was sonst noch immer ungerührt über-

standen hatte, je auch nur den mindesten Schaden nehmen könne. Was da wahllos auf den weiten Vorplatz geschleudert war, schien nicht mehr zusammenfügbar: Es war aus.

Es war eben nicht aus. Aber das habe ich nicht gewußt.

Ich bin müde nach Hause gegangen. Auch an diesem Tag hat der Weg Stunden gedauert, obwohl die Entfernung kurz und schon ein Netz von Trampelpfaden über die Haldenlandschaft von Schutt und Geröll gezogen war.

Nüchternheit und Logik spielen keine Rolle. Natürlich hätte ich wissen müssen, daß die Stadt zerbombt war; schließlich hatte ich ja im Herbst 1944 noch Briefe bekommen, und ich wußte es auch. Aber wenn ringsum nur Auflösung ist, klammert sich irgend etwas – Hoffnung? Widerstand? Hilflosigkeit? – an einen geträumten Ort der Festigkeit. Den Traum hält man fest; ihm unterwirft man sich. Darüber das Wissen zu verdrängen, ist für den Nüchternen natürlich Narterei. Ich lebte damals wie ein Narr. Wenigstens in den langen Monaten des »Zusammenbruchs«, der gar keiner war. Zusammenbruch geht plötzlich vor sich. Ich war, wie alle anderen, Uniformteil eines Regelwerks, das erst langsam, wenn gleich stetig, dann immer schneller zerfiel, bis nichts Greifbares mehr vorhanden war, keine Ordnung, keine Richtung, kein Ziel.

Es genügt also nicht, die Heimkehr zu skizzieren, um die lautlose Leere meiner Weihnacht 1945 einigermaßen begreiflich zu machen. Der Zerfall der Reste menschlicher Gemeinschaft, bis dahin Armee genannt, muß andeutend beschrieben werden.

»Es ist aus« – das ist eine Sekundenaffaire, die sich dem Beschreiben entzieht. Allenfalls kann ich heute, im Rückblick

über dreieinhalb Jahrzehnte, zögernd formulieren, daß sich in der fraglichen Sekunde so etwas wie die Explosion der Zeit vollzieht.

Das klingt rätselhaft. Ich will es zu erklären versuchen; am Beispiel der anderen Es-ist-aus-Sekunde, die ich erlebt habe. Sie kam im Februar des Jahres 1945. Da wurde ich auf einer tiefverschneiten Heide in Westpreußen, ziemlich weit hinter der sowjetischen Hauptkampflinie, gefangengenommen. In einer frühen Morgenstunde. Der Nachtfrost hing noch sichtbar in den dünnen Nebelschwaden, die über die Heide trieben. Aus den Schwaden tauchten drei Soldaten der Roten Armee auf, ganz lautlos. Sie sagten auch nichts. Sie hoben nur die Maschinenpistolen. Ich hob die Arme. Es war aus.

Zehn oder zwanzig Meter entfernt geschah genau dies noch einmal. Zwei Unteroffiziere, die noch bei mir waren, hoben die Arme – kein Laut; stumme Bewegungen; nur die Kälte klirrte.

Wir drei waren allein. Wir hatten uns für die helleren Stunden unter den Schnee graben wollen. Dort kann es warm sein. Oder doch nicht so eisig kalt. Drei, vier Tage vorher waren wir noch Menschen in einer Kampfseinheit gewesen, die eine Schneise durch den sowjetischen Ring um die »Festung« Thorn geschossen hatte, um den eingeschlossenen Zwanzig- oder Dreißigtausend einen Ausbruch nach Westen, in Richtung auf die vermutete deutsche Front, zu ermöglichen. Der Ausbruch gelang. Der Versuch dauerte fünf oder sechs Tage. Das waren fünf oder sechs Tage des Sterbens im Schnee. Dann wurden einige wenige Tausend gefangengenommen: hier einer, dort zwei oder drei oder fünf – Versprengte, wie lästige Reststücke zusammengekehrt. Unternehmen Abfallhaufen.

Was war eine »Einheit«? Eine militärische Organisationsbezeichnung für einen militärischen Organisationsteil ganz unten, da, wo eine Aufteilung nicht mehr sinnvoll und möglich ist; also das, was zusammenbleibt, gleichgültig, welchem höhergegliederten Verband die Einheit unterstellt wird.

In Wirklichkeit war eine Einheit in den letzten Phasen des Krieges mehr und anders: eine Gruppe von überschaubarer Größe mit überschaubaren Lebens-, vielleicht Überlebensmöglichkeiten, eine in sich geschlossene, nach außen sich abgrenzende Existenzgemeinschaft. In ihr gab es eine innere Hierarchie, die sich nicht notwendig mit der verordneten militärischen Hierarchie decken mußte; es war eine Hierarchie, die sich nach den Elementen menschlicher Kraft und seelischer Stärke aufbaute.

Diese Gruppe lebte ihr ganz eigenes Leben, auch wenn sie äußerlich als Einheit befehlsgemäß an jeweils zugewiesener Stelle dem Funktionieren des Großapparates Armee diente. In dieser Gruppe hatten die Parolen längst ihren Geist aufgeben müssen, Führer und Reich waren tot, bevor sie starben. Diese Gruppe trug ihre Landsknechtsexistenz mit sich, fahrend und schießend, ihr eigenes Zuhause – Lkws und Kettenfahrzeuge, beladen mit Munition, Treibstoff und geklauter Zusatzverpflegung – rollte mit ihr, wo immer sie hingeschoben wurde; das Überleben zu sichern, wurde ihr erster, dann ihr alleiniger Zweck. Sie war zur eigentlichen Heimat geworden und band alle jene Gefühle, die das Wort »Heimat« üblicherweise freisetzt. Das ist mehr als die abgewetzte Kameradschaft.

Auf der westpreußischen Heide wurde diese menschliche Heimat, letzte und ständige Zuflucht, Ort der Festigkeit auf

den endlosen Zügen, Stück für Stück – und das heißt: Mensch für Mensch – in wenigen Tagen zerschlagen. Der Überlebende wurde Schritt um Schritt in seine Einsamkeit getrieben. Der Prozeß der Vereinsamung bis zum Endpunkt war berechenbar, die Rechen- und Datenlagen lagen klar erkennbar im Schnee, die zerbrochenen Hilfsmittel der Landsknechtsexistenz, Waffen, Gerät, Fahrzeuge, und die Toten, die eben noch so notwendig für das eigene Leben gewesen waren.

Nur ist das Erstaunliche, daß man die Zeit nicht berechnet. Man schiebt das alles vor sich her, wie die Überschalljäger die Luftmasse vor sich herschieben, bis sie zur Mauer wird. Der Überschalljäger durchstößt die Mauer, denn er hat ja Kraft, und sie explodiert.

Der Versprengte schiebt die Zeit vor sich her, bis er an seine Zeitmauer kommt. Dann explodiert seine Illusion, die zusammengepreßte Zeit. Ein Blitz von Begreifen – es ist aus.

Es ist natürlich nicht aus. Aber das weiß man in der Sekunde nicht.

Was hat das alles, wird der Verlag mich fragen, mit »Weihnachten 1945« zu tun? Da soll er, sagte der Verlag, die Umstände beschreiben, die *»trotz allem das Weihnachtsfest seit Jahren wieder ein Fest des Friedens, ein Fest der Hoffnung«* werden ließen. Und da schreibt er dennoch vom Schnee auf der fernen Heide, vom Zerfall der Armee, von der stummen Heimkehr und von der Stadt ohne Gesicht. So geht, könnte der Verlag sagen, das eigentlich nicht, denn – das hatte der Verlag gesagt – *»Die Schrecken des Krieges gehörten der Vergangenheit an«*.

Was ist der »Schrecken des Krieges«? Das ist die mit Not benennbare Summe von beschreibbaren Details des Vernich-

tens, des Tötens, der Angst und des verzweifelten Festhaltens am eigenen Leben.

Wann »gehört der Schrecken der Vergangenheit an«? Diese Grenze ist nicht benennbar. So viel weiß ich: sie lag für mich nicht an irgendeinem Tag zwischen dem frostigen Februar-morgen auf der Heide und dem Heiligen Abend im Dezember desselben Jahres. Zu spekulieren, wo sie tatsächlich später gelegen hat – wenn es sie denn überhaupt gibt –, ist müßig.

Nur ist mir beim Schreiben deutlich geworden, daß – wiederum: für mich – die Weihnacht 1945 kein isolierbares Datum sein kann, um das herum lebende Bilder der Vergangenheit zu gruppieren wären. Das geriete zur Pose. Wie auf den vergilbten Aufnahmen dieses Gesellschaftsspiels einer versunkenen bürgerlichen Epoche.

Nein, »Weihnachten 1945« war nichts anderes als ein Punkt in einem unsäglich langsamen Prozeß der Ablösung vom Geschehen. Ein Punkt so klein, daß der Versuch, ihn zu vermessen, vergeblich bleiben muß. Eine kalendarische Markierung, allenfalls brauchbar als Chiffre für einen ganzen Winter des Stillstands.

Aber da schleicht sich – dies merke ich in der Pause des Notierens – ein Fehler ein. Dies gerät mir unter der Hand zur Skizze einer Isolierung; fast so, als hätte ich allein in einer gestorbenen Stadt gestanden.

Die Stadt war emsig.

Die Stadt war sehr emsig. Es gab ja viel zu tun. Da mußte, zum Zweck lückenloser Registrierung, von einem Amt zum nächsten gelaufen, im übernächsten um Bezugsscheine für ein-nige Krümel Fett oder ein Paar Handschuhe angestanden und stundenlang gewartet werden. Die Verwaltung war sehr bald

wieder da und benahm sich genau so, als ob es tatsächlich, außer dem vollkommenen Mangel an allem, etwas zu verwalten gäbe. Ich frage mich heute noch, woher die Ämter das Papier für die endlosen Listen bekamen, in die unsere Bezugsscheine eingetragen wurden, für die es dann nichts gab. Wir hatten nicht einmal Papier, um eine Nachricht zu schreiben.

Die örtliche deutsche Verwaltung hatte ihr Spiegelbild in der örtlichen britischen Verwaltung. Sie unterschieden sich deutlich. In den deutschen Verwaltungsbaracken war es kalt und es roch dumpf nach feuchten, ungelüfteten Kleidern; außerdem riecht Hunger schlecht, wenn er länger dauert, schal und säuerlich-bitter. In den Büros der britischen Militärverwaltung war es warm und da roch es nach Seife, Stiefelwischse und Playerszigaretten. Es roch satt. Aber eigentlich waren beide, in Art und Attitüde, austauschbar: eben Verwaltung – was da draußen ist, das ist nur, um Verwaltung zu ermöglichen und um verwaltet zu werden. Da bleibt es letztlich ohne Belang, ob das »draußen« aus Hunger und Kälte besteht oder aus Besiegten, die in der Ordnung zu halten und auf den richtigen Weg zu führen sind. Auch das geschah ohne Feindseligkeit, nur eben korrekt gemäß Vorschrift und Reglement. Nach der Herrschaft der Maschinenwaffen die Herrschaft der Schreibmaschinen. Überganglos. Beim Waten durch die Pfützen des Winterregens und beim Stehen auf gebrochenen, kalten Zementböden habe ich meinen Reichtum begriffen: meine schweren Bergschuhe, die ich behalten hatte, weil sie den Russen zu klobig gewesen waren. Auf dem Schwarzmarkt am Bahnhof hätte ich sie sicher gegen 300 Gramm Butter tauschen können. Aber man wird zum bedachtsamen Kaufmann: Butter – selbst ein so unvorstellbar großer Berg wie

300 Gramm – ist schnell weg, Bergschuhe bleiben, auch wenn sie immer von den Füßen rutschten, weil es keine Schnürsenkel gab.

Manchmal habe ich um meine Schuhe gefürchtet. Besonders abends, wenn die DPs aus ihren Lagern am Rand der Stadt truppweise in die Straßen kamen. Eigentlich waren da noch keine Straßen, sondern nur Hohlwege, die durch den Schutt geschaufelt waren, meistens, aber nicht immer in mißtrauisch-achtsamer Entfernung von den Mauerresten. Gelegentlich brachen Häuserstümpfe zusammen, besonders dann, wenn der Regen, der Wind und der Schnee gegen sie drückten. Dann lag eine Trümmerbarriere über dem Hohlweg und man mußte wieder klettern. Nur die Kamine blieben stehen. Kamine sind etwas beruhigend Festes. Kamine mag ich gern.

Die Bergschuhe habe ich durch alle Fährnis gerettet. 1946 und auch im folgenden Jahr bin ich in ihnen zur Universität getrottet. 1948 habe ich sie in eine Kellerecke gestellt. Das hatte nichts mit Währungsreform und neuem Güterumlauf zu tun. Die Sohlen waren nicht mehr festzumachen. Es war eine schmerzliche Trennung. Wir waren sehr befreundet.

Die Emsigkeit hatte – beim Zurückblicken wird es nun deutlicher – etwas Termitenhaftes. Wir krabbelten durch die Stadt und übers umliegende Land, um die Minima der Existenz heranzuschleppen. Leute meines Jahrgangs werden heute von den ganz Jungen mit offenem oder verstecktem Vorwurf gefragt, ob wir damals nicht Großes hätten bewegen können und müssen. Wir haben schon früh Großes bewegt: einen halben Sack Kartoffeln oder einen Sessel, der reparierfähig schien. Das waren Taten, die den Tag restlos mit Bedeutung füllten.

Das klingt abgestanden und wird zurückgewiesen, seitdem die Heerhaufen der Politikfunktionäre die »Wiederaufbauleistung« und das Wir-haben-es-Geschafft durch ihre tibetanischen Gebetsmühlen drehten. Die sachliche Notierung individueller Gefühle über einen Zeitzustand hat nur noch geringe Chancen vor dem Verdacht der ganz Jungen, da sei die Möglichkeit einer ganz »neuen Ordnung« vertan oder unterschlagen oder weggeschoben worden. Aus dem Verdacht nähren sie ihre Verachtung oder ihren hochmütigen Zorn, als seien sie schon damals um ihr Heute geprellt worden. Das ist wohl kaum zu ändern. Erinnerungen können vielleicht erzählt werden, aber gibt es eine Möglichkeit für die Phantasie, das ganz persönliche Wandern durch eine Zeitzone nachvollziehend mitzugehen?

Was sollen diese Fragen ... ich beschränke mich auf das Notieren des Damals. Tage, an denen die Termiten nicht suchen, besorgen, organisieren, klauen und schleppen konnten, waren gefürchtete Tage, weil Leere ins Zimmer kam. Ich habe – jetzt weiß ich es wieder – die Weihnachtstage 1945 gescheut. Sie waren genau so wie befürchtet: still, leer, ohne Bewegung. Das Frettchen Erinnerung, auf die Fährte gesetzt, bringt zugleich noch etwas anderes nach oben: daß sich, außer dem Organisieren auf den Termitenwegen, nichts bewegt habe, stimmt nicht.

Ich überlege, wie ich dieses andere beschreiben soll; es entzieht sich der schnellen Formulierung. Vielleicht, denke ich mir, beginne ich mit dem Wort »Organisieren«. Es benannte in jenem nassen Winter das Beschaffen des unmittelbar Notwendigen (Kartoffeln, Holz, Fett, Hemd und Bett), wobei die Legalität des Vorgehens ziemlich belanglos war. Für diese

Sparten der Überlebentechnik war ja einschlägige Erfahrung aus der Landsknechtszeit reichlich vorhanden; als einziger Überfluß, sozusagen. Es ging um Anlage und Sicherung einer privaten, der Familie Platz bietenden Bastion für das Überwintern. »Organisieren« ging notfalls ohne, leichter mit »Beziehungen«.

»Beziehung« war ein Fachwort, Schlüsselbegriff der Überlebentechnik, und nicht neu. Aber der terminus technicus bekam, im nachhinein betrachtet, eine neue und ganz andere Qualität; er wandelte sich, zunächst unauffällig, zum Schlüsselverfahren des Weiterlebens. Das begann als Nachrichtengerinnsel. Das Gerinnsel wurde stärker; Nachrichtenbäche entstanden und wuchsen zu einem Flußnetz zusammen.

Welche Nachrichten? Die aus der Weltpolitik oder der »Politik« der Besatzungszone? Nichts dergleichen. Eine sehr wichtige Nachricht z.B. lautete: »Hast du gehört, der Holtkamp ist wiedergekommen ...« oder auch: »Lindemanns drüben an der Ecke haben ihren Laden freigeschaufelt; die wollen wieder anfangen ...« oder auch: »Die sagen, den Dom kann man wiederaufbauen, aber das soll mindestens dreißig Jahre dauern.«

Was geschah da? Die Häuserruinen blieben Häuserruinen, natürlich, aber sie gewannen unmerklich eine Identität zurück. Nun war es nicht mehr der dritte Schutthaufen in der Straße hinten rechts, sondern das zerstörte Haus der Schuher oder Brannekämpers. Die Stadt ohne Gesicht bekam wieder ein Gesicht, furchtbar verbrannt, mit roten Wunden und noch nicht vernarbt, aber ein Gesicht.

Was geschah da in den Ruinen? Das Netzwerk des Miteinanderlebens, das Netzwerk von Kenntlichkeit und Regel, das

hoffnungslos zerrissen und verschwunden schien, wurde jetzt wieder geknüpft. Über die Familie, den letzten verbliebenen Knotenpunkt, hinaus in die jeweils nächste Welt hinein, in die Straße, in das Viertel, die Stadt. Zaghafte erst, dann mühsam und schließlich doch mit wachsender Hoffnung.

Hoffnung worauf? Daß sich eine von Trümmern verschüttete, unter Einsamkeit verborgene, bei manchen die von Tränen unterspülte Ahnung doch als Gewißheit erweise: die Stetigkeit des kleinen Ortes und der Menschen, die man gekannt hat und die noch da sind oder die wiederkommen ... keine Stunde Null.

Dann geschah etwas so Schlichtes, ja Banales, daß ich es heute kaum niederschreiben wage: Der Frühling kam. Ich meine nicht den einer anderen Ordnung oder den des neuen Geistes oder ähnlich Aufwendiges – nein, schlicht den, der gelbe Blüten bringt, grünes Laub und erste Wärme. Der Hunger roch da nicht mehr ganz so schlecht und nicht mehr so säuerlich-bitter.

Meine Erfahrung des Winters 1945, weit vor jedem politischen Denkenwollen, aber eben deshalb dieses Denken auf Dauer prägend, war gleichermaßen schlicht: die Stetigkeit sichern, den Ort sichern, die Straße sichern.

Sebatum in Westfalen.

Die Anfangsnotiz »Weihnachten 1945 – Moment totaler Geschichtslosigkeit?« habe ich weggeworfen. Es war doch eine allzu groß geratene Geste des Wortes. Das fordert zuviel Theorie heraus. Da kann ich mit meiner ganz persönlichen Erfahrung eines schwarzen, ärgerlichen und nassen Winters nicht mithalten. Ich belasse es einfach bei den Notizen über meine Heimkehr. Andere werden andere Erfahrungen notieren.

Die grauen Steine von Sebatum sind in der Dunkelheit des ladinischen Tales nicht mehr zu sehen. Das Licht sinkt im Westen hinter die Berge zurück.

Morgen früh sind die Steine wieder da, stetig wie eh an der alten Straße. Die über sie gezogen sind, waren in der Mehrzahl wohl nicht die arroganten Helden, sondern die geprügelten Hunde.

Die Hunde der Kriege.

PETER VON ZAHN

Wer kann schon von sich behaupten, mit seiner Stimme Geschichte gemacht, mit Nasallauten einen unvergeßlichen Eindruck hinterlassen zu haben.

Peter von Zahn hat es getan. Damals, als er aus den Vereinigten Staaten über den Bildschirm wöchentlicher Gast in fast jeder deutschen Wohnstube gewesen ist, haben seine Zuhörer viele Neuigkeiten aus der Neuen Welt in sich aufgesogen. Den größten Nachhall hinterließ aber seine Diktion, seine Art, Pausen einzuschieben, wo alle einen klaren Redestrom erwartet hätten.

Peter von Zahn gehört zum Urgestein des deutschen Nachkriegsjournalismus, unvergeßlich, wie er – ausgerüstet mit einer amerikanischen Umhängetasche aus grobem Leinen – Seite an Seite mit Axel Eggebrecht, Gregor von Rezzori, Ernst Schnabel und anderen Wegbereitern des neuen deutschen Rundfunks durch die Gänge des Hamburger Funkhauses schob, ständig auf der Suche nach jüngeren Kollegen, die wie er bereit waren, eigene Fehler der Vergangenheit aufzuarbeiten, einem Volk ohne Hoffnung neuen Lebensmut einzuflößen. In dieser Zeit sind auch seine ersten Hörfunk-Kommentare entstanden, von denen einer dieses Buch schmückt. Heute würde sich der Vielgereiste und Weltgewandte sicher weniger geschwollen ausdrücken, vor zuviel seelischem Zuckerguß hüten. Er hat das selbst zugegeben, als ich ihn um einen Beitrag für dieses Buch gebeten habe. Doch als Zeitdokument hat sein ›Wort an die Hörer‹ vom Heiligen Abend des Jahres 1945 auch jetzt noch unschätzbaren Wert. Es wird dazu beitragen, der jungen Generation deutlich zu machen, daß ihre Probleme in den ersten Monaten nach dem Krieg schon ihre Väter beschäftigt haben.

Weihnacht der Einsamen

Wo sich in dieser stillen Nacht die Familien zusammenfinden, da bleiben viele Plätze leer. Die sie einnehmen sollten, sind vielleicht nicht mehr unter den Lebenden, oder sie weilen wer weiß in welchem verlassenen Winkel dieser Erde. Sie liegen in kahlen Lazaretträumen. Sie ziehen über die kalten Landstraßen oder nächtigen im Schmutz der Wartesäle. Andere starren in fernen Ländern hinter Stacheldraht die Wände ihrer Baracken an und können nur ihre Gedanken heimsenden – in Häuser, von denen sie nicht wissen, ob sie noch stehen, und zu Menschen, die wie auf einem fremden Gestirn zu wohnen scheinen. So undurchdringlich ist die Schweigezone, die um sie aufgerichtet ist.

Gemeinsam ist uns heute weniger die Freude am Fest als die Trauer um die, die nicht zugegen sind. Durch das ganze Volk, durch den ganzen Erdteil zieht sich eine unsichtbare Bruderschaft der Einsamen, Heimatlosen und Getrennten. Für diese Bruderschaft möchte ich sprechen. Vielleicht, daß manche, die sich suchen zu dieser Stunde, ohne es zu wissen, gemeinsam meine Worte hören. Vielleicht ist es doch möglich, ihren Gedanken die gleiche Richtung zu geben, wenn ich in Worte zu fassen versuche, was wir in dieser Weihnacht der Einsamen empfinden dürfen.

Das deutsche Volk muß diese erste Weihnacht des Friedens sehr einsam begehen. Einsam und im Armenhaus der Welt. Das ist nach all dem Geschehen nicht verwunderlich. Es kann sogar gut so sein. Denn der äußerliche Frieden, der zu uns im Gewande des Zwangs, der Not und der Bedrängnis

gekommen ist, der sollte ja von uns umgeformt werden in einen wahrhaften Frieden, in einen Frieden mit uns selbst. Dazu kann uns gewiß die Einsamkeit helfen, in die unser Volk geraten ist.

Wir werden Zeit haben, uns nachdenklich zu betrachten, und wir werden dann vielleicht zu unserem Erstaunen feststellen, daß wir nicht am Ende unserer Möglichkeiten sind. Wir werden bisher übersehene Eigenschaften, wenigstens im Keim, in uns entdecken, die zu entwickeln dienlicher ist als die Entwicklung neuer Waffen und neuer Rassentheorien. Zum Beispiel den Gerechtigkeitssinn, den man uns eine Zeitlang in der Vergangenheit nachsagte. Oder die Frömmigkeit, mit der wir es in glücklicheren Jahrhunderten hielten, ehe wir uns weismachen ließen, daß sie ein Ballast sei auf dem Weg zu Größe und Ruhm. Oder die liebende Versenkung in das Wesen anderer Völker – ein Vorzug, den man zur Zeit unserer Urgroßeltern noch als solchen empfand. Wenden wir also den Blick nach innen, als sei es ein fremdes und neues Land, das es zu erforschen gilt und dann zu bepflanzen mit gutem Gewächs. Mancher ahnt es schon: Das Beste wird uns in der Stille gegeben. Die großen Formkräfte dieser Welt kündigen sich ja nie mit Fanfaren an und kommen selten in lärmender Gesellschaft nieder. Sie suchen sich einsame Gegenden und stille Nächte für ihre Entstehung aus.

Einen abgelegenen, armseligen Stall zum Beispiel, am Rande der besiedelten Welt und inmitten eines kleinen Völkchens, das nicht eben zu den Geehrten und Mächtigen des Erdenrunds gehörte. Dort zwischen Ochs und Esel und bei einsamen guten Hirten war es damals geschehen.

Wenn wir heute dieser Nacht vor zwei Jahrtausenden ge-

denken und der Geburt der folgenreichsten Idee, die je Menschen bewegt hat, so werden wir zugleich gewahr, welche Wandlungen das Christentum im Verlauf der Zeiten durchgemacht hat. Wenn nicht alles täuscht, so stehen Christentum und Kirche wiederum in einer gewaltigen Umbildung. Niemand von uns kann sie teilnahmslos mitansetzen, denn niemand ist unberührt geblieben vom Geist dieser Lehre. Und deswegen gerade hat ein großes Unbehagen die Menschheit ergriffen mit der Form ihres Glaubens und Unglaubens. Dieses Unbehagen äußert sich in allen Tonarten von schärfster Ablehnung über gespielte Gleichgültigkeit bis zu dem leidenschaftlichen Versuch, den uralten heiligen Worten einen neuen Sinn abzugewinnen. Die Kirche selbst wird von Unruhe ergriffen und fühlt in den drängenden Bewegungen dieser Zeit, daß es lediglich mit der Verkündigung des Wortes und mit seinem Hören, daß es mit der Spendung der Sakramente und ihrem Genuß allein offenbar nicht mehr getan ist. Was früher Mittelpunkt der Lehre war, das scheint sich allgemach an die Peripherie des Christentums zu schieben. Ins Zentrum unserer Gedanken aber rücken die praktischen Forderungen der Nächstenliebe. In anderen Ländern verschließen sich dem die Kirchen und ihre Organisationen immer weniger.

Warum erst jetzt diese Entwicklung? Vielleicht, daß wir durch die hochfliegenden Gedanken der Apostel von allem Anfang an verführt wurden. Für ihre Zeit mag die spekulative Ausbildung der Lehre Christi recht gewesen sein, denn sie fand ja eine in der hohen Lebenskultur des Hellenismus erzogene Gemeinde. Wir aber sind ein Volk, daß sich seit langem mehr und mehr barbarisiert. Deshalb scheint mir, daß wir

allzu lange das Pensum der Oberprima des Christentums zu absolvieren versuchten, anstatt erst einmal das Klassenziel der Sexta zu erreichen. Dort lernt man vor allem: christlich handeln. Die feineren Unterscheidungen kommen später.

Vielleicht hängt damit zusammen, daß die Kirchen fast nur noch bürgerlichen Zulauf haben. Das Zeitalter des Bürgers aber, des behüteten, des umfriedeten Bürgertums ist am Verrinnen. Eine neue Gestalt ist auf die Bühne der Weltgeschichte getreten: grau und einsam, trotz millionenfacher Wiederholung, steht der Arbeiter vor uns. Das ist nicht der unabhängige Bourgeois im Zylinder, der Konkurs machen kann, wenn die Geschäfte nicht gehen wollen. Es gibt keine Unabhängigkeit mehr im sozialen Bereich. Das Heer der Arbeiter ist abhängig von den großen Vorhaben der Welt, die nach Sozialismus drängt, weil anders der Bankrott der Menschheit nicht aufzuhalten ist.

Hier läge eine große Aufgabe der Kirchen. Der Sozialismus muß mit einer Religion christlicher Tatkraft innig verwoben werden, oder es wird in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts eine moralische Eiszeit anbrechen. Schon haben wir uns daran gewöhnt, Wärme nur noch in Form von Explosionen und Brandbomben zu spenden.

Der Arbeiter wird freilich nicht an die Kirchentüren pochen. Die Kirche muß schon zu ihm kommen, sonst wird der Gesellschaftsbau, den die Arbeiter aller Länder mit ihren risigen Händen errichten, etwas von der Härte und Lieblosigkeit ihres Tuns an Fließbändern und Fräsmaschinen bekommen. Sonst wird zum Schaden aller in unserem schlecht ausbalancierten Volk noch Schlimmeres geschehen, als schon geschehen ist.

Wer an diesem Weihnachtsfest mit Innigkeit der Toten des Krieges gedacht hat, der mag sich vielleicht auch die Frage vorgelegt haben: Was würden die Dahingeshiedenen uns sagen, wenn sie noch reden könnten?

Ich glaube, ihre Stimme würde mit der bangen Frage an unser Ohr dringen: Was macht ihr aus unserem Tod? Und diese Frage trifft uns alle, ob Deutsche oder Franzosen oder Russen. Denn unter dem Rasen sind alle Menschen gleich, sie reden alle einerlei lautlose Sprache. Auch liegt der eine nicht stolz da, weil etwa der Sieg seines Landes seinem Tode Sinn gegeben hätte, und der andere traurig über die Niederlage. Was sie im letzten Atemzuge noch trennte, das ist für die Toten vorbei. Denn der Tod im Kriege hat keinen polnischen oder englischen Sinn, sondern nur einen menschlichen; so wie ja auch unter diesem Krieg nicht nur *eine* Nation seufzte, sondern die ganze Menschheit litt. Wie sie daliegen, die Gefallenen, so sind sie nur eine große und stumme Frage: Was macht ihr aus unserem Tod?

Der Tod soll dem Leben dienen, und die Hoffnung der Toten soll die Grundlage unserer Zukunft sein. Die Zukunft aber liegt in den Händen der Jugend, und unsere Jugend – ich meine jetzt die deutsche Jugend – läßt die Hände sinken und steht abseits bei dem großen Werk des Friedens, das ebenso ein Werk der ganzen Menschheit sein sollte, wie es der Krieg gewesen ist. *Muß* die deutsche Jugend abseits stehen?

Bedenken wir doch für einen Augenblick ihr Schicksal. Diese Jungen sind ausgezogen für etwas, was den meisten ein gutes Werk schien. Es war ihnen so eingepägt worden durch viele Jahre. Sie hatten sich willig hingegeben im guten Glauben an Ziele, die sie begeisterten, denn sie wollten begeistert

sein und hatten von keinen anderen Zielen gehört. Diese Jugend schlug sich in stummer Tapferkeit und sah, wie Freund um Freund sein Leben auf verlorenem Posten hingab. Und nun ist sie von den Schlachtfeldern in die tödliche Langeweile der Gefangenenlager marschiert, und wer inzwischen entlassen ist, der blickt um sich, und alles ist so anders, als er gedacht hat. Man ließ sich zum Krüppel schießen, und scheinbar dankt es einem niemand. Die Auszeichnungen gelten nichts mehr. Die Führer, die sie verliehen und denen man den Eid geschworen hatte, haben sich aus dem Leben gestohlen oder stehen vor dem unerbittlichen Gericht derer, die sie zu ihren Opfern machen wollten. Neue Männer stehen an Stelle der Kreisleiter, und schaut man genau hin, dann sind diese neuen Männer auch nur alte Männer.

Warum? Weil die Jugend abseits steht! Mit ungewohnten Ausdrücken wird sie traktiert: Abstimmung, Selbstverwaltung, Demokratie. Was soll sie sich dabei denken, diese Jugend, die stets nur auf Befehle gehört hat und als erstes in der Schule vernahm, daß das Wort Demokratie die Umschreibung für ein morsches Gebilde der vergangenen Epoche sei? Und die Segnungen der Demokratie, sie bestehen in Armut, Frost und Hunger, in Schulen, die nicht eröffnen, und in Berufen ohne Verdienstaussichten. Ja, dann noch etwas: Deutschland, für das Hunderttausende von jungen Menschen zu sterben bereit waren, steht nun vor aller Augen als der ewige Angreifer da, nachdem es aus dem Munde der Lehrer so anders geklungen hatte: Deutschland, stets das angegriffene, das mißhandelte Land; so war es doch gelehrt worden.

Vielleicht ist es nur zu begreiflich, daß unter diesen Umständen die Jugend verwirrt und trotzig abseits bleibt. Viel-

leicht ist es begreiflich, daß sie insgeheim beginnt, die vor einem Jahr noch verfluchte Zeit des Kommiß mit einem Glorienschein zu umgeben, und den Nationalsozialismus dazu. Denn immerhin, man konnte seine Hoffnung an den verlockenden Dingen wärmen, die er versprach.

Es soll heute nicht erörtert werden, welche Irrtümer, welche falschen Vorstellungen diesem zähen Festhalten an einer versunkenen Welt zugrunde liegen. Es ist das Vorrecht der Jugend, eigensinnig, spröde und romantisch zu sein. Es ist ihr Vorrecht, lange an Idealen festzuhalten. Es gibt Lebensalter, in denen man die Augen vor den Leiden der anderen verschließt und nur seine eigenen sieht, so wie wir heute den Hunger der anderen Länder Europas nicht sehen wollen, während wir zugleich für unsere eigene Notlage unsere Gegner verantwortlich machen. Wir wollen davon heute nicht sprechen, sondern einfach die Tatsache als gegeben hinnehmen, daß die deutsche Jugend, junge Männer und Mädchen in gleicher Weise, das Neue ablehnt und den Ideen des Nationalsozialismus treubleibt. Ja, es ist so, selbst wenn es der einzelne heftig abstreitet und gar kein Nationalsozialist sein will, sondern nur ein paar Atombomben auf Moskau oder auf New York abgeworfen haben möchte. Wir wollen dieser Haltung noch einmal die Frage der Gefallenen aller Länder entgegenstellen: Was macht ihr aus unserem Tod?

Diese Frage ist an alle gerichtet. Auch an die Sieger. Wir wissen, daß sie aus den von Hitler hinterlassenen Ruinen Deutschlands über Nacht kein Paradies hervorstampfen können. Wir vermuten, daß solches auch gar nicht ihre Absicht ist, solange die Völker ganz Europas und halb Asiens am Bettelstabe dahinschleichen. Aber wir befürchten, daß die Sieger

die brodelnde Gefahr nicht deutlich genug sehen, die in einem aufs Äußerste zusammengepreßten, überfüllten, verarmten Deutschland entstehen muß, wenn nicht Ventile geöffnet werden zur rechten Zeit, wenn nicht die Abschnürungen gelockert werden, die uns den Atem benehmen. Daß Siegervölker auf ihre Sicherung bedacht sind, das wird ihnen niemand verübeln können. Aber das darf nicht der einzige Leitfaden des Handelns sein. Ein dahinsiechendes Volk ist kein Nachbar, mit dem sich eine gesunde Friedensgemeinschaft errichten läßt. Der Weg in den Frieden darf nicht nur mit unseren guten Vorsätzen, er muß auch wenigstens teilweise mit Kohlen gepflastert sein, und hinter allen Mühsalen, die uns erwarten, wenn wir die beispiellosen Schäden in Europa abgelden wollen – hinter all diesen Mühsalen muß doch eine Hoffnung erkennbar bleiben, für die unsere Jugend leben kann. Es muß eine begründete Hoffnung sein auf eine Zeit, da unsere Jugend teilhaben kann an dem weiteren Raum, den allein große Staatenbünde und Völkerfamilien heute dem einzelnen eröffnen. Daran sollten sich die Sieger mahnen lassen, denn alle Toten dieses Krieges sind, ob sie es nun ahnten oder nicht, für den Frieden der Welt gestorben, und Friede kann nur sein, wo die Arbeit nach ihrem Wert bezahlt wird und Platz und Hoffnung ist für die Entwicklung aller guten Kräfte.

Unsere Jugend kann nicht von Almosen allein leben. Es muß ihr Hoffnung gegeben werden. Aber damit allein ist es auch nicht getan; ein neues Lebensziel kann uns nicht von außen gegeben werden. Es kann auch nicht von den Grauköpfen vorexerziert werden. Die Jugend muß es selbst finden. Ich sagte schon, es ist kein Wunder, wenn die Jugend kühle

Ablehnung zeigt. Aber es wird damit nichts gebessert, daß sie sich in verdrossener Opposition verklemmt. Ein wenig Hoffnung muß die Jugend schon auf sich selbst setzen, auf ihre Kräfte, neue Ideen zu entwickeln. Was stünde dem entgegen? Eigentlich nichts. Und worauf müßten sich die neuen Ideen der Jugend gründen? Vielleicht auf zwei sehr, sehr einfache Grundsätze. Der eine heißt: Sei schonungslos mit dir selbst und sieh dich, wie du bist – nicht als Märtyrer, sondern als Lernender aus den Fehlern der Vergangenheit. Und der zweite Grundsatz ist: Sei hilfreich zu deinem Nachbarn und leiste Beistand, ohne nach dem Dank zu fragen.

Die Zeitschrift der Hitlerjugend hieß ›Wille und Macht‹. Das war eine Parole, die manches zu wünschen übrig ließ. Zum Beispiel die Antwort auf die unvermeidliche Frage: Wille wozu und Macht wofür? Ich fürchte, man hat den Willen zur Macht gemeint und die Macht um der Macht willen; und man hat darüber vergessen, daß wahre Macht nur dort ist, wo der Wille unter den Gesetzen steht. Das hat sich gerächt. Wir haben unsere Machtposition eingebüßt. Aber wir sollten uns bemühen, diese Einbuße durch Zuwachs an moralischem Einfluß wettzumachen. Das ist nicht unmöglich. Ein Land, in dem auch deutsch gesprochen wird, hat dafür das beste Beispiel gegeben: Ich meine die Schweiz. Sie ist zwar ein kleines Land geblieben. Aber das Gewicht ihrer Stimme ist vielleicht größer als das gewaltiger Reiche. Seit einem Jahrhundert gibt sie unserem Erdteil ein Beispiel, wie vier Völker und drei Konfessionen friedlich in einem Verband leben können. Wir sollten daraus zu lernen versuchen. Man ist dort schonungslos mit sich selbst und hilfreich zu seinem Nachbarn. In der Schweiz wurde zwar nicht die Atombombe, dafür aber das Rote Kreuz

erfunden, dessen Zeichen auf alle Einrichtungen der tätigen und heilenden Nächstenhilfe übergegangen ist.

Wir sollten die Worte »Wille« und »Macht« aus unserem Wortschatz streichen. Statt dessen sollte die Jugend auf ihre Fahnen die Aufforderung schreiben: »Sei selbstlos und hilf!« Was wäre heute wohl die zukunftsreichste Organisation in Deutschland? Eine Verbindung der deutschen Jugend: mit dem Zweck, allen beizustehen, die Not leiden. Wieviel Idealismus, der jetzt brach liegt, könnte in diese Organisation einströmen! Man sage nicht, wir hätten nicht die Mittel dazu. Wir haben nur noch nicht die Jugend dazu. Aber ich bin sicher, bei einer solchen Aufgabe, die überhaupt nur der Schwung junger Jahre bewältigen kann, würde sich die deutsche Jugend finden. Vielleicht plötzlich Hand in Hand mit der Jugend anderer Länder Europas, vielleicht anderen Ländern voran an Erfahrung, Erfindung und Mut. Käme es so – und es könnte so kommen, wenn die Jugend ihre große Chance begriffe –, dann könnten wir mit dankbarer Gelassenheit der Toten aller Welt und zweier Kriege gedenken, wenn sie in weitem Kreise um ihre Vaterländer verstreut liegen. Nur so können wir ihrem Tode den rechten Sinn geben.

Auch Hitler rief zwar, als er 1935 die Aufrüstung bekannt gab: »Nun sind die Toten von 1914 nicht umsonst gefallen!« Aber was meinte er damit? Neuen Krieg und neuen Tod. Lassen Sie uns das nicht meinen. Lassen Sie uns dafür sorgen, daß diesmal aus dem Sterben von Millionen ein friedevolles Leben erwächst. Ein sinnvolles Leben, bei dem niemand abseits stehen muß, der guten Willens ist.

Zündstoff ist auch sonst genug da. Von dem Kelche, der an der großen Mehrzahl von uns nicht vorübergegangen ist,

haben manche kaum genippt, einige gar nicht getrunken. Mit Glück und Pffiffigkeit haben sie das Ihre über die Stromschnellen der Zeit gebracht. Und nun sitzen sie triumphierend auf ihrer Habe und denken nur daran: Wie kann ich sie schnellstens vermehren? Zugleich zittern sie aber doch vor den Enterbten und Verarmten. Sie sollen sich dieser Angst dadurch entledigen, daß sie freiwillig mithelfen, Not zu lindern, unter welcher Gestalt und wann immer sie auch an ihre Tür klopft.

Inmitten dieser Not ist es schwer, ein Wort des Trostes zu sagen. Mögen wir auch noch so überzeugt sein, daß die dunkelsten Tage vorüber sind, so wird uns doch der Gedanke an Trost heute allzu oft durch eins verbaut: durch die Bitterkeit unseres Gemütes. Diese Bitterkeit tut sich in den herabgezogenen Mundwinkeln und dem kurzen, harten Auflachen unserer Zeit kund. Sie herrscht da, wo einer fühlt, daß er versagt hat, und wo er es sich nicht einzugestehen wagt, weil er zu bequem ist oder auch zu feige, mit sich ins Gericht zu gehen. Wer hätte nicht in diesen letzten fürchterlichen Zeiten oft und oft versagt? Wer hätte nicht, um es deutlicher zu sagen, Konzessionen gemacht, sein Gewissen mißhandelt und seine Menschenrechte verkauft? Davon blieb der und jener schmerzhaft Stachel zurück in unserem Gemüt. Es entstanden Kammern verstockten Leides, aus denen kein anderer Ausweg zu führen scheint als in die Bitternis der Anklage gegen Zeit und Welt und Umstände. Solche Anklagen sind an die falsche Adresse gerichtet und fruchten gar nichts. Aber diese Verhärtung in der Bitterkeit macht Trost fast unmöglich und den Frieden mit uns selbst zu einer Illusion.

Vielleicht wird uns die Einsamkeit die Selbstprüfung erleichtern. Vielleicht, daß wir aus unserem großen Alleinsein die heilsamen und tröstlichen Kräfte entwickeln können, denen der Hader mit dem Geschick und die Bitterkeit der Gedanken einmal weichen müssen. Vergessen wir nicht, daß dem Einsamen zwei Helfer bleiben: die Zeit und ihre Schwester, die Geduld.

Die stille Bruderschaft der Einsamen, der Getrennten und Heimatlosen, ist in dieser Weihnacht so groß, daß fast jeder zu ihr gehört. Sie wird mit der Zeit dahinschmelzen, es werden weniger und weniger werden bis zur nächsten heiligen Nacht und schließlich bis zu jenem Zeitpunkt, da der Letzte unter uns wieder gefunden hat, was er sucht. Und wenn dann die Worte von der guten Botschaft erklingen und die alten Lieder gesungen werden, dann werden wir uns vielleicht der heutigen Weihnacht und unserer Einsamkeit erinnern und den Frieden, den wir dann mit uns geschlossen haben, datieren von diesen dunklen Zeiten. Mag uns auch heute noch ihr Sinn verborgen sein, dann werden wir die Worte enträtselt haben, die wir als Kinder so andächtig nachsprachen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erde den Menschen, die guten Willens sind.

